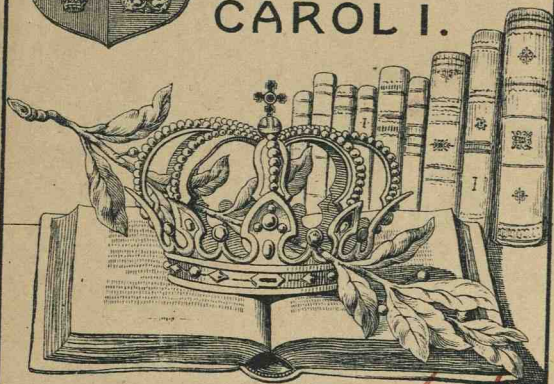




BIBLIOTECA  
FVNDATIUNEI  
VNIVERSITARE  
CAROL I.



Nr. Inv. ~~1646~~ - 10006 B.

Secțiunea XII XI

Raftul 76 89518

GESAMMELTE WERKE

VON

THEODOR GRAF HEUSENSTAMM.

VI.



No. 1046

263168(6)

# GESAMMELTE WERKE

VON

## THEODOR GRAF HEUSENSTAMM.

VI.

ERZÄHLUNGEN: ZWEITER THEIL.

KRITISCHE SCHRIFTEN.

REFLEXE UND REFLEXIONEN.

C104630



WIEN, 1900.

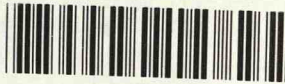
WILHELM BRAUMÜLLER,

K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

0/953

BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITARĂ  
BUCUREȘTI  
COTA..... 89 518

**B.C.U. Bucuresti**



**C104630**

RC 133/03

Druck von ADOLF HOLZHAUSEN in Wien,  
K. UND K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKER.

## EINLEITUNG.



Von den in ungebundener Rede abgefassten Schriften Heusenstamms fand nur das Drama »Der Virginier« innerhalb der ersten vier Bände platz. Alles übrige ist im fünften und sechsten Bande zusammengestellt. Deutlich scheiden sich hier drei Gruppen: Erzählungen, kritische Schriften, Reflexionen.

Quod dixi vixi, quos cantavi amavi — die Worte stehen als Motto auf den Titelblättern der beiden Theile von Heusenstamms Sammelwerke »Im Abendstrahl«. Erlebt ist seine Dichtung und seine Betrachtung; aus dem inneren Erlebnis keimt seine Kritik. Am stärksten indes ist des Dichters Leben in seinen novellistischen Versuchen zur Geltung gekommen. Heusenstamm ist der Giulio der »Schattenrisse«, ist Adolf in »Arm und Reich«, ist Victor in der »Genesung«; er ist der Enthusiast, der die »Primadonna« uns verlebendigt; im »Erleuchteten Fenster« hören wir von dem Schicksal seines Dramas »Das weibliche Herz«.

Die knappe, an den Anfang dieser Ausgabe gestellte Darlegung des äußeren Lebensganges konnte auf diese autobiographische Novellistik immer hinweisen; hier sei nur das Nöthigste beiläufig angedeutet. Es gilt ja nicht, Dichtung zu biographischen Zwecken auszubeuten, sondern der Dichtung selbst gerecht zu werden.

Nur eine der Novellen spielt in der Vergangenheit, der Heusenstamms Drama gerne sich zuwendet: der »Lie-

beszauber«; sie nennt sich ausdrücklich eine »florentinische Sage«. Sonst weilt er immer in der unmittelbaren Gegenwart; das Land rings um den Kahlenberg und Italien, vor allem die Riviera, bilden das dem Dichter liebe und vertraute Local. Selten nur und nur beihin führt er über diese Grenzen hinaus, etwa nach Tirol.

Frisch und stark empfunden tritt Wien und der Wienerwald auch dem heutigen Leser entgegen, der durch die überreichen bodenständigen Wiener Stimmungsbilder der neuesten Literatur verwöhnt ist. Bis unmittelbar zu Ferdinand von Saar leitet Heusenstamms feinfühligte Art heran, Wiens tiefere Schönheit zu charakterisieren.

Wenn heute ein jüngeres Geschlecht eifrig sich bemüht, den intimen Reiz des alten, allmählich verschwindenden Wien noch einmal bis ins Letzte nachzufühlen, so steht Heusenstamm mitten drin in diesem alten Wien und zeichnet es mit liebevoller Hand nach. Der behäbige Localpatriotismus, der banausisch singt: »s' gibt nur a Kaiserstadt, s' gibt nur a Wien«, liegt ihm freilich nicht. Allein schon in den »Schattenrissen« möchte er gern Predigtstuhl und Lehrkanzel besteigen, um verächtelnde Ausländer zu freudiger Anerkennung der kräftigen poetischen Eigenthümlichkeit seiner engeren Landsleute zu leiten. Das bunte Gewimmel des Volkspraters, der sprudelnde Strom des Brigittenkirchtages leiht ihm selbst Einblick in die lebendige Kraft des Wienerthums. Aus solcher Anschauung heraus keimt ihm sein Verständnis für Raimunds Eigenart. Doch nicht nur das Wienerthum, Wien selbst spricht zu ihm und Wiens Umgebung. So selten seine Lyrik bei den Stimmungen dieses Locals verweilt, in seinen Novellen zeichnet er immer wieder Wien bei Tag und Wien bei Nacht; die Brühl, das »unvergleichlich holde Thal« bildet den Hintergrund in den »Schattenrissen« wie in der »Genesung«. Im »Erleuchteten Fenster« hat Heusenstamm vollends für Wien gethan, was E. T. A. Hoffmann für das



alte Berlin leistete. Spukhafte Nachtstimmung in Rembrandt'scher Farbenwirkung, dumpf vom Stephansturme herabtönende Glockenschläge, Bilder des Todes und der Vergänglichkeit, all das lässt den Leser nicht weniger erschauern als Callot-Hoffmanns mit suggestiver Kunst ausgeführte Berliner Nachtbilder. Ist Wien dem Dichter sonst ein duftig bunter Blumenkorb, hier hüllt es sich in ein düsteres Gewand; weist es sonst eine fröhlich lachende Miene, hier ist es von Melancholie umfungen.

Wer nach dem Gemeinsamen sucht, das Heusenstamm mit der Novellistik Saars und seiner Nachfolger verbindet, der muss freilich von der Sprache absehen, in die unser Poet seine Wiener Stimmungen kleidet. Seine Lehrer sind Jean Paul, Tieck und E. T. A. Hoffmann; aus Eigenem gibt er auch als Prosaiker etwas geziert Blumiges hinzu. Seine Mädchen- und Frauengestalten suchen ihre Genossinnen in der romantischen Novelle, im jungdeutschen Roman. Interessante Frauen voll Weltschmerz, gelegentlich ans Pathologische streifende Gestalten offenbaren ihr compliciertes Gefühlsleben. Und doch: neben ihnen hat auch schon Heusenstamm das liebe süße Mädel dichterisch verklärt. Willi in den »Schattenrissen«, Lilli in »Arm und Reich« bilden den Typus vor, den heute Schnitzler vielgestaltiger formt. Den flüchtigen Bund zwischen dem Vornehmen, Reichen, Hochgestellten und der Armen, Hübschen, Lebenslustigen rückt auch Heusenstamm mild verzeihend in ein höheres Licht: »Am Ende ist ein schöner Traum, wie kurz er auch währe, vielleicht nicht zu theuer erkauf mit dem trübseligen Rest eines Lebens, das dem Armen doch nur als eine Bürde gegeben ward.«<sup>1)</sup>

Heusenstamms liebe süße Mädel entstammen vielleicht dem französischen Roman, vor allem den Pariser Schilderungen Balzacs. Allein er versteht, wenigstens in »Arm

<sup>1)</sup> Werke 5, 287.

und Reich«, dem ausländischen Vorbild ein vollblütiges Gegenstück Wienerischen Gepräges nachzuschaffen. In den »Schattenrissen« begnügte er sich mit leichterer Skizzierung; galt es doch nur eine Episodenfigur glaubhaft zu machen. Und überhaupt: nicht umsonst betitelt sich sein erster erzählender Versuch »Schattenrisse«. Etwas Schattenhaftes ist ihm eigen. Um einen Lieblingsvergleich des Dichters auf ihn selbst anzuwenden: wie die Bilder einer *Laterna magica* streichen die Figuren des Romanes an uns vorüber.

Ein halbes Jahrhundert nach dem Erscheinen des Buches hat Heusenstamm sicher und fest den Charakter seines Erstlings umschrieben: »Dem Buche fehlt vor allem das, was das Kunstwerk zu einem solchen macht: der künstlerische Verstand. Der Aufbau desselben ist zwar nach einer Idee, aber nicht nach einem Plane. Es ist wie ein Gebäude, an welchem man die Treppen vergessen hat und mitunter selbst die Thüren und nun, um hinein und von Gemach zu Gemach zu gelangen, mit Flügeln versehen sein müsste.«<sup>1)</sup> Wer freilich das Erscheinungsjahr 1832 beherzigt und einen Blick auf die gleichzeitige Romanliteratur wirft, dem erscheint die eigenartige Architektonik nicht länger unbegreiflich. Der romantische Roman hatte längst auf allen künstlerischen Aufbau verzichtet, der ihm folgende jungdeutsche steifte sich geradezu auf wirre, unklare Composition. Wie diese beiden großen Gruppen von Erzählungen arbeiten auch Heusenstamms »Schattenrisse« mit bunt durcheinander gewürfelten Tagebuchnotizen und Briefen; der epische Bericht tritt zurück neben der Reflexion, die ihrerseits gern Aphorismen an Aphorismen reiht. Goethes »Werther«, der zum guten Theile das Urbild jener romantisch-jungdeutscher Romane wie von Heusenstamms Dichtung ist, gebraucht auch Brief, Tagebuch-

<sup>1)</sup> Werke 6, 453.

notiz, Berichte eines Dritten, aber wie sauber und klar rundet er sich zu einem wohl componierten Kunstwerke, wie zerflattert alles in den Gestaltungen der Epigonen!

Heusenstamm ist auch in seinen späteren Erzählungen ein wenig vorsorglicher Baumeister. Treppen und Thüren zu machen wird ihm bis zuletzt schwer. Es interessierte ihn nicht. Im »Erleuchteten Fenster« hat er durch den Einschub des Kunstdialoges »Vox populi« alle Einheit zerstört; aber sehen wir selbst von diesem Fehlgriff ab, die Mehrzahl seiner Novellen lässt manche Züge vermissen, die dem heutigen Leser selbstverständliche Eigenheiten der Erzählungstechnik zu sein scheinen. Die moderne Novelle verlangt einen fast dramatisch bewegten Dialog; Heusenstamm lässt nur selten seine Personen in rascher Rede und Gegenrede sich besprechen. Das Local soll heute bis ins kleinste uns deutlich werden; Heusenstamm wird da und dort ein stark empfundenes Stimmungsbild geben, aber nur selten das Milieu ausmalen, in dem seine Figuren sich bewegen. Und die äußere Erscheinung seiner Personen sich zurechtzulegen, überlässt er meist dem Leser.

Der sorgsame Beobachter wird indes nicht verkennen, wie Heusenstamm allmählich der neueren Technik sich nähert. Seine Novellen reichen nicht umsonst in die Vierziger- und Fünfzigerjahre, in die Epoche also, in der die Prosaerzählung zur Lieblingsform deutscher Dichtung wird, und die in Österreich Adalbert Stifter und Josef Rank auftreten sieht. Wie der Dichter als Lyriker mit seiner Zeit vorschreitet, so ist er auch als Novellist von der Art Jean Pauls und Tiecks zu plastischerer Erzählungskunst emporgestiegen. Dem Auge wird mehr und mehr geboten; lebendiger, greifbarer wird alles. Freilich die starke Neigung zur Reflexion oder besser: zur psychologischen Analyse bleibt bestehen und gestattet nirgends dem Außenwerk, sich übermäßig breit zu machen. Ja, die Psychologie leiht den Novellen Heusenstamms ihren besten Reiz.



Von dem »geistigen Inhalte« der »Schattenrisse« weiß der greise Dichter Besseres zu berichten als von der Form des Romans: »Es fehlt weder an charakteristischen, wahrempfundnen Seelenzügen, noch an trefflichen Reflexen innerer wie äußerer Vorgänge.« »Aber,« setzt er einschränkend hinzu, »die Atmosphäre, aus der er seinen Lebensathem schöpft, ist unverkennbar von Einflüssen Jean Pauls und Hoffmanns bedingt, wenn auch mit eigenthümlichen Treibwurzeln aus der Phantasie und Erfahrungswelt des noch adoleszierenden Poeten. Und — sprechen wir es nur aus — das krankhafte Supersentimentale und Romantische jener, obgleich genialischen Schöpfungen, das unsere jetzige Empfindungsweise so fremdartig berührt, verleiht diesen ‚Schattenrissen aus Giulios Leben‘ ein air de famille mit jenen Gestaltungen.« Der heute nachprüfende Kritiker kann für die »Schattenrisse« weniger Hoffmann als Jean Paul zum Stimmungsgeber machen; und auch nicht den Humoristen und Kleinmaler Jean Paul, sondern vor allem den feinen Psychologen, der sublimiertes Gefühlsleben in zartesten Farben ausmalt. Jean Pauls Kunst, sonderbare Käuze mit schärfstem Griffel zu umreißen und humorvoll zu verlebendigen, ist unserem schwerflüssigeren, pathetischeren Autor nicht gegeben. Er stimmt seine ganze Erzählung auf den einen Ton sentimentaler Seelenmalerei, der den modernen Leser auch von Jean Paul abschreckt, und er gönnt sich nicht die anziehenden Intermezzi, durch die sein Vorbild das Publicum für die ermüdende Breite seiner ätherischen Psychologie entschädigt.

Schon bei ihrem ersten Auftreten im Jahre 1832 haben die »Schattenrisse« wegen ihrer einseitigen Färbung eine schroffe Ablehnung erfahren; in der Novelle »Die Genesung« erlebt Victor von Norwall einen ähnlichen Misserfolg. »Er sah,« heißt es dort, und Gleiches gilt von Heusenstamm, »seine Intentionen verächtlich ignoriert oder



böswillig missdeutet, die Bekenntnisse und den Ausdruck specieller Zustände als Confiteor der Unzulänglichkeit des Dichters dem Tadel, der Schadenfreude preisgegeben, Bilder und Phrasen, die im Zusammenhange mit dem Ganzen Sinn und Inhalt hatten, vereinzelt citiert und verspottet.«<sup>1)</sup> Wir begreifen, dass strenge, vielleicht böswillige Kritik diesen intimen Confessionen gegenüber leichtes Spiel hatte.

Doch wie die Technik des Erzählers Heusenstamm sich rasch und erfolgreich entwickelt, so auch seine Kunst, die menschliche Seele zu deuten. Wie er plastischer und lebfrischer zu schildern lernt, so gewinnen auch die psychologischen Probleme seiner Novellen an Schärfe und Bestimmtheit. Er steigt vom Ätherischen, Sublimierten zur Erde herab; freilich, er taucht nie im Gewöhnlichen unter. Liebesconflicte, aus complicierten Situationen keimend, spielen sich in Seelen ab, denen das Alltägliche fremd ist. Die feineren Gefühle auserlesener Naturen fesseln den Erzähler. Allein wenn der Held der »Schattenrisse« eine übersensitive Gliederpuppe ist und, unfähig sich der Welt gegenüber zu behaupten, an der Schwäche seiner seelischen Constitution zugrunde geht, so erstehen in Heusenstamms späterer Novellistik Menschen von Fleisch und Blut, denen auch eine robustere Natur nachfühlen kann. Nicht mehr entwickelt sich alles nur im Innern der Personen, nicht mehr steigt alles Glück und alles Leid einzig und allein aus dem Innern empor. Das Außenleben fordert seinen Antheil und wird berücksichtigt.

Zum Vortheil gereicht den späteren Erzählungen natürlich Heusenstamms wachsende Weltkenntnis. Der Psycholog, der in den »Schattenrissen« ein Seelengemälde geben will, kennt die menschliche Seele zumeist wohl nur aus Jean Paul. Heusenstamm ist immer geneigt, Gestalten und Charaktere seines engeren Kreises, also der aristokratischen

<sup>1)</sup> Werke 4, 426.

Welt vorzuführen. In seinem Erstling macht sich noch die Antipathie eines jugendlich gefühlvoll Stürmenden gegen die Conventionsmenschen geltend. Später setzt er gelegentlich den temperamentvollen, aber flüchtigeren Jüngling dem Weltmanne, dem Gereiften gegenüber ins Unrecht, so in der Erzählung »Durch den Nebel«. Aristokratische Lebensführung, die Gebräuche, Vorstellungen, Vergnügungen, Gewohnheiten der österreichischen Aristokratie bilden schon die Folie in den »Schattenrissen«. Allein um wieviel objectiver, um wieviel lebensklüger verwertet er später diese Erscheinungen, die ihn erst zu bitterer Satire herausgefordert hatten. Er lernt die Dinge hinstellen, wohin sie gehören. Vor allem aber lernt er tiefe Blicke in die Psyche der Frau thun. Wer die schemenhaften Frauengestalten der »Schattenrisse« beobachtet, dem würde nie möglich scheinen, dass Heusenstamm als Novellist ein Deuter weiblicher Seele werden könnte. Die stärkste Probe solcher Kunst gibt die Novelle »Durch den Nebel«; und zwar nicht nur, weil hier die Schicksale einer feingestimmten, früh über die Enttäuschungen des Lebens belehrten Frau erzählt werden. Heusenstamm liefert vielmehr den besten Beweis für seine Fähigkeit, sich in weibliches Fühlen einzuleben, wenn er diese Erzählung einer Frau in den Mund legt. Nicht eine eigentliche Erzählung mit Rahmen wie der »Canarienvogel«, widerspricht die Geschichte »Durch den Nebel« mit keinem Zuge der Fiction, Bericht aus Frauenmunde zu sein. So denkt, so fühlt eine feinsinnige Frau, die das Erlebnis einer Geschlechts-genossin erzählt. Ja, vielleicht erledigen sich einige Bedenken, die dem Leser sich aufdrängen, Bedenken vor allem gegen das Verfahren der Heldin, wenn jederzeit das Bewusstsein bestehen bleibt, die Erzählung stamme aus dem Tagebuche einer Frau.

Dem Milieu nach gehören »Arm und Reich«, »Die Genesung«, »Durch den Nebel« enge zusammen; sie sind

reifere Studien auf dem Felde der »Schattenrisse«. Immer behandelt Heusenstamm hier das Leben seiner Kreise; nur als Contrast erscheint zuweilen ein Bild aus anderer socialer Schicht. Das »Erleuchtete Fenster«, der »Canarienvogel«, die »Primadonna« fallen aus dem Rahmen jener anderen Novellen heraus. Im »Canarienvogel« berichtet ein Mönch von Liebe und Gegenliebe und von Verzicht; in das düstere Grau der Weltentsagung ist seine Geschichte gekleidet. Gemahnen »Arm und Reich«, »Genesung«, »Durch den Nebel« an die jüngere Wiener Novellistik Saars, so hat der »Canarienvogel« Züge Stifters und Storms: ein einsames Liebespaar, früh getrennt, findet sich nicht wieder; die für einander Bestimmten verlieren sich, um einzeln das verschwundene Glück beklagend, dem Tode oder wenigstens der Weltflucht zuzueilen.

Die »Primadonna« hingegen ist weit älteren Erscheinungen deutscher Literatur anzureihen. Wie hier Heusenstamm eine Künstlerin, Caroline Unger<sup>1)</sup>, und ein Kunstwerk, Donizettis »Anna Bolena«, dichterisch zu charakterisieren sucht, so hat E. T. A. Hoffmann Mozarts »Don Juan« in Novellenform zu deuten sich bemüht. Hoffmanns »Don Juan. Eine fabelhafte Begebenheit, die sich mit einem reisenden Enthusiasten zugetragen« (die Skizze erschien 1814 in seinen »Phantasiestücken«) ist Zug um Zug Vorbild von Heusenstamms geistreichem Versuche. Auf das Muster Hoffmanns, nicht auf seine Künstlernovellen, sondern auf seine spukhaften Vergegenwärtigungen italienischen Lebens der Vergangenheit geht die florentinische Sage »Liebeszauber« zurück; vielleicht wäre auch an Tiecks letzten Roman »Vittoria Accorombona« zu denken. Wie Tieck sonst gegen die grausen Effecte der französischen Romantik Victor Hugos polemisiert und unversehens in der genannten Dichtung selbst die gleichen Wege wandelt, so

---

<sup>1)</sup> Vgl. Werke I, XII.



auch Heusenstamm in diesem aus sündiger Leidenschaft, Verbrechen, Aberglauben, Zauberei, Mystik keimenden Höllenbreughel. Der »Liebeszauber« leih zugleich der etwas eintönigen Schar Heusenstamm'scher Novellengestalten eine reichere Mannigfaltigkeit. Sonst kehrt immer wieder: der sensitive, etwas sentimentale geistreiche Dilettant — das Abbild des Dichters; der wenig individualisierte Vertraute und Gewissensfreund, meist lebhafter, energischer, lebenslustiger als die Hauptperson; zwei oder drei Frauentypen, die erfahrene Weltdame, das naivliebende Mädchen aus höheren oder niederen Kreisen, die kleine, rasch zugreifende Cokette. Eine gewisse Familienähnlichkeit haben fast alle Heusenstamm'schen Personen; fast allen schenkt der Dichter einen starken Beisatz seiner eigenen Individualität. Die Schicksale des Mönches im »Canarienvogel« hätte Heusenstamm in gleicher Stimmung, in ähnlicher Resignation durchlebt, wenn sie ihm zugefallen wären. Ja, die Frauen seiner meisten Novellen sind auf den Ton seines eigenen weiblich zartfühlenden Naturells gestimmt.

Die »Primadonna« und das »Erleuchtete Fenster« leiten unmittelbar zu Heusenstamms kritischen Aufsätzen hin. Als Schüler Tiecks hat indes Heusenstamm auch schon in einige seiner anderen Novellen kritische Erörterungen eingefügt. Für Tiecks spätere Novelle, die hier auf den Spuren Goethes schreitet, ist Discussion künstlerischer Fragen unentbehrliches Ingrediens. Tiecks Novelle soll der Bildung seiner Zeit dienen und zugleich die Bildung dieser Zeit charakterisieren. So hat denn Heusenstamm schon in den jeanpaulisierenden »Schattenrissen« mitten zwischen schwärmerische Seelenergüsse gesellige Gespräche über Probleme der Dichtkunst und der Musik gestellt. Hamlet und Schubert, Novalis und Calderon bilden den Vorwurf der mehr oder minder tiefen, mehr oder minder geistreichen Unterredungen in den aristokratischen Wiener Kreisen, die Heusenstamm porträtiert. Immerhin



ein beherzigenswertes und erfreuliches Zeugnis für den Hochstand geistiger Interessen in den damaligen Wiener Salons! In die »Genesung« flicht der Erzähler selbst kritische Aperçus.

Das »Erleuchtete Fenster« zerfällt vollends in zwei schlechtverbundene Theile: eine traurige, dämmerhafte Liebesgeschichte und ein ästhetisches Gespräch. An anderen Stellen dieser Einleitungen<sup>1)</sup> sind Veranlassung und Tendenz dieses Kunstgesprächs berührt; es ist unter dem Titel »Vox populi« für sich erschienen als Absage des Dichters an das ihn verkennende Publicum. An Worte Goethes, des großen Individualisten, anknüpfend, kündigt es die Lehre von der Urtheillosigkeit der großen Menge. Viel Feines und Durchdachtes; aber auch manche falsche Analogie! Heusenstamm charakterisiert mit vollem Rechte die nothwendige Wandelbarkeit des Zeitgeschmackes; er plaidiert mit Erfolg für eine Kritik, die das eine nicht um des andern willen verwerfe, die nicht engherzig den gleichen Maßstab für alle Kunst brauche. Allein so glücklich er im Aufzeigen bestehender Irrthümer, Fehlgriffe, Mißbräuche ist, so wenig erfüllbar sind seine positiven Vorschläge. Und insbesondere hat er mit allem die künstlerische Rechtfertigung seines dramatischen Erstlings, die er anstrebt, nicht geleistet.

Glücklicher und erfolgreicher ist Heusenstamm, wenn er nicht abstract polemisiert und abstracte Programme aufstellt, sondern an eine künstlerische Individualität herantritt und sie zu deuten versucht. Noch nicht frei von Abstraction ist das »Musikalische Glaubensbekenntnis«; es

---

<sup>1)</sup> Werke I, XIV; 4, X. Über die in dem Dialoge berührte Frage der Tantième spricht sich wenige Jahre nach der Auf-führung von Heusenstamms Drama »Das weibliche Herz« L. A. Frankl vorsichtig und nicht ohne Bedenken zustimmend aus: Sonntagsblätter 1844, Nr. 10, Beilage S. 233.

erörtert den Gegensatz Mozarts und Beethovens; freilich nicht in parteiloser ruhiger Charakteristik. Es entstammt einer Zeit, da Beethoven noch ebenso bestritten war wie vor nicht langem Richard Wagner. Heusenstamms Naturell, Erziehung, Anschauungsweise, Geschmack drängte ihn zu Mozart hin. Ausdrücklich beruft er sich auch hier wieder auf Goethe und zaudert nicht, Mozart zum Helden zu wählen, dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet. Sicherlich macht ihn seine einseitige Vorliebe für Mozart ungerecht gegen Beethoven. Der heutige Leser staunt über manchen Vorwurf, der da gegen den jüngeren Meister erhoben wird. Unser strenger Kritiker ist ja gewiss bemüht, auch Beethoven gerecht zu werden; aber er geht doch so weit, Schillers Terminologie benützend, Mozart zum naiven Genie zu stempeln und Beethoven zum Nachschöpfer herabzudrücken. Beethoven eine Stufe tiefer zu stellen als Mozart wird heute kaum ein Kritiker wagen. Heusenstamms Verdict entstammt noch einer Kampfzeit, die heute überwunden ist; er sieht sich zur Parteinahme gedrängt durch die ebenso einseitigen Gegner, die er vor sich hat. Ja, in seiner nächsten Nähe erstand ihm in dem Freunde Hentl ein Widerpart. Hentl ließ 1868 ein Büchlein erscheinen: »Gedanken über Tonkunst und Tonkünstler«; in drei Aufsätzen, »Die Mozart'sche und Beethoven'sche Melodie«, »Raphael und Mozart«, »Händel und Beethoven«, vertritt er seinen entgegengesetzten Standpunkt. <sup>1)</sup> Gewiss

<sup>1)</sup> Die »Gedanken über Tonkunst und Tonkünstler« erschienen in Wien bei Arnold Hilberg. Hentls Biographie fehlt bei Wurzbach. Er war auch sonst schriftstellerisch thätig; unter dem Pseudonym Friedrich Dornau veröffentlichte er »Simpathien; Ein Bild aus dem Seelenleben. Wien und Leipzig. Josef Stockhölzer von Hirschfeld, 1846« und »Im Halbdunkel. Erzählungen. Breslau, Eduard Trewendt, 1868«. Mit seinem vollen Namen erscheint er auf dem Titel des Büchleins »Führer durch das Leben; Dichtungen« (Zürich, 1878). Vgl. auch I, XI.

ist manches Wort des »Glaubensbekenntnisses« für den andersdenkenden Freund geschrieben. Eine Fülle feiner Bemerkungen ist über den Aufsatz verstreut; aber er hat doch nur mehr historisches Interesse. Er offenbart, wie schwer es selbst den Höchstgebildeten geworden ist, sich in Beethovens Kunst hineinzufühlen. Ein interessantes Document zur Geschichte von Publicum und Künstler!

Weitaus die wertvollste kritische Gabe Heusenstamms sind seine beiden Aufsätze über Raimund. Mit ihnen beginnt die literarhistorische Würdigung des österreichischen Volksdichters. Scharfsichtig deckt der erste, »Ferdinand Raimund und die Leopoldstadt Bühne«, die Wurzeln auf, aus denen Raimunds Dichtung erwachsen ist. Die heutige Wissenschaft kann nur weiter ausführen, was Heusenstamm vorgezeichnet hat; das Wesentliche, die Stellung Raimunds zu seinen Vorläufern, sein Verhältnis zur parodistischen Kasperliade älterer österreichischer Bühnendichtung, ist von Heusenstamm festgestellt worden. Mit scharfer kritischer Lupe hat er dann »Alpenkönig und Menschenfeind« vorgenommen; wie weit er die gleichzeitige Kritik hinter sich läßt, beweist ein Blick in die Nummern von Bäuerles »Theaterzeitung«, die unmittelbar seinem dort veröffentlichten Aufsätze vorangehen.<sup>1)</sup> Feinsinnig deutet schon Heusenstamm auf die Schwierigkeiten hin, die Raimund in seinem Streben nach einer höheren, ihm doch unerreichbaren Kunst sich selbst schuf.

Die Aufsätze über Raimund lassen bedauern, dass Heusenstamm seine Begabung, dichterische Gestaltungen zu deuten und auf ihre Keime zurückzuführen, nicht weiter verwertet hat. Einen Ersatz bieten die »Reflexe und Reflexionen«, eine eindringliche Rundschau über das ihn im Alter umgebende geistige Leben. Leider sind die Tag für

---

<sup>1)</sup> Nr. 133 f. steht ein kritikloser Bericht über die erste Auf-  
führung des »Alpenkönigs«.



Tag hingeworfenen Aperçus nicht immer stilistisch gefeilt; der Gedanke, der zum Ausdruck kommen soll, beherrscht Heusenstamm so stark, dass er gelegentlich die Form vernachlässigt. Neuere Leser werden vielleicht dennoch leichter mit den »Reflexen« sich befreunden als mit dem precios jeanpaulisierenden Ton der Aufsätze über Raimund; Jean Pauls Bilderjagd widerstrebt uns heute.

Die »Reflexe und Reflexionen« bebauen das Feld von Heusenstamms gnomischen Versen. Ausführlicher, in bequemer Breite gehalten, bieten sie zugleich einen trefflichen Commentar zu den knappen versificierten Sprüchen; sie befassen sich auch mehr als diese mit dem einzelnen Individuum, das sie zu ergründen suchen, während die enge Versform dort nur Schlaglichter gestattete. Und gerade diese Analysen einzelner Individualitäten setzen die Reflexionen in nächste Beziehung zu den kritischen Schriften.

Natürlich fehlen abstracte Erörterungen allgemeiner Fragen nicht. Politik kommt wenig zur Geltung, im wesentlichen nur da, wo Heusenstamm die Probleme des Glaubens und der Religion, der Confession und der Theologie in seinem anticlericalen Sinne erwägt. Abstracter gehalten ist auch, was der Gegner Darwins hier — wie in den gnomischen Versen — gegen moderne Naturwissenschaft ins Feld führt. Ebenso sein Verdict über die Emancipation der Frau; der weiblich zarte Verehrer echter Frauenhaftigkeit konnte in seinem Urtheile nicht schwanken. Gerne geißelt er gesellschaftliche Untugenden und vermisst in der derber gewordenen Zeit die Anmuth früherer Sitte. In ästhetischen Fragen wird er jetzt seltener sich des allgemeineren über Probleme der Musik, über Buchdramen und ähnliche Themen auslassen, die der kritischen Thätigkeit seiner Jugend nahelagen. Die Hauptmasse der Reflexionen beschäftigt sich mit einzelnen künstlerischen Erscheinungen. Ein feinfühligler Leser, sucht er in dieses Kunstwerk, in jenen Dichter einzudringen; er stellt sie vor



sein kritisches Forum und spricht, unbeirrbar seinen ästhetischen Überzeugungen folgend, sein Urtheil aus. Heusenstamms Ansicht von Kunst und Künstler ist sich im wesentlichen gleich geblieben. Die Reflexionen des Greises stehen auf dem Boden der Aufsätze über Raimund, des »Glaubensbekenntnisses«, des polemischen Dialoges »Vox populi«. Ein hochgestimmter Idealist hält unentwegt das Banner der Dichtung fest, die um 1800 in Deutschland blühte und gedieh. Vor allem Goethe und Schiller, aber auch Wieland und Jean Paul, ja sogar die Romantik findet in ihm ihren Anwalt. Freilich, unbedingt huldigt er allein dem Classicismus der Weimaraner, während ihre unmittelbaren Vorgänger und Nachfolger zunächst nur im Lichte anregender Jugenderinnerung ihm verklärt erscheinen. Neben Goethe und Schiller nimmt Shakespeare einen breiten Raum ein. Doch Heusenstamm weiß zwischen seinen Lieblingen wohl zu scheiden; gegen Otto Ludwigs »Shakespeare-Studien« gewendet spricht er das noch immer beherzigenswerte Wort aus: »Es wäre Shakespeare ebenso unmöglich gewesen, einen ‚Wallenstein‘, eine ‚Iphigenia‘ zu schreiben, als Schiller und Goethe einen ‚Hamlet‘ und ‚Lear‘.«<sup>1)</sup> Unser Kritiker richtet stets das Auge scharf und eindringlich auf die eigenste Art jedes dieser Großen; sie erklärt ihm seine Vorzüge, aber auch seine Schwächen. Mehr als einmal bringt er in glückliche Formeln, was Shakespeare, Goethe und Schiller geleistet, und was sie nicht geleistet haben. Perspectivisch weiß er sie zu würdigen, er ist sich wohl bewusst, dass Shakespeare, sicher der Wirkung durch die unvergleichliche Kunst seiner Seelenmalerei, geringes Gewicht auf die realen Umstände lege; er will andererseits nicht mit den Romantikern und mit Otto Ludwig bei Schillers Mängeln verweilen und über sie vergessen, dass Schiller für sein

---

<sup>1)</sup> Werke 6, 271.

Volk Prophet und Priester und deshalb von beispielloser Wirkung sei.

Man sieht: kein einseitiges ästhetisches Credo wird zum Maßstab gemacht. Immer wieder überrascht den Leser ein Aperçu, das Heusenstamms Scharfblick bewährt. Wie gerecht wird er dem ihm völlig gegensätzlichen Talente Kotzebues! Doch auch wenn er, der sonst so gern begreift und versteht, den bösen culturellen Einfluss Heines feststellt, darf ihm Recht gegeben werden. Victor Hugo ist ihm nach wie vor unsympathisch; das abfällige Urtheil seiner Jugendnovellen bleibt bestehen. Aber Voltaire und Taine, George Sand und Daudet locken ihm feine und verständnisvolle Bemerkungen ab; so auch Byron und Dickens, Andersen, endlich spanische Dichtung.

Merkwürdig indes, wie scharf dieser laudator temporis acti über die österreichischen Zeitgenossen seiner Jugend urtheilt: Grillparzer wird bei aller Anerkennung der ihm charakteristischen Innerlichkeit und Originalität zu einem Dramatiker herabgedrückt, der seine Rollen einer großen Künstlerin auf den Leib zuschneidet. Halms geschickte Bühnenmache tritt in helles, doch auch recht ungünstiges Licht.<sup>1)</sup> Gegen die deutsche Dichtung, die dem Greise auf seinem Lebenswege begegnet, polemisiert er fast nur in allgemeineren Erörterungen; Namen werden da kaum genannt. Umso schärfer befiehlt er auf musikalischem Gebiete Richard Wagner und seine Anhänger. Noch immer sucht er zwischen Mozart und Beethoven zu scheiden; aber jetzt fühlt er sich doch auch als Anwalt jener beiden im Gegensatze zu der neueren Doctrin, die er im Wesentlichen mit Hanslicks Argumenten bekämpft.

Den geistigen Gehalt der vielen hunderte Heusenstamm'scher Aphorismen und Reflexionen auszuschöpfen, sei hier nicht versucht. Mehr als einmal wird der Leser

<sup>1)</sup> Werke 6, 267 f., 358.

zum Widerspruch herausgefordert; allein unverkennbar bleibt die rastlose Denkerthätigkeit, der nimmermüde Drang, sich mit der umgebenden Welt auseinanderzusetzen. Ein hochgebildetes Individuum, Individualist und Altruist zugleich, offenbart seine geistige Empfänglichkeit und doch auch seine scharfausgeprägte literarische und künstlerische Physiognomie. Bei aller Receptivität spricht Heusenstamm selber aus jeder Zeile dieser Betrachtungen.

Von Bismarck sagt der Österreicher Heusenstamm: »Bewusstsein, Wille und Kraft, wie sie sich bei diesem einzigen Manne vereint finden, die Energie der Geduld, um alles anzubahnen, und die Geduld der Kraft, um alles organisch zu entwickeln, sind eben so bewundernswert in ihm als das eiserne Gefüge seines Körpers und seines Charakters.«<sup>1)</sup> Heusenstamms Feinfühligkeit hatte ihn selbst dieses ihm völlig entgegengesetzte Naturell verstehen lassen. Er kann sich für den Mann begeistern, der alles hat, was ihm selbst mangelt, der »alles zur rechten Stunde unternahm«, während ihm selbst beschieden war, oft zur unrechten Stunde aufzutreten. Trifft er auch diesmal auf ein Publicum, das ihm völlig fremd gegenübersteht? Vielleicht glückt doch einer oder der anderen Seite dieser neuen Ausgabe seiner Werke, die Gestalt Heusenstamms der Gegenwart näherzubringen.



Grundlage des Textes der beiden letzten Bände ist:

Band V:

Schattenrisse aus Giulios Leben. Herausgegeben von Th. G. Grafen v. Heusenstamm. München, bei Georg Franz. 1832. 8°. X, 354 S.

<sup>1)</sup> Werke 6, 356.



Mayer von der Wyde hat, fußend auf seiner intimen Kenntnis von Heusenstamms Stil und Sprache, eine gründliche Überarbeitung des Romanes vorgenommen und alle Unebenheiten und Härten zu beseitigen versucht, die der Dichter selbst in einer neuen Auflage des Werkes nicht geduldet hätte. Der Redactor ließ sich von Ludwig August von Frankl's Rath in seiner Arbeit leiten.

Arm und Reich.

Die Genesung.

## Band VI.

Liebeszauber. Eine florentinische Sage.

Die drei Novellen wurden nach einer Handschrift, gleichfalls von Mayer von der Wyde abgedruckt. Sie wurden nach den Grundsätzen bearbeitet, die bei der Redaction des Romanes in Anwendung kamen.

Das erleuchtete Fenster.

Nach einer Handschrift. Das eingefügte Kunstgespräch (S. 78—95) ist bereits früher zum Abdruck gekommen:

Vox populi. Ein dramaturgisches Gespräch von Theodor Stamm. Bruchstück aus einer größeren Erzählung: Monatschrift für Theater und Musik. 1857. 3, 233—240, mit dem Motto: »Nichts ist widerwärtiger als die Majorität, denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich accommodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrölt, ohne im mindesten zu wissen, was sie will.« ,Des Menschenverstands angewiesenes Gebiet und Erbtheil ist der Bezirk des Thuns und Handelns. Thätig wird er sich selten verirren; das höhere Denken, Schließen und Urtheilen ist jedoch nicht seine Sache.«

Göthe, Naturwissenschaftliches.«

Vgl. »Sprüche in Prosa«. Hempel'sche Ausgabe. 19, 203 (Nr. 945) und 205 (Nr. 955).

Die Erzählung »Das erleuchtete Fenster« ist zum größeren Theile noch von Mayer von der Wyde überarbeitet.

»Mittheilungen am gastfreundlichen Herde.«

I. Aus dem Tagebuche der Mutter. Durch den Nebel: unter dem Titel »Leidenschaft und Liebe. (Aus dem Tagebuche einer Dame mitgetheilt.) Novelle von Theodor Stamm. Mit einem Stahlstich.« abgedruckt: Iris. Taschenbuch f. d. J. 1846. Herausgegeben von Johann Grafen Majláth. Pest. Leipzig. Jahrg. 7, 173—214. Eine Handschrift konnte benützt werden.

II. Aus dem Tagebuche der Tochter. Der Canarienvogel. Nach der Handschrift gedruckt.

III. Aus dem Tagebuche eines Enthusiasten. Die Primadonna: Sonntagsblätter, redigiert von Dr. Ludwig August Frankl. 3. Jahrg. Wien 1844. S. 385—393. Nr. 17 vom 28. April 1844. Eine Handschrift wurde benützt.

Ferdinand Raimund und die Leopoldstadttheater: Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst. 26. Mai 1828. Nr. 63, S. 329—334. Eine spätere Handschrift lag vor.

Nach Aufführung des Zauberspieles: Der Alpenkönig und der Menschenfeind. Allgemeine Theaterzeitung und Unterhaltungsblatt für Freunde der Kunst, Literatur und des geselligen Lebens. Herausgeber und Re-

dacteur: Adolf Bäuerle. Wien, Sonnabend den 8. November 1828. Jahrg. 21. Nr. 135, S. 538 bis 540, mit der Anmerkung: »Geneigte Leser, die über einige Beziehungen näheren Aufschluss wünschen, werden an einen Aufsatz gewiesen, der im ‚Archiv‘ Nr. 63 (26. May 1828) erschien, unter dem Titel: ‚Ferdinand Raimund und die Leopoldstädter-Bühne‘.« Eine spätere Handschrift wurde verwertet.

### Ein musikalisches Glaubensbekenntnis.

Nach der Handschrift abgedruckt.

### Reflexe und Reflexionen.

Vorwort: Im Abendstrahl, Dichtung und Betrachtung. Zweiter Theil. Leipzig 1884. 8°. S. VII—XII.

S. 250—444: Ebenda S. 1—185.

Nachlese: Handschriftlicher Auszug aus Heusenstamms nachgelassenen Aphorismen.

---

Die Bezifferung der »Reflexe und Reflexionen« wurde vom Herausgeber vorgenommen. Die Anmerkungen von Band 5 und von Band 6, S. 1—80 hat Mayer von der Wyde hinzugefügt. Einige Abweichungen von der äußeren Form der Bände 1—4 gehen auf den Wechsel in der Redaction des Gesamtwerkes zurück.





ERZÄHLUNGEN:

ZWEITER THEIL.

# LIEBESZAUBER.

EINE FLORENTINISCHE SAGE.



Die letzte Äußerung des sonderbaren Fremden beunruhigte Astolfs Seele unaussprechlich. Die schalen Zwischenreden des bunten Zirkels vermochten nicht den mächtigen Eindruck zu verdrängen. Er zog sich in den fernsten Winkel des Saales zurück, um sich der überwältigenden Flut seiner Gedanken zu überlassen. Er überlegte vor sich hin, und die jubelnden Klänge der Tanzmusik setzten diese Gedanken in ein wundersames Lied um. »Ein Zwang bleibt es doch immer, nenne die gewaltthätige Kraft, wie Du willst; nenne sie, die den Mord an Deiner tiefsten Lebenskraft, an dem Kerne Deiner Selbständigkeit ausübt, Sympathie oder Zaubermacht: ist ihre Wirkung nicht dieselbe? Soll ich mich von dem feigen Gifte schleichend zutode quälen lassen, wenn das Gegengift in meiner Hand ruht? Es käme auf einen Versuch an. Zwang — schändlicher Missbrauch — Possen! Wenn Freude das Ziel, was liegt am Wege, den ich Dich dazu führe? Will ich ihr nicht unsägliche Lust geben? Es fehlt nur der Sinn: wohl! ich wecke ihn; es fehlt das Bedürfnis: wohl! ich entfessele es —«

»So düster und träumend, Marchese Orlandi?« trat ihn die junge, freundliche Wirtin an.

Er sprang auf, verbeugte sich und reichte ihr den Arm. Sie stellten sich unter die fröhlichen Reihen, sie flogen



taumelnd dahin im wirbelnden Zirkel, seine Gedanken flogen ihm wie ein ahnungsvoller Zug heiserer Raben kreisend nach. »Was seid Ihr so stumm?« flüsterte seine blühende Tänzerin mit lockenden Tönen.

»Ach Gott!« seufzte er bewusstlos, »die Liebe ist eine Lust der Hölle.«

Sie lächelte. »Nicht doch, lieber Astolf! Solltet Ihr sie also erprobt haben?«

Er nickte, warf das bleiche Haupt wild in die Höhe und riss sie rascher vorwärts.

Violante trat mit ihm aus den Reihen. Sie wandelten in entlegenen dämmernden Gemächern, wo sie der lärmende Schall kaum mehr erreichte. »Was ist Euch, lieber Astolf? Ihr macht mir in der That bange,« hob Violante mit süßer Vertraulichkeit an.

Er war in heftiger Bewegung. Sie zog ihn auf ein Sofa nieder und fasste seine beiden Hände mit den ihren; er antwortete nicht, sondern starrte düster vor sich hin.

Da ertönen Tritte. Violante springt empor, sie drückt schnell ein gefaltetes Blättchen, das sie aus dem Busen holt, in Astolfs Hand und entweicht.

Die Tritte kommen näher, eine schwebende jungfräuliche Gestalt schreitet hastig über die Schwelle, sie weilt am Eingange, ein wunderbares Gemälde aus Glut und Duft. Astolf blickt auf. »Maria!« schreit er, von einem Krampf emporgeworfen und zusammengebrochen. Sie erschrickt, forscht, wendet sich langsam und verschwindet.

Als Orlandi aus seiner Betäubung sich zurückgefunden, steht der sonderbare Fremde vor ihm und betrachtet ihn mit einem wehmüthigen Blicke. Astolf fühlt sich davon in unwiderstehlicher Bezauberung befangen; es ist ihm wie dem Schiffbrüchigen im Angesichte des verheißenden Pharus. »Ist es schon spät?« fragt er, sich aufrichtend.

»Zwölf vorüber.«

»Lärmt man noch immer im Saale?«

»Es haben sich noch wenige verloren; aber Euch ist nicht recht wohl: wollen wir einen kleinen Gang ins Freie machen?«

»Gerne, hätte ich nur meinen Hut bei der Hand.«

»Ist er im Saale?«

»Ja.«

»Ich hole ihn.« Er geht.

Astolf öffnet nun seine geballten Hände, er entdeckt darin Violantens geheimnisvolle Gabe und liest:

»Bleibt, wenn sich die andern entfernen, ich habe was Heimliches für Euch.«

Jetzt entsinnt er sich des kurz Vergangenen. »Was muss sie mir zu vertrauen haben?«

»Hier Euer Hut, Marchese!« brachte der Fremde zurück. »Ich konnte ihn lange nicht finden, da ihn jener blonde Knabe — wisst Ihr seinen Namen? — für den seinen in der Hand hielt, als er mit der schönen Maria Salviati tanzte.«

Astolf wurde todtenblass, fasste heftig den Redenden am Arme und stürzte ins Freie.

Sie durchschritten rasch die Gassen des herrlichen Florenz; sie giengen dem Arno zu und sprachen eifrig. »Ihr klebt allzu ängstlich am Hergebrachten, das doch ewig nur Form ist und bleibt,« sagte der Cavalier nero. So nannte man allgemein den Unbekannten. Er selbst nannte sich Don Sebastian.

»Auch wir sind es und sind durch sie allein.«

»In gewisser Beziehung. Etwas an uns ist aber doch darüber hinaus.«

»Wäre dies auch die Liebe?«

»Zweifelsohne! Darum ist sie ein Mord des Selbst.«

»Ich verstehe Euch! Existenz bedeutet die möglichste Abgrenzung, Liebe die innigste Auflösung. Insoweit hättet

Ihr recht: Liebe ist Mord. Es gibt einen höheren Mord — nur die höchste Tugend weiß ihn zu üben. Brutus' That ist dagegen gemeines Verbrechen. Glaubt Ihr, dass die Liebe je glücklich sein könne?»

»Wie man's nimmt; aber die wahre Liebe ist gewiss nie fröhlich, sie kann es nicht sein.«

Sie waren auf den Ponte vecchio gekommen. Auf der Mitte desselben beugte sich Astolf weit über das Geländer hinab und tauchte seine Blicke in die Flut. Er sah seine Seele gleich einer Nixe dahertanzen auf den dunklen Wogen und den bleichen Mond umkreisen, der als eine Wasserhyacinthe daraus emporzitterte. Sebastian lehnte stumm neben ihm. Plötzlich trieben die Wellen einen unkenntlichen Körper gegen sie zu. Er glitt durch die Brücke und verfieng sich am Bogenpfeiler. Sie neigten sich tiefer hinab, das Ding näher zu beschauen — es war ein Menschenleichnam. Schauernd verließen sie den Ort.

»Habt Ihr gesehen?« hob nach einer Weile der Fremde an.

»Ja!« antwortete Astolf, und wiederholte Schauer unterliefen seine Haut. »Mein Grauen vor dem eklen Grabe der Wellen ist unaussprechlich. Es wird dem Menschen so schwer, dem Wunsche zu entsagen, ein Denkmal, eine Spur seines irdischen Wandels zurückzulassen, und sei dies nur ein grüner Hügel, den der letzte Seufzer der Brust über derselben aufgeworfen zu haben scheint, oder ein schwarzes Kreuz, an dem alle Sorgen den sühnenden Opfertod starben. Es ist eine so trostlose Aussicht, einsam zu sein selbst als Gestorbener. Wenn keines liebenden Wesens Hand meinen Hügel schmückt, so thut es ja alljährlich die freundliche des Frühlings.«

»Ich hege denselben Abscheu nicht. Der Tod in den Fluten stellt sich mir sogar recht wünschenswert dar. Ich denke mir das Geflüster der Wellen um die auszitternde Seele unendlich süß, das Einschlummern des Leibes unter



den Traumbildern der Tiefe ungemein reizend. Was Euch Trost gibt in der letzten Trostlosigkeit, ist mir gerade der unausstehlichste Gedanke daran. Ich wollte, man könnte so spurlos und unbemerkt aus diesem Erdendasein schleichen wie aus einem Visitenzimmer.«

»Übrigens kenne ich nur einen Zustand im Leben und Sterben, der mir sehr grässlich erscheint — Wahnsinn.«

»Wie kommt Ihr darauf?«

»Ich komme nicht darauf, ich bin nie davon. Als ich einmal, da ich noch Kind war, nach einem schweren Fieberanfälle schlummerte, hörte ich den Arzt mit meinem Hofmeister an mein Bett treten. Nachdem er mich lange betrachtet hatte, flüsterte er zu diesem: ‚Bei dem Knaben treffen alle Symptome ein, die ich zum Vorwurfe meiner tiefsten Untersuchungen gemacht habe. Hüten Sie ihn vor der Liebe, sie bringt ihm Wahnsinn und darin den Tod!‘ Seit jenem Augenblicke will mir die Vorstellung nicht mehr aus dem Kopfe.«

In Astolf arbeitete eine ungeheure Angst. Schwere Tropfen standen ihm auf der Stirne, er konnte sich kaum aufrecht erhalten. Ein unaufhörlicher Weheruf klang durch sein Inneres, die Gedanken schlichen wie Gespenster in seinem Gehirne und verhöhnten sich und ihn. »Zurück, zurück!« schrie er plötzlich wild und wäre auf den Boden hingesunken, hätte ihn sein Gefährte nicht im Arme aufgefangen. »Ich muss der grausen Gewalt unterliegen,« stöhnte er, als er wieder einige Fassung erkämpft hatte.

»Aber um Gotteswillen, was ist Euch?« drang der Unbekannte in ihn.

»Liebe, Wahnsinn und Tod,« seufzte Astolf.

»Das verhüte der Himmel! Habt Ihr Eure Neigung schon bekannt, und ist sie abgewiesen worden?«

»So ist es.«

»Haltet Ihr Eure Geliebte für rein?«

»O, wie Gottes Engel!«

»Nun, so verzagt nicht, Ihr sollt sie besitzen.«

Astolf glühte in neuem Leben. »Wie werde ich Euch mit meinem ganzen Dasein danken!« jauchzte er auf.

»Ich reise morgen früh ab, um nimmer in diese Gegend wiederzukehren,« entgegnete kalt Sebastian. »Kommt mit mir zurück! Unterwegs sage ich Euch das Nöthige, dann folgt Eurem hellen Sterne.«

Vor Violantens Hause angelangt, sahen sie, dass bereits die Helle verschwunden war. »Wir kommen zu spät,« sprach Sebastian. »Es ist schon alles fort.«

Sie wollten soeben auch von dannen, als Astolf das Billet und seine geheimnisvolle Ladung einfiel. »Ich muss Euch hier verlassen,« wandte er sich zu seinem Begleiter.

»So?« versetzte dieser lang gedehnt. »Nun, lebet wohl und vergesst meiner Weisung nicht!«

Astolf warf sich ungestüm an seine Brust: »Ewig der Eure!« Sie trennten sich.

Orlandi stieg die Treppe empor und fand sich wieder im Tanzsaale. Ein alter Mann war um die letzten Kronleuchter beschäftigt. Da er mit wankender Hand an den hohen Kerzen herumfuhr, ergriff der Marchese, den der Anblick peinigte, die Löschstange. Darüber geriethen sie in ein Gespräch, worin sich dem geschwätzigen Greis ein weites Feld bot, seiner Redelust zu genügen. »Es kommt mir oft recht wunderlich vor,« äußerte er unter anderm, »wenn ich die jetzige Zeit mit jener vergleiche, in der ich zuerst in dieses Haus trat. Damals schaukelte ich oft den kleinen Erbherrn auf meinen Armen und hätte es nimmer gedacht, dass ich noch hinter seinem Sarg einhergehen würde. Hoffte ich etwas von einer so fernen Zeit, so war es, an seinen Kindern zu thun, was ich an ihm gethan hatte. Aber der böse Tod hat seine Launen wie das liebe Leben. An einem grauen Haupte geht er vorbei, und ein blondes deckt er zu. Ich wollte mir fast die alten Augen ausweinen, da ich,

kaum waren vierzehn Tage vorüber, den Katafalk auf derselben Stelle gewahrte, wo die Hochzeitstafel gestanden hatte.«

»Hast Du Deinen Herrn so sehr geliebt?« fragte Astolf innehaltend.

»Wie sollte ich nicht?« antwortete der Greis, eine Thräne zerdrückend. »Er war mild wie ein Sonnenstrahl für mein frostiges Alter. Und wer ihn erst sterben gesehen, wer ihn ringen sah mit dem grausamen Knochenmanne, wie er sich sträubte, wie er sein junges Weib krampfhaft umschlang und von ihren rothen Lippen brünstig Leben aufsaugen wollte, wie er aufschrie: ‚Wer gibt mir nur ein Jahr für all meine Schätze? O, ein Bettler, der lebt, ist ein Gott, die Welt ein Himmel für den Elendesten!‘ — wer das mit ansah, der vergisst so was nimmer. Er fasste mich, der ich an seinem Bette stand, bei meinem grauen Haare und rief verzweifelnd: ‚Willst Du leben, welke Distel, und ich soll sterben, so voll Jugend und Trieb?‘«

»Woran starb er denn?«

»Sie flüsterten sich alle zu, er habe Gift bekommen von einer verschmähten Schönen beim Hochzeitsmahle, aber niemand getraute sich, einen solchen Argwohn laut werden zu lassen.«

Am Eingange zeigte sich eine weibliche Gestalt; sie hielt einen Doppelleuchter in der einen Hand und winkte mit der anderen.

»Thu Dir was zugute!« sprach Orlandi, reichte dem Alten ein Goldstück und folgte dem Mädchen.

Da es durch die nächtlichen Gemächer vor ihm herrschritt mit der flackernden Kerze und über ihnen der Mond, sie von Scheibe zu Scheibe geleitend, erschloss sich seiner Phantasie ein seltsamer Irrgarten, wo ahnungsvolle Bilder in einem tiefen Bergschacht verworren durcheinander krochen und blitzten und Spuk und Wahrheit erschrocken einander ins Auge sahen. Er fragte sich nicht



nur: »Wo bist Du? Was willst Du?« — er fragte sich selbst: »Wer bist Du? Was für eine Zeit, was für ein Dasein lebst Du? Und wenn Du nun Orpheus wärst und Dir hinterher schwebte Dein geliebtes Alles? O, schaue nicht zurück, um es nicht auf ewig zu verlieren! Oder bist Du vielleicht ein Nachtwandler und wandelst auf gefährlicher Höhe, von der Dich ein plötzlicher Ruf niederschmettern kann? O, verschließe Dein Ohr und wanke dumpf und helldunkel fort! Du bist wohl gar ein lang Verstorbenen und hast noch wenige Stunden bis zum Morgen und Deiner eisernen Nacht...«

Die Träume verstrickten sich immer enger und enger — da öffnete sich eine Thür, ein milder Lichtstrom floss daraus, und er erwachte. Aus einem himmelblauen Liebeszelte leuchtete ihm ein reiches Paradies entgegen, dessen Zauber mit einem Frühlinge über all seine Sinne strömte und über seine freudigbetroffene Seele . . .

Als er zum zweitenmal erwachte aus einem längeren und schöneren Traume und sich seufzend den süßesten Armen entwand, lispelte Violante, in seinem Haare tändelnd: »Ist die Liebe eine Lust der Hölle, Astolf?«

Er verbarg seine glühenden Wangen in ihrem Nacken.

»Willst Du ewig schweigen?« fuhr sie ernster fort.

»War ich stumm?« seufzte er und zupfte an ihrer purpurnen Schleife.

»So viel als das; Du riefest nur einigemale, aber wie man im Traume thut, einen Namen, den ich nicht verstehen konnte.«

»Vielleicht den Deinen, Holde?«

»Den nicht — aber was kümmerte mich's auch? Ich fühlte ja zu wohl, dass Du mich meintest, wenn Du mich auch nicht nanntest.«

»Fühltest Du das?«

»Loser Schwätzer, willst Du mich erröthen machen?«

»Aber wenn ich Dich nicht gemeint hätte?«

»Was sprichst Du?«

»Vermagst Du nicht zu denken, dass man in einer köstlichen Rosenlaube von was anderem träume als von Blumen? Zum Beispiele von Himmeln. — Was siehst Du mich so starr an? Was zuckst Du so mit der kleinen Hand? Können diese zärtlichen Blicke auch grollen, auch dräuen diese weichen Hände?«

»O, schweige! Ich würde den Himmel morden, von dem Du träumtest an meinem Herzen — doch, süßester Freund, lass uns nicht thöricht sein! Wir haben noch wenige Augenblicke, die unserem Glücke gehören, und davon hat jeder sieben Schwingen. Ist Astolfs Glut so schnell verascht?«

»Ach, lasse, Himmlische, lasse! Ich kann den Hahn nicht krähen hören.«

»Das hast Du mit dem Löwen gemein. So schlummere denn!«

»Nein! Lass mich fort!«

»Nimmermehr.«

»Ich flehe!«

»Du sollst bleiben!«

»Sei gütig, ich muss nun von hinnen!«

»So geh!«

»Du zürnst mir?«

»Nein, mein Abgott, wie könnte ich? Gehe, Lieber, gehe! Du kommst doch morgen wieder?«

»Lebe wohl!«

Das reizende Weib umschlang ihn und mochte ihn nicht lassen. Endlich riss er sich los, die Paradiesespforte schloss sich. Vor ihm wandelte das Mädchen mit der flackernden Kerze, der Mond war unter, einzelne rothe Streifen flogen zwischen die erbleichenden Sterne. Astolf trat auf die einsame Straße, es rüttelte ihn frostig. Er schlug seinen Mantel knapp um sich und eilte hastig nach Hause.



Der Marchese Orlandi war nach jener sonderbar vollbrachten Nacht aus einem kurzen Morgenschlummer emporgefahren. Er begrüßte mit einem dankbaren Seufzer die freundliche Sonne, die ihn an goldenen Fäden aus dem Labyrinth grässlicher Träume zog. Er klingelte nach frischen Kleidern, denn er hatte sich unausgekleidet über das Bett geworfen und das wilde Traumgewitter hieng noch in schweren Tropfen an seinem geängstigten Leibe. Ein irres Lächeln flatterte um seine Lippen, um seine bleichen Wangen zuckte fieberisches Roth, die dunklen Blicke, worin erlöschende Funken schlichen, glichen verglimmender Papierasche. »Ich will es noch einmal versuchen!« rief er einigemale heftig aus und trocknete sich die Stirne. »O heilige Jungfrau, leih meinen Worten Kraft! Ich war ja mild wie ein spielendes Kind und will es wieder werden. Lass mich Barmherzigkeit finden, heilige Jungfrau! Lass mich nicht zum Raube werden wirrer Verzweiflung! In Deiner Hand liegt das jungfräuliche Herz wie warmes Wachs, und Du bereitest es nach Deinem Gutdünken — sei mir gnädig, Heilige! O, sei mir gnädig vor ihr, die meine Treue mit Hohn zutode geißelt!«

Er fühlte sich auf dieses wahnsinnige Gebet erleichtert. Er setzte sich, um zu schreiben, und schrieb:

»Maria! Meiner Seele Gott und Ewigkeit, mein Himmel, meine Hölle! O, was soll ich Euch sagen, das Ihr nicht schon wüsstet, das Ihr nicht schon verschmähtet? Und doch noch ein Wort gestattet mir, ein Wort aus der jammervollen Tiefe meiner Brust! Seht nieder aus Eurem stolzen, seligen Himmel auf meine zerbrochene Jugend, neigt Euer Ohr meinem brünstigen Flehen! O Maria, warum hasset Ihr mich, warum wollt Ihr Tod geben für Leben? Hat denn mein armes Ich gar keinen Reiz, der Gnade zu finden vermag vor Euren strengen, ach! so lieben Augen? O Grausame, göttlich Grausame! Vergebens bewaffnet Ihr Euch mit dem flammenden Schwerte des Hohnes, um meine



Sehnsucht von Eurem Paradiese zu jagen. Tag und Nacht schleicht sie um die goldene Pforte, ängstlich lauschend, ob nicht endlich ein Augenblick den drohenden Arm entwaffe und lange, unnennbare Schmerzen mit einem Lächeln der Gewährung vergelte. Ach, wenn dieser Augenblick gekommen wäre, wenn ich hoffen dürfte auf Hoffnung nur, nur auf Hoffnung, Maria, dann kündet Eurer Strenge Frieden an mit diesen schluchzenden Zeilen und lasst sie wie weinende Kinder Eure Knie umfassen! Gebt nicht länger meine Jugend den Foltern hoffnungslosen Grames hin, gebt meinen Wangen wieder den Frühling und meiner Brust Nachtigallenschlag, lasst, wenn Ihr für ein Einst Gütiges beschlossen, den Morgenstern der Zukunft in meine Nacht hereinleuchten, damit es tages, bevor es zu spät ist vor einem erblindeten Auge, Maria! Und wenn Ihr beschlossen hättet — wehe mir! — was ich nicht auszusprechen vermag, so macht ein Ende — bei dem ewigen Gott! endet diesen Zweifel, der ein ewiges Sterben ist ohne Tod. Aber das werdet Ihr nicht, süßes Wesen, der Himmel selbst hat mir ein Zeichen gewährt und sich bei mir zum Bürgen gestellt für Euch. O Maria! Ich erwarte Milde, seid barmherzig, damit es Gott einst gegen Euch sein könne — Maria, gönnt mir ein Gebet in Eurem Himmel! A.«

Die Glocken läuteten in S. Maria del fiore. Astolf siegelte das Blatt und schob es in den Busen; darauf eilte er zur Kirche. Um die achte Stunde pflegte sie die Messe zu hören; er wollte sie erwarten, er wollte ihrer alten Kammerfrau, die sie stets begleitete, und die ihm gewogen war, das Briefchen zustecken.

An einen Eckpfeiler gelehnt, musterte er die Zuströmenden. Einige Bekannte giengen grüßend an ihm vorüber; er übersah sie in seiner unruhigen Zerstreung.

Jetzt bog eine verschleierte Gestalt um die Gasse; an sein Herz griff ein kalter Krampf: es war Violante. Ein

Blitz flog nach ihm aus ihrem großen Auge, das Tuch entglitt ihrer Hand. Er sprang hinzu, es aufzuheben, und fühlte, da er es ihr reichte, ein Knistern unter seinen Fingern. Sie nahm das Tuch und ließ das Papier in seiner Hand zurück; darauf verschwand sie im Eingange.

Kaum hatte sich der Überraschte gesammelt, als schon die Erwartete die Straße heraufwandelte. Er barg das Blatt im Busen und trat beiseite. Sie hatte ihn bemerkt; ihre wundervollen Augen sanken zur Erde, ein glühendes Roth färbte die zarten Wangen. Schnell schritt sie dem Portale zu; ihre Begleiterin zögerte hinter ihr an der Schwelle. Astolf drängte sich an diese und presste ihr seinen Brief in die Hand, doch wagte er sich nicht in die Kirche, woraus die erhabenen Orgelklänge wie Engel mit Friedenspalmen schwebten und jedes reine Herz zum heiligen Feste luden. Er stürzte nach Hause und warf sich auf sein wildestes Ross, den wilden Kampf in seiner Seele zu betäuben.

Da er nach einigen Stunden erschöpft heimkehrt, übergibt man ihm auf seine hastige Frage, ob keine Nachricht gekommen sei, ein Päckchen. Er schließt sein Zimmer ab, er reißt das Siegel auf, aber plötzlich, als ob er eine Schlange berührt hätte, zucken seine Finger zurück, das Schreiben zittert in ihnen und fällt zuboden. Er kniet davor hin und starrt es mit gefalteten Händen lange, lange an. Endlich gewinnt er einige Fassung; auf den Knien liegend, hebt er es auf — es sind Marias Schriftzüge. Seine verschwimmenden Augen versagen ihm den Dienst, bis er seine Finger in die glühenden Tropfen drückt und nun liest:

»Herr Marchese! Ich begreife nicht, durch welchen Irrthum das Billet, das ich Euch beifüge, in meine Hände kommt, aber noch weniger begreife ich Eure Kühnheit und meine Geduld. Doch ja, ich begreife alles und verachte Euch! Solch frecher Übermuth getraut sich nur an

eine Waise. Ich bin es nicht ganz: noch lebt einer, der mich schützt und rächt. Wäre Fernando Salviati hier, er sollte Euch Antwort geben an meiner statt. Lasst Euch dies genug sein für immer! Ebensogut freitet Ihr um die Heilige, deren süßer Name sich würdigt, mich zu schmücken, als um

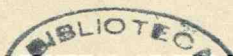
Maria Salviati.«

Unglückseligerweise hatte sich Astolf vergriffen und Violantens Blatt, das eine Ladung für die nächste Nacht enthielt, für das seine ausgeliefert. Er fühlte, dass nun alles verloren sei, und nach einem schweren Kampfe mit sich selbst stand der Entschluss in ihm fest, von der geheimnisvollen Mittheilung des schwarzen Ritters Gebrauch zu machen.



Die Nacht war finster wie der Gedanke des Selbstmordes. Gewitter schossen über den Himmel weg, die flammende Riesenschlange stürzte rastlos auf die Erde nieder und würgte, Donnerschläge und Sturmesheulen betäubten die bleiche Angst mit unablässigen Schrecken, der Regen strömte, der Waldstrom brauste — es war eine Nacht des Entsetzens, eine Nacht der Rache Gottes.

Durch des Forstes dickstes Gestrüppe bahnt sich ein Jüngling mühsam Weg, eine hochschlanke Gestalt, verhüllt in einen weiten schwarzen Mantel, der den heftigen Regengüssen nicht mehr zu widerstehen vermag. Ein breiter Hut, dessen Krempe, von Nässe und Windesungestüm geknickt, gleich dunklen Uhuflügeln herunterhängen, bedeckt seinen Scheitel. »Wehe mir! Was beginne ich Unglückseliger?« stöhnt er. Da schlägt es in S. Maria, weit hinter ihm, elf. Er horcht: »Eins — zwei — drei — fünf — sieben — elf . . . elf? Noch ist es Zeit! Du mahnst mich, Maria, ha





Maria!« Er schmettert mit geballter Faust eine glotzende Eule zuboden, die auf einem Strauche nebenan hockt. »Bittere Galle für ein Herz voll süßer Liebe?« Er schreitet ein paar Schritte vorwärts. »Wollt' ich sie nicht lieben, verehren, Teufel! anbeten?« Er zieht einen vergriffenen Zettel aus der Tasche und murmelt vor sich hin, als ob er daraus läse: »Ebensogut freitet Ihr um die Heilige, deren süßer Name sich würdigt, mich zu schmücken . . .« Hier lacht er auf; ein Windstoß reißt ihm den Hut vom Haupte und schleudert ihm die Locken ins Antlitz. Doch jetzt vermögen ihn die Kraft der Jugend und die Spannung der Leidenschaft nimmer aufrecht zu erhalten. Er muss auf einen Augenblick wenigstens innehalten; seine Knie brechen über einem Marksteine zusammen; das Gesicht in beide Hände gedrückt, kauert er auf denselben hin. Eine schlummerähnliche Betäubung ist über ihn gekommen; der freundliche Traumgott nimmt ihn getäuscht bei der Hand und führt ihn in seine tiefe Zauberhöhle weit hinein; voraus tänzeln kleine Kindererinnerungen als blaue Irrlichtflämmchen und erhellen einen Pfad lieblicher Wunder. Er führt ihn vor eine Weihnachtspforte, durch deren ahnungsvolle Ritzen ein Himmel schimmert, sie springt auf, er steht mitten im Himmel und weint vor übergroßer Lust. Aber hinter dem Baume der Entzückungen lächelt ein Engel: sein rosenfarbenes Lächeln saugt den leuchtenden Tand rings auf wie die Morgensonne Blumenthau, und als es die schimmernde Welt entvölkert, tritt es vor sein Herz und trinkt die weinende Lust daraus weg, und zitternd, zitternd vergeht seine ganze Seele an diesem Lächeln. Da zuckt kaum hundert Ellen vor ihm der Blitz zündend herab und rüttelt ihn wieder empor. In kurzem findet er sich am Ziele.

Er steht vor einer morschen Waldhütte, er erkennt sie an ihren Zeichen. Er pocht an die Pforte und poltert an der Schwelle mit dem Donner um die Wette; lange ver-

gebens. Endlich scheint sich's darin zu bewegen; ein Licht wird durch die trübe Scheibe sichtbar, ein Riegel knarrt, ein schneidender Laut antwortet ihm, die Thür öffnet sich. Eine Katze huscht an dem Eintretenden vorüber, und ein wuchtiger Schlag saust neben seinem Haupte nieder. »Verflucht sei zum brennenden Schwefelfuh!« kreischt es ihm mit weinerlichzitternder Stimme entgegen.

Der Wanderer, über einen solchen Empfang betroffen, weicht einen Schritt zurück.

»Tretet nur ungescheut herein, mein junger Herr,« fährt die Stimme besänftigter fort, »und lasse sich Euer Gnaden nicht beirren durch diesen etwas heftigen Ausbruch meines Schmerzes! Das Aas, das eben entsprungen, hat einen meiner trefflichsten Näpfe herabgestoßen und mir dadurch einen fast unersetzlichen Schaden zugefügt. Aber tretet nur ein! Mit was kann ich Euch dienen? Ei, sieh einmal, das schöne Bild! Meine alten Augen schauen auch noch gerne was Liebliches. Doch heiliger Januar! wie seid Ihr zugerichtet von dem bösen Wetter. Hilf Himmel! die schönen Ringellocken tropfen wie eine Dachrinne. Wollt Euch's bequem machen! Eccellenza müssen ja keinen trockenen Faden am Leibe haben. Ja, wer da aushelfen könnte —«

»Lass gut sein!« drängt Astolf. »Gib schnell, was ich brauche, damit ich bald nach Hause komme und den nassen Trödel vom Leib bringe.«

»Ei, mein schöner Herr, glaubt nicht, dass das so schnell angeht! Werdet nicht ungeduldig! Wer absolviert werden will, muss vorerst beichten. Ja, darein müsst Ihr Euch schon fügen, Eccellenza!«

»Alte, mache mich nicht rasend! Hier ist Gold, Gold, Gold! Gib dafür, was ich brauche!«

»So reicht wenigstens Eure Hand her!«

Er that es mit unwilligem Kopfschütteln. Sie untersuchte die Linien der inneren Fläche, kehrte die Hand um und zählte die Kreise der Fingergelenke, darauf weilte sie

vor der Hieroglyphik der Nägel, forschte in der Bildung der Handwurzeln und plauderte dabei ununterbrochen, nickte und wiegte und schien bedenklich.

Astolf hatte sich unterdessen in dem Gelasse umgesehen, sogut es angien bei der kümmerlichen Beleuchtung eines Öllämpchens, das auf einem braunen, uralten Tische stand und matte Todeszüge athmete. Ein ärmliches Strohlager, worüber eine wollene Decke gebreitet lag, eine hölzerne Bank zunächst einem verrußten Kamine und ein Bretterschrank, mit Töpfen und altem Eisengezähe überfüllt, bildeten den ganzen Hausrath der engen Moderstube.

»Es wird schwer gehen, sehr schwer,« hob die Sibylle an, nachdem sie mit ihren Untersuchungen zuende gekommen war. »Eure Liebste war nicht ohne Neigung für Euch.«

»Was sprichst Du?« rief Astolf zurückspringend.

»Das ist aber nun auf ewig vorbei,« setzte jene fort, »denn eine andere Liebesflamme, die nach Eurem Herzen leckte, hat auch den kleinen Funken, den Ihr entzündet hattet, ganz und gar verschlungen; so will es die seltsame Sympathie der Liebe, und dennoch wird es mir wegen dieses einstigen Funkens schwer zu thun, was Ihr verlangt. Das Beste bleibt immer der Hass: der ist der Stein, aus dem der Liebesstrahl am leichtesten geschlagen wird; Gleichgiltigkeit lässt sich auch noch zu einem guten Zunder gebrauchen. Aber wo schon ein Funke Neigung vorhanden ist oder war, da hat die Sympathie des Zaubers einen Kampf zu bestehen mit der Sympathie der Natur, und der Erfolg ist immer zweifelhaft. Doch wir wollen es versuchen. Vor allem entfernt ein Krenzlein, das Eure Liebste am Halse trägt! Solange dieser goldene Schild vor ihrer Brust strahlt, kann kein kabbalistischer Funke darein fahren.«

Die Alte holte ein grünes Kerzlein. »Seht das grüne Licht, das will ich Euch geben; um Mitternacht angezündet, zieht es den Gegenstand zu Euch, den Ihr begehrt, wenn Ihr ihn anders mit aller Seeleninbrunst verlangt.



Doch hütet Euch, dass es je den Morgen schaue oder zu anderem Zwecke gebraucht werde! Daraus würde ein Unheil erwachsen, entsetzlicher als der Tod.«

»Gib! Gib!«

»Noch nicht! Es ist noch eine Bedingung, die Ihr erfüllen müsst, bevor ich's Euch ausliefere.«

»Hier ist Gold — oder verlangst Du noch mehr?«

»Behaltet Euer Gold! Wer jung ist und schön, zahlt mit besserer Münze.«

»Scheusal, Du höhnt mich! Nimm und gib und reize nicht meinen Grimm!«

»Ich fürchte ihn nicht. Und wollt Ihr, schöner Ritter, erhalten, was Ihr fordert, so gebt dafür, was ich begehre.«

Astolf knirschte mit den Zähnen.

»Nur einen Kuss fordere ich von diesen frischen Lippen,« fuhr die Alte fort. »Gibt Euch mein Mittel Leben, was zaudert Ihr, mir mit dem Euern ein paar arme Jahre zu schenken?«

»Nimm das Gold, erbarme Dich und nimm das Gold, Teufel!«

»Ihr kennt die Bedingung.«

Astolf entschloss sich endlich zu dem Widrigen und verließ die Hütte mit der ahnungsvollen Gabe der wunderlichen Alten.



Am Morgen, welcher der ebenbeschriebenen Nacht folgte, erbat sich Catarina, die Haushälterin und Duenna der schönen Maria Salviati, die Erlaubnis, zur Beichte zu gehen. »Thu das, gute Catarina!« erwiderte freundlich Maria. »Es ist ohnehin das Fest Deiner hohen Namenspatronin; empfehl Dich und mich ihrer Fürsprache!«

Catarina küsste die kleinen Hände ihrer holden Herrin, und nachdem es Abend geworden war, begab sie

sich nach S. Maria del fiore, aber in ganz anderer Absicht. Der Marchese, der bereits daselbst ihrer harrte, zog sie in den dunkelsten Winkel der Kirche, und dort, in einen Betstuhl gedrückt, sprachen sie lange und heftig miteinander. Das Weib schien seinen dringenden Vorstellungen unwillig nachzugeben; nur der Versuchung einer reichen Goldspende vermochte sie zuletzt nicht zu widerstehen. »Vergiss auch nicht einen Umstand,« mahnte Astolf, da sie wieder vortraten, »sonst ist alles verloren!«

»Sorgt Euch um anderes!« erwiderte sie leise. »Ihr wisst, dass mir alles im Hause unbedingt übergeben ist. Um zwölf sollen die Schlösser geöffnet sein, unser Haus liegt abseits, und es ist kein Hindernis irgendeiner Art zu befürchten. Verlasst Euch ganz auf mich!« —

Während dieses Werk der Hölle in der Wohnung des Himmels sich zubereitete, fühlte Maria eine unnennbare Unruhe, von der sie nichts begriff. Sie nahm tausend Dinge zur Hand, sich zu zerstreuen, ohne dass es ihr gelingen wollte. Endlich versuchte sie's mit der Laute, in deren künstliche Weisen sie die süßen Klänge ihrer Stimme mischte, und begann folgendes Lied:

»Es war einmal ein Ritter,  
Der zog hinaus ins Feld,  
Er hatt' ein feines Liebchen,  
Ihm lieber als die Welt

Und als er zog zum Kampfe,  
Winkt sie dem Knappen sein:  
,Merk' auf! Ein treuer Knappe  
Kehrt nimmer heim allein.«

Das dringt ihm tief zum Herzen,  
Er weinend stumm sich neigt;  
Drauf geht es fort wie Sturmwind,  
Bis trotz'ger Feind sich zeigt.

Der wack're Held bricht kecklich  
 Wohl in die dicht'sten Reihn,  
 Da trifft ein Pfeil ins Leben  
 Ihn todesschwer hinein.

Der brave Knappe siehet  
 Mit Grimm des Herren Fall,  
 Er schlägt den bösen Mörder  
 Mit seinem harten Stahl.

Vor dringt die Schar der Freunde,  
 Der Knappe nicht zuletzt:  
 Die Feinde fliehn mit Beben  
 Wie Hirsche, hundgehetzt.

Doch weh! als nun der Junge  
 Den bleichen Herrn erschaut,  
 Da stürzt er auf ihn nieder  
 Und seufzt und ächzet laut.

„Darf ich Dich so ihr bringen,  
 Du starrer, bleicher Herr?“  
 Er lädt ihn auf sein Rösslein,  
 Ihm wird die Last nicht schwer.

Er hüllt in seinen Mantel  
 Die blutige Gestalt,  
 Als wollt' er sie erwärmen —  
 Doch weh! das Herz bleibt kalt.

Er reitet viele Stunden,  
 Gönnt sich nicht Rast noch Ruh',  
 Forscht bang viel hundertmale  
 Und deckt ihn auf und zu.

Es stürzt sein treuer Rappe  
 Todt unter ihm zur Erd',  
 Er hält den Herrn im Arme:  
 „Was brauch' ich auch ein Pferd?“



Schon zeigt sich fern die Zinne,  
 Das mehrt nur seine Hast,  
 Er langet an im Hofe  
 Mit seiner theuern Last.

Die Liebste fliegt hernieder:  
 ‚Sag‘, falscher Bube, sprich,  
 Wo ist Dein Herr? O Heiland,  
 Mein Gott, erbarme Dich!‘

Er legt vor sie den Leichnam  
 Und sinkt dabei aufs Knie,  
 Dann deckt er auf den Mantel:  
 ‚Da ist er — aber wie!‘

Hat kaum das Wort gesprochen  
 Mit schwer gehaschtem Hauch,  
 Da fällt er zuckend über,  
 Es war sein letzter auch . . .«

»Ein trauriges Lied!« seufzt sie beklommen und wirft die Laute hin. »Wer hat mich's nur gelehrt? Ja richtig! Die gute alte Großbase, die mich nach des Vaters Tode zu sich nahm. Sie pflegte es am Allerseelentage zu singen, und ein so kleines Ding ich damals war, es gefiel mir so gut, dass ich nicht ruhte, bis sie mir's einlernte. Arme Veronica! Sie hat es vor neun Monaten zum letztenmale gesungen. So oft ich recht traurig bin, kommt es mir in den Sinn. Das war ein treuer Knappe! Aber was that sie? Albernes genug:

Sie hatte nur eine Thräne,  
 Und als die Thräne fiel,  
 Ihr durftet sie regen und fragen,  
 Sie schwieg auf alles still. —

Wo nur Catarina so lange weilt? Ich bin thöricht. Sie sollte mir eines ihrer tausend Geschichtchen erzählen, dar-

über flögen wohl diese kindischen Grillen fort . . . ach, da kommst Du eben recht!« rief sie der Eintretenden entgegen. »Ich sehnte mich wahrlich nach Dir. Mir ist heute so unpass; ich will mich etwas früher zubette begeben, und Du erzählst mir dann eines Deiner wunderlichen Märchen.«

»Herzlich gerne,« erwiderte die Alte, indem sie sich anschickte, die reichen Geflechte aufzulösen, die, von den zierlichen Spangen befreit, wie tropfendes Gold zwischen ihren Fingern niederglitten.

»Nur was recht Abenteuerliches!« sprach Maria.

»Ich will recapitulieren. Mein Gedächtnis wird schwach. Ja! Soeben fällt mir eine sehr artige, aber freilich etwas betrübende Historie ein.«

»Erzähle nur, es wird so arg nicht sein!«

»Nun, auf Eure Gefahr. — In einem uralten Walde hauste ein Weiblein, das schon wenigstens drei Geschlechter als ein steinaltes Mütterchen kannten. Sie hatte eine Hauskatze, nicht minder alt als sie, die so groß war und so seltsam aussah, dass man schier hätte erschrecken können, wäre sie einem im einsamen Dunkel von ungefähr begegnet. Die Katzen sind gar merkwürdige Geschöpfe, und man estimiert sie vielzuwenig, was nicht der Fall wäre, wenn die Menschen wüssten, welche seltene Eigenschaften diese Thiere in sich verschließen. Ich habe immer großen Respect vor einer Katze, sobald sie mich mit den klugen, geheimnisvollen Augen anschaut und gleichsam zu sagen scheint: ‚Ihr haltet mich für stupid, weil ich schweige; aber ich könnte Euch leicht das Gegentheil beweisen, wenn ich erst den Mund aufthäte.‘ Die Menschen verschwenden ihre zärtlichste Neigung an Hunde, die doch in gar keinem Vergleich stehen mit den Katzen. Ihr wedelndes, demüthiges Wesen zeugt von dem tiefen Range, in dem sie sich selbst erkennen. Als ich die Sagen von der Sphinx las in dem großen schönen Buche, das Ihr mir liehet, fielen mir alsogleich dabei die Katzen ein. Sie stecken gewiss

voll verborgener Weisheit, und schon die wunderbare Geschmeidigkeit ihrer Glieder, der smaragdene Blitz ihrer Augen und die feine Bedeutsamkeit ihrer Physiognomie reihen sie einer höheren Gattung an, als worunter wir sie blind und ungerecht verstoßen.«

»Diese Deine Liebe für das widerliche Geschöpf habe ich ja noch gar nicht an Dir wahrgenommen,« warf die holde Herrin dazwischen.

»Schmähet es nicht!« entgegnete Catarina. »Was ich Euch erzählen werde, verstärkte nur meine Ehrfurcht dafür. Aber Ihr müsst mich nicht unterbrechen, denn sonst verliere ich den Faden, und dann ist's mit dem Erzählen aus.«

»Es soll nimmer geschehen,« scherzte Maria.

»Wo bin ich nur geblieben?« sprach die Alte weiter. »Ja richtig! Also das uralte Mütterlein im Walde hatte eine steinalte Katze, die sie sehr liebte. Und dazu hatte sie auch vollkommen Grund, wie Ihr in der Folge hören werdet.«

Indem sie das dunkle Brocatkleid von dem blendenden Nacken ihrer Gebieterin niederstreifte, plauderte sie fort: »Sie war weit und breit in der Gegend bekannt. Einige hielten sie für die Sibylle von Cumä, andere gar für die berühmte Hexe von Endor; was auch daran Wahres oder Falsches sein mochte, sie machte ihrem Renommee keine Schande, und man wallfahrtete zu ihr fast nicht minder als zu dem Gnadenbilde nach Loretto. Hauptsächlich pflegte sie sich den Liebenden mit Rath und That behilflich zu zeigen. Die Hauskatze aber —«

»Was zerrst Du so an meiner Kette?« fuhr unwillig Maria auf. »Sieh nur, sie liegt zerbrochen am Boden! Geh, Du bist heute unerträglich!«

»Verzeiht, herrliche Madonna!« flehte Catarina. »Das unglückselige Kleid verfieng sich am Kettlein, und da ich es loslösen wollte —«

»Nein, das ist unausstehlich! Du weißt, wie lieb mir das Kreuz ist, weil mir's, wie der Vater sagte, meine Mutter



sterbend umgehängt und dringend aufgeboten, es nie abzulegen.«

»Grollet nicht!« schmeichelte die Alte. »Mit dem frühesten Morgen trage ich's zum Goldschmied, und in wenigen Stunden zierte es wieder Euern himmlischen Hals.«

Maria lächelte. »Du hoffst mich mit Schmeicheleien zu besänftigen.«

»Ihr seid so gut als schön!« frohlockte jene. »Soll ich nun meine Erzählung fortsetzen?«

»Lass gut sein! Ich will lieber beten und dann den Schlaf suchen. Ich hatte vergessen, dass Du morgen zum Abendmahle gehst, und schlecht schickt sich ein so thörichtes Gespräch als Vorbereitung darauf. Gute Nacht, Catarina!«

»Bedürft Ihr meiner nimmer?«

»Nein! Geh auch Du bald zur Ruhe.«

Catarina küsste der Gebieterin die Hand und entfernte sich. Maria aber, nachdem sie ihre Seele Gott empfohlen, übergab sich dem Schlummer, der nicht lange säumte, ihr Augen und Sinne zu schließen.

Einige Stunden hatte sie geschlafen, als sie durch ihren Traum schleichende Schritte zu vernehmen meinte. »Bist Du es, Catarina?« lispelte sie aufhorchend.

Keine Antwort als der Schlag der Thurmglöcke, die eben zum ersten Streich der Mitternacht ausholte.

Den Schlägen nachzählend, sank sie wieder schlummernd über.

Als aber nun der zwölfte fiel, wurde er zu einem rothglühenden Karfunkel, der mit einem gespaltenen Lichtstrahle nach ihrem Herzen griff und es aus der Brust hob, und sie musste sich aufraffen und dem Herzen folgen, wie es vor ihr einerschwebte, willig, unwillig, wie das Fischlein folgt der silbernen Welle ins aufgespannte Netz, unvermeidlich, unrettbar. Eine, zwei Gassen huscht sie fort und biegt um die Ecke der dritten — da steht an dem Portal eines Palastes ein Jüngling, und wie er die weiße Gestalt

herwanken sieht, tritt er hinter den hohen Thorflügel, der ihn verbirgt und sie aufnimmt. Rasch geht es die breite Treppe hinan, voraus sie und er hinterdrein.

Ein üppig reiches Gemach empfängt sie, nur matt erleuchtet von einer grünen Kerze, die auf einem Marmortische flackert. »Maria!« stammelt Astolf und fällt auf die Knie vor ihr nieder. »Maria!« wiederholt er, und Thränen stürzen aus seinen Augen und verschlingen jedes andere Wort in einer hoch über Sinne und Bewusstsein zusammenschlagenden Flut. Doch sie wirft sich neben ihm zur Erde und fasst ihn mit beiden Armen um den Hals und bedeckt ihn mit Küssen und Zähnen. Er hebt sie empor, er trägt sie auf sein Bett, über das sie wie entseelt sinkt, er kniet neben sie hin und begräbt seine brennende Stirne in ihren niederhangenden Händen. Endlich gewinnt er einige Fassung und Worte, dringend beschwört er sie, ihm zu vergeben, ihn nicht als einen Teufel zu hassen wegen dieses Gewaltactes seiner grenzenlosen Leidenschaft. »Maria! Maria!« ruft er aus. »Euertwegen gäbe ich meine Seele der ewigen Verdammnis preis und meinen Leib allen Martern der Hölle; Euertwegen thäte ich Thaten, wogegen die Großthaten der alten Heroenzeit als Kinderspiele erschienen und die Fabeln des grauen Heidenthums als nüchterne Streiche eines Schulknaben. O Gott! wäret Ihr zu erkaufen gewesen mit irgendeinem Schatze, wornach man in grässliche Zauberhöhlen niederfährt, mit irgendeinem Kleinode, das vom ewigen Eis des Nordpols gehütet wird, ich hätte keine Gefahr, keinen Schmerz gescheut, sie für Euern Besitz zu erobern. Aber, Maria, Maria —« Maria, die sich während dieser Rede aufgerichtet und ihn starr und unverrückt angesehen hat, unterbricht hier den verworrenen Redner und zieht ihn an ihre Brust hinan und an ihre Lippen . . .

Bevor noch der frühwache Verkünder des Morgens seine Flügel dehnte, knisterte die grüne Kerze auf und verlosch. Der Funke aber wurde zu einem schwarzen Todten-

vogel, und sie musste sich aufraffen und ihm folgen, wie er vor ihr einherflatterte, willig, unwillig, wie der zahmgebeizte Falke folgt dem Jäger, der ihm die schmähliche Kappe ums edle Auge legt. Eine, zwei Gassen huscht sie fort und noch eine dritte. Da steht an der Pforte ihrer Behausung die fröstelnde Alte, die sie still einlässt, ein Kreuz schlägt und die Thür verschließt. —

Desselben Morgens erhielt Orlandi Briefe, die seine schleunige Abreise heischten. Es galt nichts Geringerem als der Einbuße des größten Theiles seiner Habe, womit ihn der Sturz eines bedeutenden Handelshauses in Venedig bedrohte. Keine Zeit war zu verlieren, und er machte sich, obgleich mit schwerem Herzen, auf die Reise.

Die unglückliche Maria erwachte nach todesähnlichem Schlummer, da der Stundenzeiger schon weit in den Tag vorgerückt war. Sie fühlte in sich eine Vernichtung aller Sinne, ein Kämpfen aller Kräfte, und die ängstliche Seele schwebte über ihrer zerwühlten Wohnstatt, wie die Schwalbe ihr zerstörtes Nest umflattert. Als sie aber vor den Spiegel trat, verhüllte sie sich mit einem lauten Schrei vor dem Gespenste, das ihr daraus entgegenschaute. Vergebens verschwendete Catarina alle Kunst ihrer glatten Zunge. Maria geberdete sich so trostlos, dass Schreck und Mitleid die verruchte Dienstfertige es tausendfach bereuen machten, ihre Hand zu dem schändlichsten Verrathe, den die Welt je gesehen, geboten zu haben. »Wie konnte eine einzige Nacht mit so entsetzlichem Finger in meinem Dasein blättern und es dem Morgen so vergriffen und traurig abgenützt hinwerfen?« jammerte die holde, von dem giftigsten Samieli-Winde<sup>1)</sup> welkgehauchte Jungfrau und sank auf ihr Lager hin. »Siehst Du, das ist mein Kreuz, mein von Dir misshandeltes Kreuz! O, wäre ich nie geboren, um diese Schmach zu erleben! Vor der stolzen Ju-

<sup>1)</sup> Vgl. die Anmerk. in Bd. V, S. 430.



gend des prächtigen Florenz liege ich im Staube, und sie schreitet über mich höhrend weg, wie man über einen schmutzigen Stein schreitet oder ihn wohl gar mit Füßen von sich stößt — wehe mir!«

»Seid nur nicht so leidenschaftlich, um des Heilands willen!« redete ihr Catarina zu. »Ist denn der Edelstein zum Kiesel geworden, weil ihn ein böser Hauch getrübt hat? Nehmt Euern Schleier über und lasst mich Euch in die Kirche begleiten! Bis morgen glänzt Ihr wieder heller als je. Und was das Kreuz anbelangt, das will ich sofort zum Goldschmied tragen und in wenigen Stunden —«

»Beileibe nicht!« unterbrach sie Maria mit Hast. »Keine Menschenhand soll es mehr berühren; ich werde es an einem Schnürchen um den Hals hängen. O, dass ich es gleich gethan hätte!«

»Nun, wie Ihr wollt! Aber das dürft Ihr mir glauben: ich mag nicht mehr zur Beichte gehen, wenn Ihr morgen nicht wieder so hold lächelt wie eine Frühlingsrose.«

»Das gebe die heilige Jungfrau!« seufzte Maria, und etwas beruhigter ließ sie sich Mantel und Schleier umwerfen und eilte in die Messe.

Die Klänge der Orgel und die feierliche Hymne der versammelten Gemeinde weckten das schlummernde Gewissen in Catarinas Brust; es bäumte sich gleich einem aufgejagten Lindwurm und fiel über sie her, und sie stöhnte unter seinen schmerzlichen Bissen. Die ganze Schändlichkeit ihres Verrathes stand mit einemmale klar vor ihr. Mit der tiefsten Zerknirschung warf sie sich auf den Marmor hin und flehte zu Gott um Verzeihung ihrer Missethat. Sie fasste den festen Vorsatz, sich sogleich zum Marchese zu verfügen und alles aufzuwenden, um ihn von der Fortsetzung seines frevelhaften Beginns abzubringen; im schlimmsten Falle war sie sogar entschlossen, das ganze Geheimnis vor Maria aufzudecken und sich selbst jeder

Ahndung preiszugeben, ehe sie es zuließe, dass die folgende Nacht die Greuel der vergangenen wiederhole.

Sie zögerte keinen Augenblick, dieser besseren Regung zu gehorchen. Da sie jedoch in dieser Absicht Astolfs Wohnung betrat, erfuhr sie von seiner Abreise. Sie dankte dem Himmel für die milde Wendung der Dinge und eilte mit den besten Hoffnungen in die Kirche zurück, wo sie ihre Gebieterin noch an den Stufen des Altars fand.



Maria fühlte sich durch ein Gebet aus der Tiefe des Gemüthes ungemein gestärkt und beruhigt. Die einsame Lebensweise, die sie seit der Abwesenheit ihres Bruders führte, verbarg ihre augenblickliche Zerrüttung den Augen der Welt, und bald kehrte der Liebreiz wieder auf das engelgleiche Antlitz, wenn auch nicht ganz mit derselben Morgenthaufrische zurück. Aber wohl konnte diese kleine Beraubung mehr als aufgewogen erscheinen durch den Anflug träumerischen Schmachtens, welcher Zügen und Gestalt, Geberden und Stimme einen neuen, unwiderstehlichen Zauber verlieh.

Kurze Zeit darauf langte ein Schreiben an von Fernando Salviati, das die nahe Heimkunft desselben von seiner diplomatischen Sendung verhiess. Der Überbringer des Briefes wurde Maria als der vertrauteste Freund ihres Bruders anempfohlen; noch mehr empfahl ihn jedoch seine Persönlichkeit, mit einem edlen Namen und jeder ritterlichen Eigenschaft geziert.

Da nach wenigen Tagen durch das Eintreffen Salviatis seinem Freunde freierer Zutritt eröffnet ward, zeigte sich bald die Absicht seiner Einführung, und die Art, wie er sich um die schöne Maria bewarb, begann in ihrem Herzen ein günstiges Vorurtheil für ihn zu erregen.

Fernando vertraute seiner Schwester, dass auch er in süßen Banden schmachte und dieselben noch fester zu knüpfen gedenke. Er hoffe, setzte er hinzu, an einem Tage mit ihr sich das wandelbare Glück dauernd zu verbünden. Die liebende Schwester freute sich dieser Ankündigung innig. So schien alles einem erwünschten Ziele zuzuschreiten, und die Zufriedenheit des kleinen Kreises wäre vollkommen gewesen, hätten nicht Besorgnisse über die kränkelnde Gesundheit der lieblichen Braut Schatten darein geworfen. Auch überkam sie zuweilen eine Schwermuth, von der sie sich keinen Grund anzugeben wusste, die sie aber nur umso sorgfältiger verhehlte.

Eines Abends, da sie eben solchen Empfindungen mit den Klängen der Laute begegnete, überraschte sie ihr Verlobter bei dieser einsamen Beschäftigung. Er flehte so dringend um das Geschenk einiger Töne von ihren süßen Lippen, dass sie seinen Bitten nachgab. »Doch,« sprach sie lächelnd, indem sie die erhobene Hand sinken ließ, »was gilt die Wette? Die Saite reißt, bevor ich mein Lied noch zur Mitte gebracht.«

»Gefällt es Euch, einen der goldenen Ringe einzusetzen, die Euch so glänzend Haupt und Nacken schmücken,« erwiderte er, »so fordert jeden Preis als Gegenpfand!«

»Ihr tragt einen wunderherrlich gearbeiteten Dolch an Eurem Gürtel: wollt Ihr ihn daran wagen?«

»Ihr scherzt! Was sollte Euch die grausame Waffe, deren Anblick schon Eure zarte Hand verwundet?«

»Es schmerzt Euch um das zierliche Ding. Gut. Nennt etwas, das Ihr geringer haltet!«

Der Ritter zog den Dolch aus dem Gürtel und legte ihn Maria zufüßen.

»Meine Forderung ist thöricht,« sagte sie, den Dolch aufnehmend und mit seiner scharfen Schneide eine Locke von ihrem Haupte trennend, »aber schon als Kind hatte ich stets unnennbare Lust nach solch ahnungsvoll leuch-



tendem, drohend schönem Dinge. Doch nun will ich ohne Zögern beginnen, sonst gewinne ich den Sieg noch vor dem Kampfe.«

Darauf warf sie die Pfänder der Wette auf ein Tischchen und ergriff die Laute. Die feinen Finger flogen über die säuselnden Saiten, und nach wenigen Gängen hob sie an:

»Dämmernde Wölkchen sinken,  
 Selige Ruhe winkt,  
 Und in beruhigten Zweigen  
 Nickende Vögelein schweigen,  
 Hesper im Himmelsblau blinkt.

So im beruhigten Herzen,  
 Wie der Abendstern mild,  
 Segnend mit himmlischen Thränen  
 Dieses verschmachtende Sehnen,  
 Hebt sich Dein theures Bild.

Aber die himmlischen Thränen  
 Trocknet des Tages Strahl . . .

der Dolch ist mein!« rief Maria, rasch nach der blinkenden Waffe langend. »Wie er unwillig aufflammt, von so schwacher Hand geführt zu werden!« Doch da sie mit der Linken über seine glänzende Fläche hinfuhr, als ob sie ihn schmeichelnd zu besänftigen trachtete, verletzte sie sich daran, und ein paar Blutstropfen quollen aus der kleinen Wunde.

»Seht,« sprach bestürzt der Ritter, »wie wohlgemeint mein Zaudern war!«

»Es hat nichts zu bedeuten,« entgegnete sie, etwas bleich, und wickelte die Locke um den Finger, das Blut zu stillen. »Es ist nicht die erste Schlange, die hegende Neigung so schlimm vergilt.«



Unterdessen verzögerten die misslichen Angelegenheiten in Venedig Orlandis Abreise von Tag zu Tag. Unmuth, Angst und kranke Sehnsucht fiengen bereits an, seine Gesundheit zu untergraben, als ein Ereignis mit der Gewalt des Entsetzens ihn schließlich aufs Krankenlager warf und daselbst mehrere Wochen in versengender Fieberglut peinigte.

Der Vorfall war dieser.

Er ergieng sich eines Abends auf der Piazzetta. Voll schwermüthiger Gedanken, die mit den grauen Wolken nach der Ferne ausflogen, schritt er auf und nieder. Die wenigen Lustwandelnden hatten sich größtentheils verloren; nur einige Paare irrten unter den dunkelnden Arcaden, und an dem seufzenden Geflüster errieth man leicht das Geschäft, das sie noch festhielt. Endlich verschwanden auch diese, und Astolf wollte eben seine Gondel suchen, um heimzukehren, als eine lange, in einen braunen Mantel geschlagene Gestalt seine Aufmerksamkeit erregte und bald unwiderstehlich fesselte. Sie lehnte an einem Pfeiler, der mit seinem schwarzen Schlagschatten ihre Mienen verhüllte; überdies hatte sie den Hut so tief in die Stirne gedrückt und den Mantel so hoch ans Kinn emporgezogen, dass es selbst bei hellstem Lichte schwer geworden wäre, das befreundetste Antlitz zu erkennen. Von Zeit zu Zeit reckte sie zwei, drei, fünf Finger der einen Hand, dann auch sieben oder neun der beiden Hände hastig aus den Falten hervor, bald lauter, bald gedämpfter etwas vor sich himurmelnnd, das Astolf in der Entfernung nicht vernehmen konnte. Da er aber näher trat, hörte er, dass es Zahlen waren, die der sonderbare Fremde gleich jenen, die *Alla mora* spielen, ausstieß. Er that es mit der bei diesem Spiele gewöhnlichen Heftigkeit, indem er sein »Tre . . . cinque . . . dieci . . .« bald fragend, bald spottend, bald wieder freudig vor sich hinrief, nun sich lächelnd zurückbog, nun aufmerksam gespannt nach vor-

wärts hieng, nun, den Kopf auf die Schultern werfend, mit dem Fuße stampfte.

Astolf, den diese Sonderbarkeit anfangs belustigt hatte, begann es zu grauen, da dem Unbekannten bei einer schnellen Wendung der Hut ins Genick gesunken war und das Streiflicht einer Laterne ein grässliches Gewirre spukhafter Züge beleuchtete. Doch nach und nach dämmerte durch die schauernde Befremdung des Betrachtenden ein Erinnern, jener geisterhaften Empfindung ähnlich, die uns zuweilen bei wichtigen Ereignissen im Leben anweht, als hätten wir das Erlebte bereits im Traume oder in ahnender Vorschau oder vielleicht gar in einer Vorexistenz an uns erfahren. Es wurde ihm immer deutlicher, dass er mit dem Darsteller dieses seltsamen Monodrams schon irgendwo verkehrt hatte. Jetzt knisterte ein Gedankenfunke rasch hinter dem anderen auf, die Fackel der Erinnerung flammte empor, und in ihrem Lichte stand die bekannte Gestalt, der sonderbare Fremde aus Violantens Hause, der wundersam hilfreiche Freund aus jener Nacht der Verzweiflung. Wie unerklärlich auch das Betragen desselben Astolf erschien, wie gespenstisch-befremdend die klägliche Veränderung, er fühlte einen mächtigen Drang, ihn anzusprechen. Selbst die Furcht, ihm über gewisse Dinge Rede stehen zu müssen, vermochte nichts dagegen. Er trat dicht vor ihn hin mit den Worten: »Guten Abend, Don Sebastian! — Erkennt Ihr mich nicht mehr?« fuhr er fort, da sein Gruß unerwidert blieb.

»Soll ich jeden Macaronihändler in Venedig oder in ganz Welschland kennen?« entgegnete Sebastian, in Ton und Geberde jenem gleich, den irgendein albern Zudringlicher aus tiefsinnigen Betrachtungen aufstörte, und wandte sich unmuthig abseits.

Astolf, verletzt durch diese unfreundliche Zurückweisung und der Meinung, der trotzig Sonderling wolle ihn nicht kennen, kehrte ihm hastig den Rücken, indem



er rief: »Nun, gute Unterhaltung, Signore! Entschuldigt, ich dachte nicht, Euch zu belästigen!«

Er hatte aber nur wenige Schritte gemacht, als er sich am Arme berührt fühlte und den Cavalier nero neben sich erblickte, der also zu ihm sprach: »Seid mir tausendmal begrüßt und hochwillkommen, mein theurer Marchese! Ich leide seit einiger Zeit an so wüster Zerstreuthät, dass ich Euch an Euern Worten nimmer erkannte und erst dann zur Besinnung kam, da mir die rasche Weise, mit der Ihr Euch von mir wegdrehtet, als befreundet auffiel. Vergebt und seid nochmals herzlich willkommen geheißen in unserm Venedig! Sagt, was führte Euch her aus dem heiteren Florenz?«

Astolf erzählte in Kürze die Veranlassung seiner Reise. Der bedeutungsvollen Abschiedsstunde in jener Stadt und ihrer Folgen wurde mit keiner Silbe erwähnt. Das Schiffchen der Rede schoss hin und wieder gleich den zierlichen Gondeln an einem lieblichen Februariustage, worin sich die fröhliche Menge umhertreibt ohne anderen Zweck als eben den, jedem Zwecke in heiterer Sorglosigkeit zu entfliehen. Dem Marchese schwebte die Frage über das wunderliche Beginnen seines Freundes bei ihrem Wiederfinden hundertmal auf der Lippe; er konnte aber den Muth nicht gewinnen, sie auszusprechen.

»Unser Marcus ist heute früher einsam geworden als gewöhnlich,« bemerkte Sebastian. »Die rauhe Abendluft fegte die zärtlichen Venetianerinnen an ihre Kamine zurück. Das muntere Geplauder, das bunte Schwärmen, welches sonst drei bis vier Stunden nach Sonnenuntergang noch diese Gänge belebt, ist bereits vor dem Sieben der schwarzen Stundenherolde<sup>1)</sup> verstummt —«

»Was dann einen Philosophen in Verlegenheit stürzt, wie er eine Zeit, die nun einmal dem zerstreuen Müßig-

<sup>1)</sup> Die zwei Neger auf dem Glockenthurme, welche die Stunden anschlagen.

gang geweiht ist, auf gute Art los werden möge. Man ergötzt sich mit lustigen Monodramen — «

»Ihr spielt auf die Beschäftigung an, bei der Ihr mich überraschtet,« fuhr ihm Sebastian mit einer Heftigkeit durchs Wort, die es Astolf bereuen machte, dass er seiner Neugier den Zügel hatte schießen lassen. »Doch wird es Euch im kurzen klar werden,« setzte jener etwas milder hinzu, »wie unrecht Ihr hattet, das als Scherz zu behandeln, woran der tiefste Ernst innigeren Antheil nimmt als die junge Mutter am Schmerzensschrei ihres Säuglings. Ein jeder hält den andern für den Narren und sich für den Weisen, und wenn er die Schulbuben hinter dem hocherhobenen Haupte her sieht, um es mit unwürdigem Schmucke zu krönen, lächelt er und denkt nicht daran, dass es dem seinen nicht besser ergeht. Denn die Schellenkappe klingt dem, der sie trägt, als eine Messglocke. Aber Euch halte ich, so jung Ihr seid, für klüger, und darum kann man offen mit Euch sprechen. — Ihr wisst, wie man seit Jahrhunderten darauf aus ist, den Stein der Weisen zu finden. Die Menschen stecken voll Thorheit, und dies hängt mit der tiefen Blindheit enge zusammen, von der sie überfallen werden, wenn sie eben unverrückt nach dem Lichte schauen, um es sich zuzuwenden. Der Stein der Weisen ist eine Chimäre und dem fabelhaften Ungeheuer der Vorzeit darin ähnlich, dass er wie dieses Lyciens Gefilde also die blühenden Gefilde des menschlichen Geistes verwüstet und in eine dürre Einöde verwandelt. Aber auf dem Pegasus der Begeisterung gelingt es dem heldenmüthigen Kämpfer dennoch, sie zu besiegen. So hat es mir geglückt, die rechte Einsicht zu bekommen in den Focus der ewigen Strahlenbrechung, in den Mittelpunkt des unendlichen Alls. Ich sah nun, wie nichtig die Maulwurfsarbeit ist nach dem gewähnten Gute, da man es nicht allein dort suchte, wo es nicht zu finden war, sondern selbst in seiner Wesenheit Irrthum lief. Es gibt keinen Stein der Weisen, sondern die

Summe des Universums, um die es sich eigentlich handelt, ist in einer Zahl ausgesprochen, deren glücklicher Finder sich zum Herrn der weitverbreiteten Kräfte der Natur macht. Denn in ihr reflectiert die ewige Sonne des Daseins gleichsam als in einem unermesslichen Brennspiegel in concentrirter Einheit der millionenfach und durch Äonen zerstreuten Wirkungen, wie sie sich im Organismus der Stein-, Pflanzen-, Thier- und Geisterwelt manifestieren. Nun ist nach einer solchen Entdeckung die Aufgabe eine doppelte, um jene göttliche Herrschaft zu erringen, wovon die eine die andere bedingt und in sich begreift. Wenn jene sich beschäftigt mit der gesuchten Zahl, so ist das Ziel dieser die Art und Weise ihres Übertrittes oder, um mich richtiger auszudrücken, ihrer Verwandlung in das Ich, ihrer Fleischwerdung in der menschlichen Natur. Nun merket wohl! Die Harmonie ist eine Zahl; sie hat ihren Ursprung in den Gestirnen, woraus sie niederfließt in unsern Planeten und wundersam Seelen und Körper bindet und verbindet oder auch als ein anderer Zweig jenes himmlischen Baumes in den Künsten und Gewerben des Lebens liebliche Blüten treibt. Sie ist in ihrer Urkraft Beherrscherin aller Geister und Stoffe; was sie in ihren Corollarien hienieden bedeutet, kennen wir aus tausendfachen Proben und deren eindringlichsten Erfahrungen mitunter an uns selbst. Ihren ewigen Umschwung zu erfassen, reichen unsere kurzen, mürben Arme nicht; wir streben daher nach ihrem Symbole, das in einer geheimnisvollen Nummer verborgen liegt. Sie errathen, sichert uns, wie ich Euch bereits sagte, den gewünschten Besitz zu. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, gibt es jedoch nur ein Mittel: die Herstellung unserer ursprünglichen Verbindung mit dem Gestirne, mit dem wir in naher Verwandtschaft stehen, und die wir zu jeder Zeit geltend machen möchten, wenn nicht unser siderischer Leib von dem elementarischen zu dick überhüllt wäre, was natürlicherweise geschieht, da wir



diesen übermäßig nähren, jenen hingegen ganz und gar vergessen und, statt ihn an der Anschauung unirdischer Dinge und in der Beschäftigung mit denselben zu weiden, wohl gänzlich verschmachten lassen, so dass es unvermeidlich ist, dass er endlich abstirbt und jeder weiteren Erweckung unfähig wird. Das Gestirn, wenn es zu seiner Stunde in Wirkung tritt, mahnt den Menschen durch Träume, sein nicht zu vergessen, und flößt ihm ohne unser Wollen und Wissen noch manchen Tropfen seines himmlischen Balsams ein. Wäre dies nicht der Fall, so würde das Alter vor der Zeit unsere schwache Kraft an den Stab beugen und unsern Schädel zur Cisterne aushöhlen. Ich sage Euch, das ist die schlimmste Seite unserer Zeit; aber sie enthält Zeichen, die auf eine bessere, welche nicht zu ferne ist, hinweisen. Und die Stunde wird kommen, in der jede jungfräuliche Seele in ihrer Reinheit den Schoß besitzt, um von einem heiligen Geiste befruchtet zu werden, dass sie dann Dinge zutage fördere, die der Welt unaussprechliches Heil bringen. Propheten werden aus himmlischen Träumen zu der zagenden Menschheit reden; man wird sie anfangs nicht hören und wohl gar verhöhnen, aber endlich werden die Augen, vom göttlichen Strahl erleuchtet, sich öffnen, und man wird zur rechten Einsicht gelangen und Zeugnis geben der Wahrheit. In Kunst und Politik, in der Heilkunde körperlicher und geistiger Erkrankung sowie in jedem Zweige menschlicher und göttlicher Wissenschaft wird ihr Einfluss eine segensreiche Umwandlung herbeiführen. Alsdann werden die Prediger des Evangeliums des Fleisches von ihren Lehrstühlen eröthend heruntersteigen, und die laute Stimme falschprunkender Weisheit auf dem Marke wird in ihrer echolosen Einsamkeit scheu verstummen. Dies alles wird geschehen zum Frommen kommender, aus dem Urenkelsamen unseres Samens getriebener Geschlechter.«

Astolf konnte diese wunderlichen, auf einen edlen

Palmenstamm geimpften Schalksfrüchte nicht ohne schmerzliches Staunen betrachten. Das tiefe Mitleid über das zerstörte Götterbild vor ihm schwoll in seiner Brust zum mächtigen Wehelaute, der die Dürftigkeit des ganzen stolzen Tempelbaues des Menschengeistes umfieng, so unermesslich in seinen Bestrebungen, in seiner Erkenntnis ein sündhaft Abtrünniger und doch so bewundernswert in den Trümmern seiner zerfallenen Größe. Solcher Jammer der menschlichen Gebrechlichkeit erschien ihm trostlos, und er war sich's nicht bewusst, da er ihn mit einem schwer aufquellenden Seufzer beklagte, ob der Seufzer seinem unglücklichen Freunde galt oder der gesammten Menschheit oder seinem eigenen bedrohten, wehrlosen Ich.

Es schlug zehn. Ein lauer Wind hob sich von der Lagune, welcher die Sprechenden, den einsamen Platz auf- und niederwandelnd, eben zugekehrt waren; er trug den Gesang zweier Gondoliere zu ihnen herüber. Astolf rührten diese Klänge unbeschreiblich. Ein süßes Vergessen seiner traurigen Gegenwart kam tröstend über ihn und mit demselben ein langverdämmerter Traum aus einer entlegenen Zeit. Wie wohnte sich die holde Täuschung so willig ein in seiner Brust! Von den Düften ihres Paradieses lieblich betäubt, fasste er warm Sebastians Hand und sagte: »O Sebastian! Wie langen diese Töne sehnsüchtig nach der bangen Seele und zögen sie so gerne aus dem dumpfen Gefängniss empor! Was für einen Grund hat es, dass all ihre erstarrten Thränen davon fließend werden, dass jeder Puls darnach zittert, im unendlichen Raume zu verbeben? Leben in ihnen vielleicht die Geister unserer Lieben und schwingen den kühlenden Flügelschlag um unsere heiße Stirne, oder sind sie nackte Westerseelchen,<sup>1)</sup> die

<sup>1)</sup> Die Seelen der Westerkinder oder Täuflinge; vom mittelh. »wester«, »weste« = Taufkleid, Westerhemd. Vgl. Schade, Altd. Wb. und Lexer, Mittelhd. Handwb. Wie schon

nach einem Neste umherflattern, seufzend ob ihrer trüben Verbannung? O, ihre Sprache ist zu dringend, als dass sie nichts sein sollte als ein zufälliger, leerer Schall!«

»Aus den Sternen stammen sie,« entgegnete Sebastian, seine alte Weise verfolgend. »Aber sie sind abgefallene Engel der ewigen Urharmonie und unrettbar verbannt in dieses Thal der Zähren. Ihr Dasein ist ein ruheloses Umherirren, ein immerwährendes Schluchzen, womit sie den Verlust ihres himmlischen Urstandes beklagen, da die tiefste Sehnsucht darnach mit ihrer Hoffnungslosigkeit gleichen Schritt hält. Und so bestraft sich jedes übermüthige Losreißen aus der großen Kette des Alls, das stolze Begehren nach einer individuellen Selbständigkeit, welches Schmerz an seiner Ferse hat und Tod. — Aber ich bin Euch noch eine Aufklärung schuldig, zu der mich diese Abschweifung natürlich wieder zurückbringt. Wie Ihr Euch dadurch, dass Ihr dem Geheimnisse der Anziehung und Abstoßung, der Liebe und des Hasses der Töne eifrig nachspürt und sozusagen ihre Natur in die Eure aufnehmt, zum Herrn und Meister derselben machet, indem Ihr sie zwingt, nun diesem, nun jenem Bedürfnisse oder Zwecke zu dienen, auf gleiche Art könnet Ihr mein Verfahren

---

das Wort zeigt, ist der Vorwurf dieses von einem Italiener gebrauchten Bildes dem deutschen Mythenschatz jener Epoche entlehnt, da seine heidnischen Grundelemente sich mehr und mehr dem herrschend gewordenen Christenthum assimilierten. Der Glaube an eine Seelenwanderung, welcher das religiöse Bewusstsein der germanischen Urzeit durchdrungen hatte, erscheint hier unter dem Einfluss der kirchlichen Dogmen vom Taufsacrament zu der noch heute in einzelnen Gegenden Deutschlands volkstümlichen Annahme umgestaltet, dass die Seelen ungetaufter Kinder bald als Vögel oder Insecten, bald als Irrlichter immerwährend zwischen Himmel und Erde schweben müssen, ohne der paradisischen Ruhe theilhaft zu werden. S. Grimm, D. Mythologie; Paul, Grundriss der germ. Philologie. d. Hg.



betrachten gegenüber meinem großen Vorwurfe. Der Umschwung der Gestirne gehorcht einem unverrückbaren Gesetze, so auch ihre Einwirkung. Wie es aber nicht gleichgiltig ist, wie der Spiegel, der den Strahl auffängt, organisiert oder unter welchem Winkel er gegen ihn gestellt sei, so ist es auch von der höchsten Bedeutung, unser Organ der Empfänglichkeit der astralischen Radian zuzubilden und es denselben in wirksamer Richtung zuzuwenden. Ihr fandet mich in einem solchen Bestreben, da Ihr mich in jenem von Euch so irre gedeuteten Nebelgefächte schautet. Die Hieroglyphen, die Ihr mich in die Lüfte schreiben saht, sind nichts anderes als Fragen an die Gestirne oder vielmehr Bezauberungsformeln an das Element zu dessen Bändigung und zur Entwicklung des siderischen Lichtäthers, dass dieser auf mich niederfließe und mich erfülle mit seiner himmlischen Allkraft.«

Sie waren, während Sebastian, immer tiefer in seiner Wahnwolke versinkend, also sprach, an eine Brücke gekommen. Astolf däuchte es, als würden sie von zwei Männern in der Ferne gefolgt. Schlimmes von ihnen gewärtigend, wollte er den Gefährten darauf aufmerksam machen, als dieser plötzlich mit wildverzerrter Miene und heulender Stimme ausrief: »Weh! was habe ich Thor gethan? Mein Geheimnis einem andern preisgegeben, der es nun benützen und mich um den goldenen Schatz betrügen wird. — Ha, noch gibt es ja eine Rettung!« kreischte er furchtbar auf, fasste den Unvorbereiteten neben sich und warf ihn über das Geländer in die Flut.

Astolf war verloren, wenn nicht einige Gondelführer seinen Sturz gesehen hätten und sogleich zur Hilfeleistung herbeigeeilt wären. Unter ihren Bemühungen, aus dem erstarrten Körper wieder Lebensfunken zu entwickeln, fand er sich mit seiner erwachenden Besinnung.

»Das war ein arger Handel,« begann der eine seiner Retter. »Ihr seid gewiss fremd in Venedig, dass Ihr Euch

mit dem tollen Ritter einließet, der, wie jedermann weiß, vom bösen Feind besessen ist. Sie haben ihn deshalb schon in Gewahrsam gebracht, und ich vermag nur nicht zu begreifen, wie er ihnen wieder entwischt ist. Es ist aber bereits gesorgt, dass er seinem Spuk ein Ziel setze; die Sbirren nahmen ihn, unmittelbar nachdem er mit Euch so kurzen Process gemacht, in Empfang. Unser Professor Senapa und die Pfaffen werden ihn schon zurechte bringen oder wenigstens zur Ruhe.«

»Du sprudelst so unversieglige Thorheit aus Deinem närrischen Maule,« nahm der andere das Wort, »wie die Fontana Trevi in Rom Wasser. Hättest Du lieber den Herrn gefragt, wohin wir ihn nach Hause bringen sollen. Er zittert ja wie eine Espe.«

»Bringt mich nach dem Canal grande in die ‚Europa‘, gute Leute,« hauchte Astolf, »dort will ich Euch Eure Mühe reichlich vergelten!«

»Wir küssen Eccellenza die Hände,« antworteten die Männer und thaten, wie er angegeben hatte.

Kaum waren Astolfs Leib und Geist wieder zu einiger Kraft gelangt, so machte er sich bereit, das unglückselige Venedig zu verlassen. Er vertraute seine Angelegenheiten einem tüchtigen Sachwalter und wandte sich mit vollen Segeln der Sehnsucht dem schönen Florenz zu. Nicht ängstlich-dringender kann der verspätete Vogel dem graulichen Zuge der Gefährten folgen, den er in blasse Ferne schwindend über der weiten Meeresfläche vor sich erblickt.



Die Glocken läuteten zur Christmette, ihr Klang gieng durch die schläfrigen Gassen von Florenz und pochte an alle geschlossenen Pforten. Da machten sich seine Be-

wohner auf und drängten in andächtiger Eile nach den festlicherleuchteten Kirchen.

Die holde Maria hatte sich über das Bett geworfen, um ein paar Stunden Vorschlammers zu genießen, da sie die mitternächtliche Feier nicht versäumen wollte. Sie hatte Bruder und Bräutigam gebeten, sie zur rechten Zeit abzuholen und nach der Kathedrale zu begleiten. Auf ihrem Putztische lagen bunte Weihnachtsgaben ausgebreitet, und wie unwillig über solch tändelnde Nachbarschaft, barg sich daneben der hellpolierte Dolch, der Preis jener sonderbaren Wette, in ein rothes, golddurchwirktes Band. Maria hatte ihn damit umwickelt, seine tückische Schneide scheuend, die sie bereits erprobt.

Catarina nickte im Vorgemache auf einem Sessel. Da fuhr ein gellender Laut durch ihren Schlaf; die heftiggezogene Klingel polterte zu ihren Füßen nieder. Unverweilt hastete sie ins Zimmer der Herrin. Aber sie wäre vor Entsetzen fast des Todes geworden, als ihr diese schneebleich entgegenstürzte, sie bei der Schulter packte und ihr mit grässlicher Stimme ins Angesicht schrie: »Sprich, Unglückliche! Wen hast Du in der Catarinenacht zu mir eingelassen?«

»Bei Jesu Wunden!« betheuerte die Alte, an allen Gliedern zitternd, »niemand war bei Euch.«

»O Teufel!« rief Maria, an ihren Tisch rennend und den Dolch ergreifend, »was that ich Dir, dass Du mich so schändlich verriestest? Bekenne augenblicks, oder dieser Stahl . . .« Sie zückte die blinkende Waffe, von der das rothe Band ahnungsvoll wie ein Blutstrom niedersank.

Catarina fühlte den Dolch bereits in ihrer Brust. Sie umklammerte Marias Knie krampfhaft und heulte: »O, schonet mein! Ich will Euch ja alles bekennen.«

Auf diese Worte folgte das getreue Geständnis der ganzen schauderhaften Begebenheit. Sie war kaum damit zuende, als Maria leblos auf den Boden hinschlug.



Catarina wusste in dem vernichtenden Zwiespalte ihrer Seele nicht, was zu beginnen. Sollte sie ihrer Gebieterin beistehen oder die Flucht ergreifen, bevor sie entdeckt, festgehalten und schwerer Ahndung überliefert würde? Während sie noch händeringend und unschlüssig neben der Besinnungslosen kniete, tönte der Ruf der Feuerglocke durch die Straße, begleitet von dem Gemurmeln der Neugierigen und dem Gepolter der herbeisauenden Löschwerkzeuge. Sie sprang ans Fenster; der rothe Widerschein flog über die dunklen Giebel empor und verhüllte mit seinem blutigen Schleier die nächtlichen Sterne. Nun hallten die Tritte der Männer auf der Treppe. Catarina eilte ihnen mit den Worten entgegen: »O helft, Signori! Mein Fräulein hat der Schreck aus den Sinnen gejagt. Ich laufe nach Wasser!« Damit drängte sie an den Eintretenden vorüber und suchte das Freie.

Die Freunde fassten bestürzt die liebliche Geknickte, trugen sie aufs Bett und beschäftigten sich hilfreich um sie.

»Verdammte Neugier!« zürnte Fernando, die Schläfe der Schwester reibend. »Geht Ihr, Antonio, und bringt das Wasser! Die thörichte Alte ist, straf' mich Gott! nach dem Feuer gelaufen statt nach dem Wasser.«

Der Ritter hatte kaum das Gemach verlassen, als Maria seufzend die Augen aufschlug. Sie starrte Fernando an, der ihr erfreut zurief: »Gottlob! Maria, wie hast Du uns erschreckt!«

Da wich der Nebel, der noch halb über ihrem Bewusstsein lag, und mit einem Blicke überschaute sie das ganze grenzenlose Feld ihres Jammers. Sie begrub das Antlitz in beiden Händen, die aber schlecht dazu taugten, ihren Schmerz zu bergen. Der reiche Strom, der durch die Finger niederfloss, und das fieberische Beben des holden, in seinen tiefsten Wurzeln zerstörten Daseins verriethen dem liebenden Auge den beklagenswerten Zustand der Gemarterten.

»O meine Maria,« tröstete Fernando, »meine süße Blume, wer durfte Dich in solches Leid bringen? Was kann ich thun für Dich? O sprich, sprich, was ist mit Dir geschehen, meine zarte Maria? Ich verließ Dich vor wenigen Stunden noch so heiter, und wie muss ich Dich wiederfinden?«

Maria schaute wild um sich. »Ist er fort? Ist er fort?« stammelte sie in ungeheurer Angst.

»Sammele Dich, theure Schwester!« entgegnete Fernando. »Wir sind allein. Niemand war hier als ich und Antonio.«

»Antonio!« schrie Maria. »Wenn Dir mein Leben lieb ist, so verhüte, dass er mir jemals wieder vor die Augen komme, sein Anblick ist mir ein Basilisk!«

»Was ist vorgefallen unter Euch?«

»Nichts zwischen uns, bei der heiligen Jungfrau, nichts zwischen uns! Aber sei barmherzig und thu, wie ich gesagt!«

Fernando gieng, den Ritter aufzusuchen und ihn auf freundliche Art für den Augenblick zu entfernen.

Als er wieder ins Zimmer trat, sprang Maria vom Bette, warf sich zu seinen Füßen und redete ihn also an: »Du hast mich bis jetzt geliebt, mein Bruder! In der Hut Deiner Sorge lag mein Herz wie ein schlummerndes Kind; der Edelstein an Deinem Finger wird nicht enger von der goldenen Fassung gehütet, als ich es ward von Deiner Liebe. Liebst Du den Ring, Fernando?«

»Seltsames Geschöpf!« antwortete Fernando, indem er versuchte, sie emporzurichten. »Was soll diese Einleitung?«

»Lass mich knien,« fuhr Maria fort, »in dieser Erniedrigung liegt Trost für mich! Sprich, Fernando! Liebst Du den Ring?«

»Du weißt es ja, nichts ist mir werter nach Deinem Auge.«

»Ein Betrüger hat ihn vertauscht; an der Stelle des edlen Diamanten prahlt schnödes Glas. Liebst Du den Ring, Fernando?«

»Du quälst mich, Maria! Wenn Deine Rede wahr, so zerre ich ihn vom Finger und schleudere ihn weit von mir und trete ihn zu Staub.«

»Weh mir, der Ring bin ich!« rief Maria, ihr Gesicht zur Erde beugend.

»Geh zubette, gute Schwester,« mahnte sonderbar lächelnd Fernando, »Deine Lebensgeister sind verwirrt! Der Schlaf wird alles wieder gutmachen.«

Aber ohne das Haupt zu erheben, wiederholte Maria: »Der Ring bin ich, der schnöde Ring bin ich! Zertritt ihn!«

Fernando, obgleich von der fürchterlichsten Vermuthung aufgestachelt, erbarmte die Unglückliche, die unablässig dieselben Klagen stöhnte, den Staub mit ihren Thränen vermischend. Er nahm sie in seine Arme und trug sie auf ihr Lager zurück. Er tröstete sie mit Zuspruch und Liebkosungen und bat sie, sich zu sammeln, und wenn sie ihm etwas mitzuthemen hätte, es auf den Morgen zu verschieben. »Ich hoffe, es ist nur ein böser Traum, der Dich so verwirrt. Was es aber auch immer sei, ich liebe Dich zusehr, um Dir nicht alles vergeben zu können, und wäre es so hässlich, als Dein Aussehen holdselig ist.« Bei diesen Worten fasste er ihre Hand, die heftig zitterte.

»Reiche mir meinen Schleier!« sagte sie matt.

Er holte ihn.

»Nun sollst Du alles hören,« begann sie, ihre Züge darein verbergend.

Sie erzählte ihm von Astolfs Bewerbung, von der zufälligen Verwechslung seines Briefes mit dem Violantens und ihrer strengen Erwiderung. »O Fernando,« fuhr sie fort, »warum kann ich, was nun folgt, nicht weinen statt sprechen, und wenn die letzte Thräne den traurigen Bericht



beschlossen, sie nicht versiegen machen ohne eine Spur meines unglückseligen Daseins! Als ich mich heute dem Schlummer überlassen hatte, um zur Christmette wacker zu sein, hielt Gott die brennende Fackel seines Gerichtes in meine dunkle Brust und beleuchtete das schauerhafte Geheimnis, das darin verhüllt ruhte. Mir war's, als gieng ich mit Dir und Antonio zur Mette. Da wir an die Kirchthür gekommen waren und eben über die Schwelle schreiten wollten, sank ein Cherub, dessen Feuerantlitz meine Augen wie zwei Wassertropfen aufsaugte, vom Himmel nieder; er hatte einen Palmzweig in der Hand, und seine Stirne dräute. Ich fiel auf die Knie. Er aber berührte mit der Spitze des Zweiges meine Brust, und mit einer Stimme, wie Gewitter rollend, rief er mir zu: ‚Weiche hinweg von Gottes heiligem Tempel! Eher würden seine Mauern über der ganzen frommen Gemeinde zusammenstürzen, als dass sie ein so verworfenes Gefäß der Sünde in sich aufnähmen.‘ Alsobald spaltete sich die berührte Brust auseinander, und aus ihrer Wunde quoll ein schwarzer Wurm, der Pest hauchte ringsumher. Entsetzt floht Ihr und alles Volk. Orlandi und Catarina fanden sich an meiner Seite. Die nahmen das ekelhafte Ungethüm, liebkosten es und sprachen: ‚Sei uns gegrüßt, Du holder Engel, Du Angebinde der heiligen Catarina!‘ Hier erwachte ich. Schweiß des Todes lag auf meiner Stirne. Ich verglich den furchtbaren Traum mit früheren Ereignissen und mit meinem Zustande seit jener genannten Nacht, schwarze Ahnung stieg in mir auf, ich schellte nach Catarina, und die hart Bedrängte gestand mir alles, Schrecklicheres, als ich erwartet hatte. Und nun vernimm den schändlichsten Verrath, der je mit seinem Gifte Seelen mordete!«

Fernando hörte ihr schweigend zu. Nur mehrmals wischte er sich die Stirne, und dann entfuhr ihm einzelne Laute: »O Teufel!« oder »Höchst teuflisch!« Als sie vollendet hatte, neigte er sich dicht an ihr Ohr, als ob

er dadurch das Wort, das er ihr zulispelte, seinen eigenen Ohren verhehlen könnte: »Und Du fühlst Dich?«

Sie nickte.

Da zog er den Schleier von ihrem Angesichte, küsste sie auf die Stirne und sagte ganz ohne Leidenschaft: »Möge mich Gott in der Stunde des Todes verleugnen, wenn irgend ein anderer Gedanke, ein Tropfen Nahrung, eine Secunde Schlafes mich erquickt, bevor diese That der verruchtesten Bosheit gesühnt ist!«

Eben wollte er das Gemach verlassen, als der nach Erkundigung über den Ort des Brandes ausgesandte Diener eintrat und berichtete, es sei der Palast Orlandi, der in Flammen stehe und fast schon gänzlich in Schutt verwandelt sei. Kein Löschen fruchte, das Feuer schein an dem Wasser nur neuen Stoff zu finden. Der Marchese sei gerade aus Venedig zurückgekehrt, und man habe sein Gepäck nach dem »Adler« geschafft. Er habe selbst Befehl gegeben, der Wuth des Elements nicht weiter Einhalt zu thun, vielmehr wacker mitgeholfen, seine Mauern niederzureißen, um die nachbarlichen Häuser vor demselben Missgeschicke zu bewahren. »Ha, Gottes Hand!« rief Fernando und schritt rasch über die Schwelle.

»Es ist nun alles aus,« sprach er zu sich selbst, in seinem Zimmer angelangt. »Wer alles verloren hat, ist doch immer noch glücklicher als einer, der mit getheiltem Herzen zwischen dem Unglücke und der Hoffnung steht. Gottlob! mir darf vor keinem Verluste mehr bangen.«

Er legte ein Blatt Papier zurecht und ergriff schnell die Feder, um zu schreiben. Da er aber seiner schönsten Hoffnung den Scheidebrief geben sollte, übermannte ihn der Schmerz. Er barg sein Antlitz in die flachen Hände und ruhte einige Minuten in dieser Stellung. Dann erhob er es wieder, drückte eine heiße Thräne aus dem Auge und schrieb:

»Violante! Ich nenne Euch einen Namen, dann fragt Euer Erröthen um das, was ich Euch verschweige. Der Name ist Astolfo Orlandi. Mit ihm werden kommende Geschlechter das Unaussprechliche benennen; er wird die Schandsäule sein, an die das kranke Laster seine Thaten schreibt, um sie glänzen zu sehen. Verzeiht, dass ich nicht Lust trage, den meinen neben dem Euren an einem solchen Platz zu erblicken!« Fernando Salviati.

Mit Ungeduld wartete er den Morgen ab, um diese Zeilen zu bestellen und Astolf aufzusuchen.

Dieser war unterdessen wirklich von Venedig zur unseligen Stunde heimgekehrt. Die rothe Feuergarbe, die ihm über der Stadt durch die Nacht entgegenleuchtete, erfüllte seine Seele mit düsteren Ahnungen. Das lärmende Gedränge in den Straßen wurde ihm Wegweiser nach dem Unheile, das über sein Haus hereingebrochen war. Er schickte Wagen und Gepäck nach einer Herberge, da er unter dem Gewühle damit nicht vorzudringen vermochte, und verfolgte den Weg zu Fuß. Plötzlich fühlte er sich von hinten festgehalten. »O Herr, mein gnädiger, theurer Herr,« jammerte die wohlbekannte Stimme seines alten Battista, »zu welcher Schreckensstunde seid Ihr uns zurückgekommen!«

»Mein Haus?« fragte erschrocken Orlandi.

Der Alte nickte. »Und ich bin derjenige, der das schwere Unglück über Euch gebracht, und habe nichts als meinen weißen Kopf, den ich Euch dafür zur Sühne bieten kann.« Mit diesen Worten beugte sich der Greis auf des Gebieters Hand, und ein heißer Tropfen fiel darauf nieder.

»Beruhige Dich!« erwiderte Astolf. »Ich möchte nicht ein Haar Deines getreuen Hauptes kränken, und könnte ich damit mein Haus neu vom Grunde aufbauen. Doch berichte, ist alles verloren?«



»Alles rettungslos.«

»Wie entstand das Feuer?«

»Es ist alles verloren,« wiederholte Battista klagend. »Die Flamme brach so plötzlich aus und griff mit so unerhörter Wuth um sich, dass wir kaum das nackte Leben zu retten vermochten. Ich wollte meinen Enkelchen einen Christbaum beschenken. Diesen stellte ich in Eurem Schlafgemache auf. Da ich ihn aber ausgeschmückt hatte und nichts fehlte als die Lichtlein, bemerkte ich erst, dass ich gänzlich vergessen hatte, welche einzukaufen. Ein grüner Wachsstock, den ich auf Eurem Spiegeltische fand —«

»Die grüne Kerze?« rief Astolf und wankte nach dem Eckpfeiler, neben welchem sie standen.

»Ja,« fuhr Battista fort, »sie hatte der böse Feind ins Haus geschmuggelt und leitete nun meine kindische Hand darnach, um mich noch am Rande meines Lebens zu was Entsetzlichem zu bringen. Ich zerschnitt sie und besteckte die Zweige damit. Da ich mit dem Geschäfte zuende war und das Ding recht herrlich flimmerte und leuchtete, freute ich Thor mich herzinniglich darüber. So rasch ich konnte, eilte ich, meine Kleinen zu holen. Aber kaum hatte ich die Schwelle verlassen, als schon die Flamme zu allen Fenstern herausleckte. Die schnellste Hilfe war fruchtlos. Wie mit einem Zauberschlage stand das ganze Haus in Feuer.«

»Das hast nicht Du gethan,« sprach Astolf mit einem schmerzlichen Blicke an den Himmel. »Doch lass uns dazu sehen!«

Er drängte nach dem Platze. Ein Blick überzeugte ihn von der Unmöglichkeit, etwas zu retten. Er befahl, die Mauern einzureißen, und bald ragten nur mehr traurige, rauchende Trümmer an der Stelle des prächtigen, heiteren Gebäudes empor.

Die neugierige Menge hatte sich zerstreut. Orlandi bedeutete Battista, ihn im »Adler« zu erwarten. Der

Alte sah seinen Herrn betrübt an und handelte, wie er ihn geheißten.

Astolf setzte sich seiner veraschten Habe gegenüber auf einen Stein und verhüllte das Gesicht in den Mantel. Er betrachtete die schwermüthigen Gedanken, die an seiner Seele vorüberzogen, mit einer Art von Befriedigung. »Wenn dies die einzige Buße ist, gerechter Himmel,« flüsterte er in sich, »die mein Verbrechen vor Dir auslöscht, so sei sie mir gesegnet! Denn hättest Du beschlossen, mir für jedes Haar des Hauptes eine stechende Viper wachsen zu lassen, ich dürfte nicht murren; erscheint doch die Unbarmherzigkeit selbst noch als Gnade neben meiner Missethat.« —

Kaum röthete der erste Morgenstrahl die Thurmspitzen des lieblichen Florenz, so stand Fernando schon vor Orlando's Lager, auf welchem dieser an einem kargen Schlummer sich erquickte. Astolf erschrak, da er erwachend in das wilde Antlitz schaute, das seine Ruhe mit drohendem Anstarren vergiftete. Aber schnell hatte er dies Erscheinen begriffen und war gefasst, ihm zu entgegen. »Ich weiß, was Ihr mir wollt,« hob er an, Fernando zuvorkommend, »und ich werde Euch keine Genugthuung verweigern. Am besten wäre es gewesen, Ihr hättet Euern Dolch in meine Brust gesenkt, während ich schlief. Da jedoch Eure Rache so geduldig ist, so sei sie es noch kurze Zeit, damit Ihr höret, was ich Euch vorzuschlagen habe: lasst mich noch einmal mit Maria sprechen!«

Fernando fuhr nach seinem Schwerte, und ein Augenblick nach seines Feindes Waffe enthielt alle Antwort.

»Lasst uns nicht wie Kinder handeln,« setzte Astolf fort, »die voreilig zertrümmern und hinterdrein beweinen! Hat Euer Hass ein Recht, so hat eines auch meine Liebe, hat Eure Rache eine Pflicht, so hat eine auch meine Reue. Lasst mich, ich wiederhole es flehend, lasst mich noch einmal mit Maria sprechen! Mein Herz hat ja nach einer Stunde um keinen einzigen Tropfen Blutes weniger.«

»Es sei,« sagte Fernando. »Werft Euern Mantel um und folgt mir!«

Maria hatten ihre Frauen, da sie in einen schweren Schlaf gefallen war, ausgekleidet und zubette gebracht. Sie schlug eben die Augen auf, als ihr Bruder mit Astolf eintrat. Aber kaum erblickte sie diesen, so stieß sie einen Schrei aus und gerieth in die heftigsten Zuckungen.

»Nun gehöre ich ganz Eurer Rache,« sprach Astolf zurückweichend.

»Abends in der Waldschlucht!« rief ihm Fernando zu, ängstlich um seine Schwester beschäftigt. —

Zuhause angelangt, fand Orlandi ein versiegeltes Blatt, das nachstehende Zeilen von Violante enthielt:

»Treuloser Freund! Meine Liebe leiht mir kein Recht mehr, zu bitten; allein Ereignisse von großer Wichtigkeit, die ich Euch zur Stunde mittheilen muss, fordern Euern Gehorsam. Ich erwarte Euch mit Ungeduld.«

Es gibt Menschen, die, von der Schwelle des Grabes, von der sie schon in das schöne Morgenland der Ewigkeit sehrend hinüberschauten, ins kahle Erdenleben zurückgeführt, keine Lust mehr hienieden empfinden und mit Unmuth oder doch mit Gleichgiltigkeit die Einflüsse aller irdischen Dinge und Verhältnisse über sich gewähren lassen. In einem ähnlichen Zustande befand sich Astolf. Er verspürte keinen Antrieb, Violantens Ladung zu folgen, aber auch keinen, der ihn für das Gegentheil stimmte. Er ließ sich also durch den fremden Wunsch leiten und gieng hin.

Die Veränderung an ihrem Äußern, in ihrem Betragen würde ihm aufgefallen sein, wenn er noch jener gewesen wäre, der er war, als er vor fünf Wochen dieses Haus betrat. Sie zog ihn auf ein Sofa neben sich nieder. Auf einem Tischchen standen silberne Becher, worin rother Wein funkelte.



»Wie seid Ihr verwandelt, mein Freund!« hob sie an.  
 »Haben Venedigs Sonnen diese Wangen blass geküsst und das weiche Sammtkleid üppiger Fülle von Euern jugendlichen Gliedern gestreift? Blickt nicht so traurig! Seht, den Becher hier credenze ich vergangenen Freuden! Wollt Ihr mir nicht Bescheid thun?«

»Nein, Violante!« wies er sie sanft ab.

»Nicht einmal einen dürftigen Trunk, Astolf? Ich hätte Euch zuliebe mit der saugenden Löwenbrut an einem Quell geschöpft, und Ihr versagt mir Eure Lippe zu diesem kleinen Dienste?«

Astolf schwieg, vor sich hinträumend.

Sie stellte den Becher still auf das Tischchen und beugte sich von ihm weg in die Ecke zurück.

Astolf fühlte, dass er sie verletzt habe. Er ergriff den Becher rasch und goss ihn hinab. Dann kniete er auf den Boden hin, barg den Kopf in Violantens Schoß und sprach: »Violante! Ihr seht den unglücklichsten Menschen vor Euch, den je die Erde trug. Ich habe Euch beleidigt, Eure Liebe gehöhnt, Eure Güte mit Undank vergolten. Aber das Schicksal hat Euch schwerer gerächt, als Ihr es wünschen konntet.«

»Erkennt Ihr das?« fuhr Violante heftig auf. »Verräther, schleichender, unmännlicher Verräther! Was that ich Euch, dass Ihr mich dem Spotte Salviatis preisgabt? Wenn ich schwach war, Ihr hattet nicht Grund, mich deshalb zu verklagen.«

Astolf, erstaunt über diese unerwartete Beschuldigung, erwiderte: »Was Ihr mir vorwerft, Violante, liegt meiner Seele so fern wie Euch der Mord!«

»Meint Ihr?« sagte sie mit einem furchtbaren Zucken um die bleichen Lippen.

»Bei Gott,« entgegnete er, »vor dessen Gericht ich in wenig Stunden erscheine! Vernehmt vielmehr ein Geständnis ganz anderer Art! Möchte es hinreichen, meine Seele

von der drückenden Schuld an Euch zu entlasten!« Er erzählte ihr alles, was sich seit ihrer letzten Zusammenkunft mit ihm zugetragen.

»So bin ich verdammt!« schrie Violante, neben ihn auf den Boden stürzend und ihr Haar raufend. »Ihr habt Gift getrunken.«

»Lasst Euch das nicht kränken!« tröstete Astolf, sein tiefes Erschauern bergend. »Der Tod, der schon mit Ungeduld an meinem Stundenglase rüttelt, konnte keine freundlichere Gestalt senden, um mich aus dem verhassten Dasein hinwegzuholen. Doch sprecht, wie lange habe ich noch Frist?«

»Bis längst die zweite Stunde nach Sonnenuntergang,« rief Violante, in Verzweiflung gegen sich wüthend.

»Das ist gut,« versetzte Astolf. »Nun nur noch eine Bitte, mein holder Todesengel, aber Euern Schwur, dass Ihr sie erfüllen wollt!«

»Begehrt! O ich Elende, ich schwöre, wehe mir, alles zu erfüllen!«

»Lebt und sühnet meine und Eure That durch Gebet!« Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Violante folgte ihm auf den Knien bis an die Schwelle, dann sank sie bewusstlos nieder.



Maria war unter den hilfreichen Bemühungen ihres Bruders wieder gefasster geworden. »Lass mich allein,« bat sie ihn, »ich bedarf der Ruhe!«

Fernando warf einen scheuen Blick nach dem Dolche.

»Besorge nichts!« sprach sie. »Es thut dieses Mittels nicht noth, um den mürben Faden zu brechen.«

Als sie sich allein sah, sprang sie schnell aus dem Bette, holte ein Blatt hervor und schrieb:

»Wenn Euch Menschlichkeit nicht ganz fremd geworden, wenn Euch mein Leben etwas gilt und das keimende unter meinem Herzen, so flieht, flieht ungesäumt! Es ist kein Dolch, kein Schwert, kein Gift, nichts, was Verderben bringt, in Florenz, das nicht nach Eurem Herzblute lechzt. Um mich kümmert Euch nicht, ich bin verdammt, weil ich den Teufel anbede, aber es thut mir niemand was zuleide. Gott steh' Euch bei! Gehorcht meiner Warnung, dicht an ihrer Ferse ist der Tod!«

Es lebte ein vertrauter Diener im Hause, der ihr besonders zugethan war; ihm übergab sie die Zeilen zur schleunigen Bestellung an den Marchese Orlandi. Nach dieser letzten Spannung ihrer Gemüthskräfte verfiel sie in ein todtenähnliches Ermatten; man hielt es für einen ruhigen Schlummer und hütete sich, sie darin zu stören.

Die Offenbarung ihres neuen, unglückseligen Zustandes hatte in Marias Brust einen Kampf der widerstreitendsten Empfindungen erregt. Der Abscheu gegen den tückischen Mörder ihrer Unschuld, ihrer Ehre rang unterliegend mit einem gewaltigen Naturtriebe, der Anhänglichkeit des Weibes an denjenigen, welcher den über unsere Urahnin ausgesprochenen Fluch an ihm erfüllt, mit dem gewaltigsten Naturtriebe, der Mutterliebe. Sie dachte mit Entsetzen an das Racheschwert, welches über dem Haupte des Vaters ihres Kindes schwebte. Sie erwog, wie dem Unheile zu steuern sei, sie schrieb den Brief. Nun durfte die gepeinigte Natur ihre Rechte einfordern, und kurze labende Stille folgte dem langen erschütternden Orkane. —

Astolf fand, von Violante zurückgekehrt, Marias Blatt. Er entfaltete es hastig; da er indes die Züge prüfen wollte, versagten ihm die Augen den Dienst — die erste



Wirkung des Giftes. Er lächelte schmerzhaft: »Sie haben zuerst gesündigt, sie werden zuerst gestraft.« Er rief nach Battista. »Hier,« befahl er ihm, »leih mir Deine alten Augen, lies! Meine Jugend mag nimmer dazu auslangen.«

Battista las. Als er vollendet hatte, warf er sich vor Astolf hin und jammerte: »O, gehorcht der Warnung! Soll ich auch das erleben, Euch zum Grabe zu geleiten? Meine Augen werden daran ihr bisschen Licht, das die Thränen übriggelassen, da ich meinen Sohn einscharrte, gänzlich vertropfen, und ich habe keine Schwelle mehr, die mich einläßt; in Mittagshitze und Nachtfrost, in Sturm und Regenschauern werde ich wie ein zitternder Hund auf der Straße liegen und noch von dem mitleidigsten Fuße beiseite gestoßen werden.«

»Für mich ist keine Rettung,« entgegnete Astolf. »Aber für Deine alten Tage soll gesorgt werden. Da nimm!« Er reichte ihm einen Beutel mit Gold, er streifte die reichen Ringe von den Fingern und gab sie ihm. »Weigere Dich nicht, denn bevor noch die Glocke zum zweiten Schlage nach Sonnenuntergang ausgeholt, hat meine Seele Frieden gefunden! Was ist die Stunde jetzt?«

»Drei,« antwortete still weinend Battista.

»Dann rüste mir für die fünfte meinen Agnello. Er ist mein zahmstes Ross und wird mich schon noch tragen. Du jedoch ziehe Dir eines aus dem Stalle, das Dir am besten gefällt, und mache Dich sofort auf den Weg. Eile nach Rom und lege dies Kästchen mit dem kostbarsten Nachlasse meiner Mutter am Throne der päpstlichen Heiligkeit nieder. Ich flehe sie demüthig an, meiner im Gebete zu gedenken, damit Gott auf meine schweren Sünden ein barmherziges Auge werfe. Und so lebe wohl, mein guter Battista!«

Battista küsste kniend die kalten Hände seines theuern Herrn; darauf entfernte er sich und verrichtete, was ihm geheißen ward.

Mit dem erwähnten Glockenschlage bestieg Astolf das Pferd und verfügte sich an die bezeichnete Stelle. —

Von Marias Bette war Fernando sogleich zu seinem Freunde geeilt, dem er die ganze Begebenheit ohne irgendeinen Rückhalt mittheilte. »Ihr seid Eures Wortes auf eine entsetzliche Art entbunden,« schloss er. »Grollt darum nicht mir und meiner unglücklichen Schwester!«

»Ihr urtheilt schlechter von mir, als ich verdiene,« erwiderte Antonio. »Und wenn Ihr mir nicht erlauben wollt, für meinen Verlust an dem schändlichen Räuber Entgeltung zu nehmen, so könnt Ihr mir doch nicht wehren, den Schwur zu thun, dass ich Maria ein Bruder sein werde anstatt Eurer, des zärtlichsten, sorgsamsten Bruders der Erde, sollten die Würfel gegen die gerechte Sache fallen.«

»Ihr bewährt Euch, wie ich Euch von jeher kannte, mein edler Antonio!« versetzte Fernando und schüttelte ihm die Rechte. »Ich gehe nun ruhig ins Gottesgericht, komme es, wie es wolle!« —

Gegen Abend erwachte Maria. Sie verlangte nach ihrem Bruder. Er trat an ihr Bett. »Du hast etwas vor,« sagte sie, »das Du mir verhehlst. Bedenke meine Lage, ehe Du einen Schritt weiter machst!«

»Es ist alles bedacht,« entgegnete Fernando, »so weit Menschen Sorge zu reichen vermag. Doch wenn es viele Dinge gibt, bei denen langes Erwägen Früchte bringt, ruhen andere gleich den Saaten, die wir dem Boden anvertrauen, in Gottes Hand, und er wendet sie nach seinen Absichten.«

»Und ein solches ist Dein Beginnen?« sprach sie forschend.

»Ja, Maria!«

»Ich muss mich darein ergeben. Aber willst Du nicht einen dichterem Mantel umhängen? Es wird nach Sonnenuntergang regnen.«

»Es thut nicht noth. Mich wärmt mein Blut, und mein guter Normann trägt mich den kurzen Weg in einer halben Stunde.«

»Das möchte ich bezweifeln. Du weißt, ich verstehe das Jagen nicht übel; allein in so kurzer Frist getraute ich mich doch nicht, die Schlucht zu gewinnen.«

»O, wäre mir Dein Heil so verbürgt, als mir mein gutes Ross verbürgt den Weg dahin!«

»Ha, zur Schlucht geht's!« gelte es in Marias Innerm auf. —

Noch hatten die Glockenthürme von Florenz die fünfte Stunde nicht ausgeschlagen, als Fernando mit Astolf fast in demselben Augenblicke an dem Orte der Bestellung zusammentraf. Sie stiegen ab. Fernando band sein Pferd an einem Stamme fest, Astolf ließ das seine frei. Schweigend warfen sie die Mäntel ab und bereiteten sich zu ihrem ersten Geschäfte.

Astolf fühlte, da er das Schwert zog, dass ihm der Arm erlahmt war, und dass er bei dem ersten Gange seinem Partner erliegen müsse, dem er kaum zu stehen, viel weniger zu begegnen vermochte. Doch verbarg er seinen Zustand, sogut es angieng. Hätte die untersinkende Sonne sein falbes Antlitz nicht mit einem röthlichen Schimmer überhaucht, Fernando hätte den Tod darauf arbeitend wahrgenommen und die Begier vergessen, ihm beizuspringen.

Fernando fiel mit aller Wuth seines langverhaltenen Grimmes über den Feind, dessen Waffe von dem kräftigen Schlage widerstandslos fortgeschleudert wurde. Die Erschütterung stürzte auch Astolf zuboden. Bereits sah er den gezückten Stahl über seiner Brust, als ein wilder Schrei den dräuenden Arm fesselte. Fernando wandte sich und erblickte Maria, die mit hochgeschwungenem Dolche gegen ihn losrannte; aber bevor sie ihn noch erreicht hatte, sank sie entseelt auf den Rasen hin. Betäubt stand Fernando vor diesem neuen, entsetzlichen Schauspiele.



Da werden Stimmen laut im Walde. Es ist Antonio, der, begleitet von zwei Dienern, herbeieilt. Man versucht, Maria ins Leben zurückzurufen. Als jede Mühe für fruitlos erkannt werden muss, sendet der thätige Freund in die Stadt, um eine Sänfte zu holen, worin man die Leiche beim Einbruche der Nacht unbemerkt nach der Behausung schaffen könne.

Unterdessen hatte sich Astolf, dem die geronnenen Lebenssäfte ersteifend durch die Adern schlichen und schon nahe an das matte Herz drangen, mit der größten Anstrengung bis zur theuern Verblichenen hingewunden. Er wünschte nur, ihre Hand zu ergreifen, die süßen Lippen zu erreichen versuchte er gar nicht. Fernando jedoch, der es gewährte, stieß mit dem Fuße nach ihm und riss mit seinem Sporn eine Wunde in das Haupt des Unglücklichen. »Vergebe mir Gott, was ich an Dir verbrach, Du Engel — Engel — Engel! Du hattest mir vergeben,« lispelte Astolf, zu der blassen Hülle gekehrt und vergebens nach ihrer Hand haschend. Jetzt füllte das niederquellende Blut seinen Mund, und er verstummte. »Verfluchter!« tobte Fernando und hob sein Schwert gegen ihn. Die verübte Grausamkeit, Schmerz und Erbarmen versetzten ihn in eine Art Raserei. Antonio fiel ihm in den Arm. Aber Astolf, der den Kopf zur Seite geneigt und dadurch etwas Athem gewonnen hatte, sprach zu ihm: »O, lasst ihn gewähren! In einer Stunde längstens ist es ohnehin aus mit mir; denn das Gift, das ich heute morgens erhalten, kriecht bereits an mein Herz und frisst es mürbe. Er erweist mir Liebe, wenn er mit mir endet, und Ihr Hass, wenn Ihr ihn daran hindert.« »Gott verhüte, dass er Hand an Euch lege!« erwiderte Antonio. »Eure Stunden hat der Herr gezählt, und jede Minute würde er einst von seiner Seele fordern.«

Nun erschienen die abgesandten Diener mit der Sänfte. Sie betteten die Todte darauf, und man schickte sich an, den Ort zu verlassen.

»So soll ich einsam hier verderben?« seufzte der unglückliche Astolf, da die Gestalten in der Dämmerung schwanden und ihre Tritte in weit- und weiterer Entfernung verhallten. Er spannte die letzte Kraft seines Ohres an, um sich den holden Trost menschlicher Nähe so lange als möglich zu verschaffen. »O, wäre doch meine Dogge hier, dass sie das eisige Blut von meiner Stirne leckte und ich nicht stürbe ohne irgendeine Freundlichkeit des Mitleidens!«

Plötzlich fühlte er sein Haupt sanft von hinten erfasst und in einen Schoß gehoben, worin es weich ruhte. Eine zärtliche Hand strich leise das Haar aus der blutigen Stirne und trocknete ihren kalten Schweiß; dann wusch sie das Blut von den zuckenden Zügen und goss lindernden Balsam in die heiße Wunde.

»Wer Du auch seist, gütiges Wesen, das mir die schwüle Todesstunde kühl fächelt,« hauchte Astolf, »mache Dein Werk der Milde voll und flöße meinem dürren Gaumen einen Tropfen Wassers ein! Denn über meinen zerwühlten Leib ist ein glühender Sommertag gekommen und ich verschmachte.«

Es geschah ihm, wie er begehrt hatte.

Da wurde ihm wohl, die brechenden Augen fielen zu; halb träumend vernahm er ein Lied, das von einem zitternden Munde floss, aber wie Hymnen der Engel die scheidende Seele einsegnete. Es war ein altes Wiegenlied, das er einst von seiner Amme gehört hatte, und das ihn jetzt in einen anderen Schlummer wiegte als in jenen Zeiten der rosigen Kindheit. Es sang:

»Weiße Lämmlein auf grüner Weide,  
 Rothe Röslein auf sonniger Heide,  
 Schmetternde Vöglein im lustigen Schein  
 Schlossen die muntern Äugelein:  
 Herzholdes Bübchen, Du meine Freude,  
 Mein süßes Kindchen, schlaf ein, schlaf ein!

Die Nacht ist schwarz, die Nacht ist wild,  
Schließ schnell die blauen Äuglein zu!  
Es decken Dich Englein mit leuchtendem Schild,  
Sie schirmen meines Kindleins Ruh'.

Sie öffnen Dir des Himmels Thor  
Und zeigen Dir Wunder und Lust und Pracht;  
Hier schafft und webt ein Geisterchor  
Und schrecket, wer fürwitzig wacht.

Weißes Lämmlein auf grüner Weide,  
Roths Röslein auf sonniger Heide,  
Schmetternde Vöglein im lustigen Schein  
Schlossen die muntern Äugelein:  
Herzholdes Bübchen, Du meine Freude,  
Mein süßes Kindlein, schlaf ein, schlaf ein!«

»Was wachsen die Bäume so hoch in den Himmel hinein?« flüsterte Astolf und tändelte mit seinen Fingerspitzen. . . . »Die Blumen werden über uns zusammenschlagen; man sieht vor ihnen die Sonne nicht mehr.«

»Das ist, weil der Frühling erschienen ist,« antwortete eine bekannte Stimme.

Jetzt scholl es eins — zwei; die Töne kamen wie zwei mächtige Flügel durch die Luft gesegelt, sie sanken tiefer, sie legten sich über seine Brust — er war todt. . . .

Da man am andern Morgen Astolfs Leichnam aufsuchte, war er nirgends zu finden. Auch die Hütte der Alten war spurlos verschwunden.





# DAS ERLEUCHTETE FENSTER.

185.



Es ist mit den Städten wie mit den Geschlechtern, von welchen sie bewohnt werden. Wenig Jahrzehnte fegen geschäftig hinweg, was der Fleiß ebensovieler Jahrhunderte bedächtig aufgeführt und verehrend bewahrt hat. Eine thatbegierige, unduldsame Jugend legt Hacke und Brecheisen an die verrotteten Bauwerke, überliefert die vergilbten Satzungen, Gebräuche und Gewohnheiten dem Moder und zimmert sich ihre neuen Wohnungen gemäß ihren neuen Sitten, Bedürfnissen und Hoffnungen.

Die lustige Stadt der Phäaken,

»welcher der Schmaus ist lieb und die Laut' und der Reih'tanz  
Und oft wechselnder Schmuck und ein wärmendes Bad und ein  
Ruhbett«<sup>1)</sup>,

ist hierin wohl hinter keiner ihrer Schwestern zurückgeblieben. Erweiterte, nach der Richtschnur gezogene, wohl erleuchtete und gepflasterte Gassen, deren Gebäude sich gleich geputzten, zur Française aufgestellten Tänzerzeilen zierlich, gefällig die Hand zu reichen scheinen, haben die plump und wunderlich durcheinander taumelnden Haufen von Häusern und Häuschen niedergeworfen

<sup>1)</sup> Odyssee 8, 248 f.

und die steinerne Topographie, die sie dem sinnenden Wandler verkündeten, ausgelöscht. Wer wollte nicht dankbar anerkennen, was zur Förderung einer behaglichen Existenz mit unermüdeter Vorsorge geschehen ist und noch stündlich geschieht; wer wollte nicht freudig die edleren Vortheile überdenken, die im Gefolge dieser lobenswerten Thätigkeit gehen?

Die äußeren Bedingungen des Daseins stehen in tiefbedeutendem Zusammenhange mit dem inneren Menschen. Lass den stolzesten Aristokraten und den niedrigsten Bettler ihre Kleider tauschen, und du wirst gewahren, wie dieser um ebensoviele Grade seines moralischen Thermometers steigt, als jener fällt. Das Kleid macht nicht minder den Mann als der Mann das Kleid, und die anständige Erscheinung bedingt mehr, als man glaubt, das anständige Benehmen. So sonderbar es auch scheinen möge, unsere Selbstachtung bleibt nicht ganz unabhängig von den Einflüssen, welche unserer Schätzung gegenüber der Außenwelt zum Maßstabe dienen, und wie bedeutend sowohl die eine als die andere in unseren Mikrokosmos eingreifen, bedarf wohl keiner Erörterung. Der Arme in seinem schmutzigen dunklen Sackgässchen fühlt sich dadurch allein schon zum Paria erniedrigt; die Scham sondert ihn von den Begüterten, die Eifersucht scheidet ihn von den Glücklichen, und bald werden ihn niedrige Gewohnheiten, wenn nicht gar Verworfenheit und Verbrechen auf ewig von den begünstigteren Gliedern der Gesellschaft losreißen. Wer es aufgegeben hat, zu scheinen, wer das Mal seiner Erniedrigung zur Schau zu tragen gezwungen ist, würde nur durch die seltenste Seelenkraft der Endfolge entgehen, das zu sein, was er scheint.

Dem Verschwinden der ekelhaften Schlupfwinkel des Lasters, der melancholischen Herbergen der Armut ist es vorbehalten, zu vollenden, was die aufgehobene Kastenordnung der Kleidermoden bereits eingeleitet hatte: die



Vermischung von Arm und Reich durch Vernichtung des sinnlichen Zeichens der hierarchischen Abstufungen. Gleich den Segnungen der unparteiischen Sonne und der liebenden Muttersorge der Kirche theilt jetzt beinahe schon allgemein der Dürftige mit dem Wohlhabenden die Vortheile lichter und reinlicher Wohnungen, auf derselben Treppe begegnen sich der sorglose Rentenbesitzer, der herabgekommene Edelmann, der behäbige Kaufmann, der Beamte »in his brief little authority« und der Handarbeiter, dessen Tasche keinen größeren Vorrath kennt als den kargen Verdienst seines täglichen Schweißes. Dieser preiswürdige Fortschritt nach einer humaneren Gestaltung der Gesellschaft hat jedoch, wie leider jede menschliche Einrichtung, auch seinen Schatten an der Ferse. Mit den materiellen Scheidewänden der socialen Hierarchie sind auch deren moralische Grenzen verrückt worden. Es sind Wünsche und Ansprüche in den unbemittelten Classen aufgekeimt, die entweder, indem sie sich zurückgewiesen sahen, zur Erbitterung reizten oder durch ohnmächtige Rivalisierung mit ihren begünstigteren Brüdern Jammer und traurige Verirrungen zur Folge hatten, indes die Einflüsse der erwähnten Umgestaltung auf diese begünstigteren Brüder in Erscheinungen anderer, beinahe nicht minder beklagenswerter Art sich offenbaren.

Die Entfernung jedes Gegenstandes, der an den Ernst des Lebens mahnt, an die Gegensätze der irdischen Geschichte, das Lächeln, die Behaglichkeit, welche dich überall begrüßen, die Anstalten der Üppigkeit, der Lust, welche mit unerschöpflichen Lockungen an deine Sinne sprechen, haben Leichtsinn und Genusssucht zu übermäßigem Gedeihen befördert, ja zu unserer einzigen Religion erhoben. Die patriarchalische Innigkeit und Frömmigkeit unseres Familienlebens, die Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit unseres Bürgerthums, die harmlose Fröhlichkeit unserer Jugend, der heitere, Achtung gebietende Ernst unseres Alters, die herzliche Offenheit und Höflichkeit im Verkehr mit Heimi-

schen und Fremden, die freudige Genügsamkeit, die strenge Rechtlichkeit, die christliche Milde und Werkthätigkeit in allen Classen und Verhältnissen liegen mit begraben unter dem Dust und Wust unseres alten Wien.

Wenn noch die plump und wunderlich durcheinander taumelnden Haufen von Häusern und Häuschen ihre dunklen Schlagschatten in deinen heiteren Traum würfen, vielleicht würden sie Dich zuweilen daran mahnen, dass Armut, Kummer und Verzweiflung nach einem Retter ausspähen, dass die etlichen Silberstücke, wofür Du eine Eintrittskarte ins Opernhaus, in den Tanzsaal zu lösen im Begriffe stehst, die Hoffnungen von manchem Menschenleben um einen Tag verlängern könnten, und dass ein Tag so oft über ein ganzes irdisches und ewiges Dasein entscheidet. Vielleicht schlichest Du — am Sterbe- oder Geburtstage eines theuren Menschen oder in irgendeiner anderen Weihestunde Deines Herzens, wenn Du Liebe erfahren oder Unrecht gutgemacht hast — in die Dämmerung hinaus, lenktest in das trübste der Gässchen ein, suchtest das ärmste seiner Häuschen auf, tastetest Dich die steilste seiner Wendeltreppen empor, pochtest an das kahlste seiner Stübchen . . . und kehrtest daraus heim mit einer bis in Dein Abendroth ausreichenden Fracht von Segen und Freudigkeit; denn Dein Herz ist weich und gut, aber es will gemahnt werden an seine Tugenden.

Von alledem hast Du nun nichts gethan. Du hast einer Primadonna Dein »Brava!« zugejauchzt — Du hast einer Tänzerin Sträuße zugeworfen — Deine Börse ist bedeutend leichter geworden — aber Dein Herz ist leer geblieben — und die Rechentafel unbeschrieben, welche dereinst am Tage der Vergeltung der Engel in die Wagschale Deines Verdienstes wirft.

Der Mensch ist nur zu sehr geneigt, allein da eine Pflicht anzuerkennen, wo ihm eine Aufforderung entgegentritt. Wo begegnet Dir nun eine solche? An welchen

Wahrzeichen kannst Du nun die Geschicke erkennen, die hinter diesen gleichgefügt blanken Mauern wohnen? Wo willst Du die Seufzer belauschen des Kammers, die Thränen aufsuchen der Noth, hinter diesen Spiegelscheiben, hinter diesen capriciösen Schnörkeln? Du legst Dein Haupt ohne Vorwurf aufs Schlummerkissen; das »Diem perdidit« stört seine Träume nicht — vielleicht wäre es anders ohne all die Reize, ohne diese sorglose Behaglichkeit, die Dich in stete süße Betäubung hüllen und auch Dein Wachen zu einem fortgesetzten Traume machen.



Als noch in der Stadtgegend, wo sich jetzt um die neue Synagoge<sup>1)</sup> prahlende, weitläufige Gebäude erheben, ein finsterer, trostloser Häuserknäuel lag, führte mich durch einige Winter mein täglicher Weg in jener Richtung. Jedemal, wenn ich dahin einlenkte, wurde mein Auge von einem erleuchteten Fenster gefesselt, das in so einsiedlerischer Höhe über allen anderen Fenstern der ringsumher gethürmten unregelmäßigen Steinmassen schwebte, dass man besonders in umwölkten Nächten leicht versucht sein konnte, es für eine Luke des Himmels zu halten. Wie spät ich auch des Weges ziehen mochte, dieser vertraute Zielpunkt ermangelte nie, mich zu begrüßen. Die Gewohnheit hatte mir ihn so wert gemacht, dass ich lieber den ganzen Sternenhimmel entbehrt hätte, als den trübflammenden Strahl des Dachstübchens. Es war mir zum innigen Freunde geworden. Ich erzählte ihm die Freuden und Schmerzen, die Hoffnungen und Täuschungen meines Tages und ließ mir von ihm die stille Geschichte seiner vier Wände mit-

<sup>1)</sup> Die Synagoge (Leopoldstadt, Tempelgasse 5, in der Nähe des Carltheaters) wurde 1857 von Förster erbaut. d. Hg.



theilen. Dies letztere gieng freilich nicht so offenherzig vonstatten als das erstere: mein Freund war ein bisschen wunderlich; er ließ sich nicht in seine Karten sehen, ich musste ihm sein Geheimnis ablauschen, manche Woche um ihn herschleichen, bevor ich seine Wirtschaft kennen lernte. Wie das Beichtkind an dem Gitter des Beichtstuhles kniet, unbekannt mit der ahnungsvollen Gestalt, welcher es sein Confiteor zulispelt, und deren salbungsvolle Sprüche und Tröstungen entgegennimmt: also weilte ich vor dem geheimnisvollen Fenster, lispelte meine Bekenntnisse empor und lauschte tief bewegt der Erwidernng, die auf den Fittigen des Lichtes zu mir herniederstieg.

Wer sich der lieblichen Thorheit hingegeben, mit den Gebilden der ziehenden Wolken zu verkehren, der wird die Weise nicht befremdend finden, wie ich mir zur näheren Bekanntschaft meines unsichtbaren Freundes verhalf. Genug, seine Gestalt und sein Treiben standen endlich so deutlich und vertraut vor mir, als ob wir zusammen auferzogen und von denselben Mauern beherbergt worden wären. Er war ein wohlgebildeter, hochschlanker Junge, mein Freund Adolf (über diesen seinen Namen war ich am ersten im Reinen), etwa von meinem Alter, d. h. in der strotzenden Entwicklungsperiode. Ungemein treuherzig blickte er aus seinen lichtblauen Augen, und das hellblonde, auf die Schulter niederwallende Haar gab seinen bleichen Zügen einen Ausdruck von Schwärmerei, der mir unwiderstehlich schien. Wäre seine Gestalt etwas voller, seine Färbung weniger krankhaft, in seiner Haltung mehr Federkraft gewesen, man hätte nicht leicht was Hübscheres sehen können. Aber dass er ein Poet war, das konnte unmöglich verkannt werden — ob ein lyrischer, dramatischer oder epischer, dies war die Aufgabe, deren Lösung mich nun vor allem beschäftigte.

Manche Viertelstunde weilte ich, in meinen Mantel eingehüllt, unempfindlich gegen das Prickeln der mich um-

wirbelnden Schneeflocken, und starrte zu dem Flämmchen empor, das ruhig und unverrückt als wie im schwarzen Wolkengetümmel hieng. Ich spähte und lauschte, wie der Barbier im Märchen von der neuen Melusina durch die Ritzen des ihm anvertrauten Kästchens<sup>1)</sup>, und gewahrte, wenn auch weniger abenteuerliche, doch nicht minder bezaubernde Dinge als er. Nach und nach erweiterte sich der enge Lichtkreis, sein rother Kern floss in zarte Farbentöne auseinander gleich einem gaukelnden Seifenball. In der krystallinen Kugel aber saß mein Freund Adolf. Er saß an einem alten braunen Tische, den blonden Kopf in die schmale, weiße linke Hand gelegt, indes die rechte über einem mit allerlei Tinten beschriebenen Hefte nun halb erhoben weilte, nun hastig darauf niederfuhr, gleich einer Grasmücke, die sich ein Würmchen aus der Hecke pickt. Lesen konnte ich freilich nichts von dem Inhalte der bunten Blätter, aber dass sie der Kenntnis wert wären, verrieth mir hinlänglich das begeisterte Auge, das zufriedene Lächeln des Schreibers. Ohne dass er es in seiner »fine frenzy« bemerkte, hauchte ich dann einen flüchtigen Kuss auf die reine, prächtig gewölbte Stirn, eilte von dannen und war bald, halb erstarrt, in meiner behaglichen Stube angelangt.

Dass mein Freund Adolf dramatischer Dichter sei, hielt ich nun für eben so ausgemacht. Die Gründe für diese Annahme entfloßen den folgenden Voraussetzungen:

Adolf ist ein Dichter;

Adolf ist ein hochbegabter Dichter;

ein hochbegabter Dichter stellt sich die höchste und schwierigste Aufgabe;

die höchste und schwierigste Aufgabe der Poesie ist das Drama;

folglich ist Adolf ein dramatischer Dichter.

<sup>1)</sup> Vgl. »Wilhelm Meister's Wanderjahre«, Buch 3, Cap. 6.  
d. Hg.

Ebenso unumstößlich verstand es sich, dass Adolf eine Tragödie schrieb; denn das Tragische, meinte ich damals, steht ebenso hoch über jeder anderen Gattung des Dramatischen, als der Dramatiker über jedem anderen Dichter.

In welcher Glorie erschien mir mein Freund Adolf seit dem Augenblicke, da ich dies herausgebracht hatte! Ein Trauerspiel zu schreiben und dasselbe auf dem Hofburgtheater zur Darstellung zu bringen: einen kühneren Traum vermochte meine erhitzteste Phantasie nicht zu träumen. Welcher Stolz, welche Wonne, das Schattenbild der stillen Weihstunden unter dem Zauberhauche begeisterter, tiefsinniger Mimen in lebendige, palpable Gestalt treten zu sehen, von dem Areopag einer hochbefähigten, durch Rang, Geschmack und Bildung unvergleichlichen Versammlung den Kranz zu empfangen . . .

O schöne Tage der Unschuld! O sancta simplicitas!

Über diese Conjecturen und Lucubrationen waren vier Monate verflossen. Das erleuchtete Fenster fuhr fort, mich allnächtlich zu begrüßen, meine Einbildungskraft zu demselben emporzuklettern und mein Herz in lieblichen Empfindungen zu schwelgen. Dabei vergaß ich nicht, emsigst hinzuhorchen nach allen neuen Stücken, konnte aber keines darunter entdecken, das meinen Ansichten von dem Producte meines Freundes Adolf entsprochen hätte. Endlich verkündeten die Tagesblätter die bevorstehende Aufführung einer Tragödie von einem jungen unbekanntem Autor. Der ahnungsvolle Schauer, der bei dieser Kunde durch all meine Nerven lief, bestätigte mir nicht minder als der poetische Titel des angezeigten Stückes selbst, dass der junge unbekanntem Autor kein anderer wäre als mein Freund Adolf. Die vielfältigen Gerüchte, welche sich über den seltenen Wert jener Dichtung verbreiteten und mit jedem ihre Darstellung annähernden Tage die Erwartungen und die Vormerkungen an der Theatercasse anschwellten,



versetzten mich in eine Aufregung, welcher nur der Zustand desjenigen gleichkommen kann, der so glücklich oder unglücklich ist, ein Kind seines Geistes an Thaliens Tempel auszusetzen.

In seltsamen Contraste zu diesem Sturme in mir stand die stille, unveränderte Ruhe des röthlichen Vierecks, an dem mich meine allnächtliche Wanderung vorüberführte. Kein Flackern, kein vorbeihuschender Schatten verrieth auch nur die leiseste Bewegung innerhalb des unter den Gestirnen schwebenden Stübchens. Ich fieng an, eine ebenso große Ehrfurcht vor der Philosophie meines Freundes zu hegen, als ich vor seinen poetischen Gaben empfand. »O, hätte ich,« sagte ich mir, »eine Tragödie geschrieben, eine Tragödie, die im Hofburgtheater aufgeführt werden soll — o Gott! ich würde — was weiß ich, was ich würde? Aber gewiss würde ich nicht ruhig in meiner Stube sitzen, ich würde in einmal vierundzwanzig Stunden durch alle dreihundert und drei Gassen und Plätze der Stadt und durch alle vierunddreißig Vorstädte fahren, ja, wenn es anders angienge, aus meiner eigenen Haut. — Eine Tragödie im Hofburgtheater, o ewige Vorsicht! wer da bei Verstande bleibt und ruhig in seiner Stube, der hat den Epiktet nicht zu beneiden und nicht Cato den Älteren noch Seneca um ihren Stoicismus. Ich war außer mir. Tagtäglich stand ich am Lugeck<sup>1)</sup>, bevor noch der Zettelträger seine löschpapiernen Telegraphen aufgeklebt hatte, und murmelte eine Verwünschung in die Zähne, wenn meine Erwartung abermals getäuscht worden war. Endlich erschien das Ersehnte: »Zum ersten Male.«

Mit welcher Begierde, mit welcher Andacht verschlang ich, las und überlas ich das zahlreiche Personenverzeichnis. Alle Namen der größten und gefeiertsten Schauspieler

<sup>1)</sup> Eine Straße der innern Stadt nördlich des Stephansplatzes.

und Schauspielerinnen paradierten darunter — mir schwindelte.

Als ich mich ein wenig gefasst hatte, eilte ich in einen Blumenladen, bestellte einen Kranz der schönsten Blumen, durch welche sich ein Lorbeerzweig schlingen sollte, und kehrte dann wieder zu dem Komödienzettel zurück, um ihn von neuem durchzustudieren, obgleich ich ihn bereits auswendig wusste. Wie armselig erschienen mir die vier anderen Theateranzeigen, die sich um ihn gruppierten. Wie durften sie es nur wagen, auf Beachtung Anspruch zu machen neben der Tragödie meines Freundes Adolf? Ich bemitleidete sie.

Zuhause angelangt, holte ich das schönste buntverzierte, goldgeränderte Blättchen hervor, verschnitt einen halben Bund Federn, bis es mir gelang, einen Kiel nach Bedarf zuzustutzen, und schrieb so zierlich, als ich es vermochte:

»Dem Dichter der herrlichen Tragödie etc. von einem unbekanntem Freunde und Bewunderer.«

Dieses Blatt wollte ich dem Kranze beifügen und beides nach der Vorstellung zur ungesäumten Bestellung an den Dichter abgeben.

Nachdem ich damit zustande gekommen war, fuhr es wie ein Blitz durch mein Gehirn, mich an Ort und Stelle zu verfügen, wo mein theurer Dichter hauste, mich vor seiner Wohnung aufzustellen und abzuwarten, ob ihn mir nicht der Zufall entgegenführen möchte. Dass ich ihn allsogleich erkennen würde, verstand sich von selbst; nicht ganz so sicher war ich, ob ich den Muth haben würde, ihn zu grüßen oder gar anzusprechen, wie ich halb und halb bei mir beschlossen hatte. Aber in der Gegend angelangt, gerieth ich in eine ganz andere Verlegenheit als in die eben erwähnte. Ich hatte meine geheimnisvolle Bekanntschaft in der Nacht gemacht; den Angelstern, welcher mich zu leiten pflegte, überflutete jetzt das neidische Licht

des Tages. Compasslos irrte mein Auge unter den mannigfaltig verschränkten, übereinander geschichteten Giebeln und Dächern umher. Welches dieser halberblindeten Fenster bildete Glas und Rahmen zu dem theuern Bilde? Welches dieser dunklen, ungastlichen Thore führte ins Allerheiligste meiner Sehnsucht? Ebenso leicht hätte ich die Stellung des Orion am Mittagshimmel ausgekundschaftet.

Endlich entdeckte ich dennoch ein Wahrzeichen für meine Irrfahrt. Ein Sperling, der sich von der Straße, wo er nach spärlicher Nahrung umhergehüpft war, aufschwang, zog meine Blicke mit sich empor zu einem Blumenstocke auf dem Fenstergesimse eines Dachstübchens. Konnte ich noch länger zweifeln? Ach! und nie war ein Edelstein in ärmlicherer Fassung erblickt worden. »Armer Adolf! Gleich dem fleckenlosen Marmor, dem kostbaren Erz, dereinst bestimmt, Deinen Namen der Nachwelt zu überliefern, umhüllt Dich noch unedle Flechte und Schlacke; aber schon regt sich freudiger Eifer, geschäftige Mühe, Dich aus Staub und Dunkelheit an ein Dasein voll Ruhm, Glück und segensvoller Wirksamkeit zu fördern. Noch wenige Stunden, und ein rascher Umschwung Deines Glücksrades entführt Dich der Genossenschaft des Mangels und der Vergessenheit und stellt Dich zu den Begünstigsten unter den Begünstigten, zu den Gepriesensten unter den Gepriesenen.«

Mit diesen und noch hundert anderen Reflexionen verkürzte ich mir die Zeit, während ich, Fenster und Thor unablässig im Auge, vor Adolfs Wohnhause schilderte. Aber außer dem Vögelchen, das dem Blumenstocke ab- und zuflog, und einigen Judenkneben oder Mägden, welche über die Schwelle schritten, gewahrte ich nichts weder an jenem, noch an diesem. Ich musste endlich meinen Posten verlassen, um schnell mein Mittagsmahl einzunehmen und mich dann nach dem Schauspielhause zu verfügen.

Eben wollte ich mich mit einem Seufzer auf den Weg machen, als ich durch eine neue Erscheinung an der Haus-



thür festgehalten ward. Ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren, das lieblichste blasse Gesichtchen leise vorgeneigt über die anmuthigste zarte Gestalt, gleich einer Primel, die ein Thautropfen senkt, trat behutsam aus dem dunklen Thorgrunde, lauschte mit ihrem klaren Rehauge ängstlich um sich, schlüpfte, als sie sich unbemerkt sah, in die Gasse und verschwand eilig um die Ecke. Wie flüchtig auch die Erscheinung war, sie hatte einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, dass mir noch heute das Bild lebendig genug vor Augen steht, um es malen zu können, wenn ich dazu die Geschicklichkeit besäße. Sie trug einen Hut von blauem gezogenen Taffet, ein Kleidchen von braunem, mit weißen Blümchen besäten Kattun, und den Oberleib verhüllte ein wollenes schottisches Regentuch. Zu meinem innigsten Mitleid bemerkte ich um die klaren Rehaugen Spuren eines Regens, vor welchem kein wollenes schottisches Regentuch zu schützen vermag . . . »Armes, hübsches, ach! so junges Kind! was haben die Thränen mit Deinen hoffnungsvollen frischen Augen zu schaffen?« — »Und was hast Du zu schaffen in dem Wohnhause meines Freundes Adolf?« war die schnell darauffolgende Betrachtung, die sich mir aufdrang und zu dem wunderlichsten Romane gestaltete, der mich solange beschäftigte, bis ich mich am Eingange des Schauspielhauses befand und jeder andere Gedanke in der Bemühung untergieng, meine gequetschten Schultern und zerstampften Füße möglichst heil aus dem Kampfe zu bringen.

Auch die zwei tödlich langen Stunden der Erwartung, die diesem Kampfe folgten, waren endlich überstanden. Die Ouvertüre verkreischte ihre letzten Eulentöne — der Vorhang rauschte empor. Wer je dem theatralischen Debut eines befreundeten Autors beigewohnt, findet in seinen Erinnerungen den besten Dolmetsch meines Zustandes; an dem gewöhnlichen Theaterbesucher, den kein anderes Interesse als das der Neugier beschäftigt, würde auch die treffendste Physiologie desselben verloren gehen. Wenn

aber wie im gegenwärtigen Falle unsere Neigung und Begeisterung mit der Kälte und Schadenfreude rings um uns zusammenstößt, wenn wir eine schöne und edle Gabe durch unverständige Auffassung verunstaltet, von roher Stumpfheit verunglimpft sehen müssen: dann gibt es wohl wenige Erfahrungen im Leben, welche der Peinlichkeit und Bitterkeit eines solchen Eindruckes zu vergleichen sind . . .

Des Dichters und seiner Freunde Hoffnung, der poetische Reichthum des Stückes werde eine auch in ästhetischer Beziehung übel zugerichtete und tief herabgekommene Menge über die praktischen Übelstände desselben hinausheben und dafür entschädigen — diese Hoffnung war illusorisch und ist auf plump grausame Weise zurückgewiesen worden.

»Legt man einem Esel Lilien und Hyacinthen verhüllend auf sein Futter in die Krippe, so wird er das unfressbare Geblüme unwillig hinauswerfen; so warf das Publicum meines Freundes Lyrik aus der Krippe und fraß das darunter befindliche nicht maulgerechte dramatische Futter voll lärmender Geberden des Unwillens hinunter, die Blumen am Boden mit zornigen Hufen zerstampfend. Es war ein heillosen Abend . . .« Also äußerte sich zwanzig Jahre später einer unserer edelsten Dichter über das gleiche Schicksal einer ähnlichen Gabe.

Armer Adolf! Schritt für Schritt folgte ich Dir durch alle zwölf Marterstationen nach Deinem Golgatha, und die Nägel, welche Dich daselbst an Dein Kreuz hefteten, durchbohrten mich beinahe nicht minder schmerzlich als Dich selbst.

Wie ein Betrunkener taumelte ich auf die Straße, rannte blind gegen Menschen und Ecksteine und war mehr als einmal nahe daran, unter die Räder der heimrasselnden Equipagen zu gerathen. Zuhause angelangt, eilte ich zu meinem Schreibtische, zog aus seinem verborgenen Schubfache ein Heft hervor und warf es in die Flamme; den mit

so lieblichen Hoffnungen bereiteten Kranz jedoch bewahrte ich zu ewig mahnender Warnung an seiner Stelle und gelobte mir hoch und theuer — was gelobt man nicht, wenn man jung ist und aufgereg?

Noch nährte ich eine Hoffnung, die meinen Schmerz, meinen Unmuth in etwas milderte: dass nämlich die Kritik meinen theuren Dichter an den Unbilden rächen würde, welche ihm pöbelhafter Unverstand zugefügt hatte. Ich bin seitdem um zwanzig Jahre älter geworden und, obgleich ich noch immer in manchen Stücken »ein hoffnungsvoller Thor«, doch über dergleichen Täuschungen aufgeklärt.



»Vox populi, vox Dei!<sup>1)</sup> Hat es je ein albernes Sprichwort gegeben, so ist es dieses, es wäre denn, dass man ihm seine Geltung als kategorischem Imperativ resignierend zugestände, gegen welchen weder Gründe, noch Widerstand etwas fruchten.«

Mit diesen hitzig gepolterten Worten trat ein junger Mann (den wir Alfred nennen wollen und nach seinem wehenden Lockenhaare und etwas phantastischem Aufzuge für einen Künstler zu nehmen geneigt sind) in die Gaststube. Der Gefährte, an welchen er seine Rede richtete, schien um einige Jahre älter, und seine zwar sorgfältig ausgestattete, aber anspruchslose Erscheinung kündet ihn als Glied irgendeines bürgerlichen Berufes an. Er möge uns Hermann heißen.

Die Freunde kommen aus der ersten Vorstellung eines Dramas, und die Darlegung der richterlichen Volksgewalt an demselben mag dem Künstler Anlass gegeben haben zu seiner unmuthigen Äußerung. Etwas gemildert fuhr er

<sup>1)</sup> Vgl. die Einleitung.



fort, indem er Hut und Überrock ablegte und einen Blick in die Speisekarte warf:

»Ich will die Autorität dieser Gottesstimme ungeprüft lassen in Fragen politischer und socialer Natur und nur untersuchen, inwiefern sie sich als solche bewähre gegenüber dem Künstler; in diesem Bezuge hauptsächlich findet so oft die Berufung darauf statt und wird mit selbstgefälliger Behaglichkeit gedankenlos wiederholt; Schadenfreude und Eigendünkel lassen eine so lockende Gelegenheit nicht unbenutzt, der unwillig geduldeten Superiorität ein Schnippchen zu schlagen, und der harmlosere Theil folgt nach ohne deutliches Bewusstsein und in dem süßen Kitzel, auch einmal sein Wörtchen ungefährdet hören lassen zu können. Worin besteht nun die Göttlichkeit dieses Forums, das heißt seine Unparteilichkeit, Milde und Untrüglichkeit?

»Betrachten wir vorerst die Individualitäten, aus denen es sich zusammensetzt. Wir finden auf Hundert etwa einen Gebildeten, ein Fünftheil Verbildeter, zwei Fünftheile Halbentwickelter, und der Rest ist rohe Masse. Dies also ist der Teig, aus welchem die Gottheit geknetet ist, zu deren Füßen der Künstler sein Werk niederzulegen hat; dies der Areopag, von welchem ihm das Patent der Unsterblichkeit ausgefertigt wird? Von Verzerrung, Unreife, Ungeschmack soll das Werk der Inspiration und Bildung, das Schöne vom Gemeinen, das Genialische vom Handwerksverstande seine Geltung empfangen?«

»Und doch,« erwiderte Hermann, »lehrt nicht minder die tägliche Erfahrung, dass nichts dem Auffassen künstlerischer Production so ersprießlich sei als die gleichzeitige Theilnahme vieler an dem einen Genusse. Haben wir nicht ebensoviele Beweise, als Du ins Feld führst gegen die Befähigung der Masse, ein Kunstwerk zu beurtheilen, von deren gesund organisierter Empfänglichkeit und richtigem Tacte? Es lässt sich nicht erklären, woher die Weihe

komme, welche die versammelte Gemeinde im Kunsttempel überschattet; aber Du wirst bekennen müssen, dass Dich, nicht minder als mich und tausend andere, gar oft ihr mächtiger Hauch angeweht und emporgetragen hat.«

»Ich glaube, wir müssen hier unterscheiden«, entgegnete Alfred, sich zur Mahlzeit zurecht setzend. »Zugegeben, dass all die widrigen Elemente durch eine wunderbare Einwirkung des heiligen Geistes, der, wie man sagt, über jede gläubige Versammlung kommen soll, in ein den Künstler begünstigendes Medium, in eine Wechselwirkung zwischen Geber und Empfänger umschlagen könnten; dass gewisse Erzeugnisse der Poesie und Musik von der Menge — wofür sie, wie behauptet wird, doch gemacht sind — in einigen ihrer Vorzüge erkannt und erfasst werden mögen: so ist daran gewiss etwas ganz anderes als das Künstlerische, was ihnen zu ihrer Wirkung und Anerkennung verhilft. Brauche ich noch besonders hervorzuheben, was keinem nur halb Aufmerksamen entgangen sein kann, dass von der Menge niemals das Schöne, höchstens das Enthusiastische oder Treffende gewürdigt werde? wie wenig es die Eigenschaft irgend eines Publicums sei, die feinsten und kunstreichsten Absichten und Mittel des Dichters zu würdigen oder in einen anders als mit den allgemeinsten Umrissen gezeichneten Charakter einzugehen?«

»Du hast, mein lieber Freund, mit Deiner ganz richtigen Bemerkung — die nur in ihrer Anwendung irre geht — eine unerlässliche Bedingung der dramatischen Kunst ausgesprochen, inwieferne sie auf theatralische Wirksamkeit Anspruch macht. Auch auf sie findet Anwendung, was Collin mit seinem Elfenbeinbildchen dem Schauspieler zu Gemüthe führt<sup>1)</sup>. Kein Miniaturmedaillon, sondern ein

<sup>1)</sup> Gemeint sind die Eingangsverse zu Heinrich Josef von Collins Lehrgedicht über die Schauspielkunst »An Max Korn«:

al fresco behandeltes, mit großen einfachen Umrissen und Farbentönen ausgeführtes Gemälde gehört auf die Bühne. Der Dichter kann wohl dem ruhigen Leser in seinem Lehnstuhle, aber nicht dem (Gott sei es geklagt, wie!) ins Theater eingepferchten Zuschauer zumuthen, mit jener selbstvergessenden Hingebung nachzufolgen. Der Theaterdichter muss mehr als der Lyriker oder Epiker Rücksicht nehmen auf sein Publicum; zuerst weil dieses gemischer ist und weniger in seiner Wahl steht, und dann eben in Erwägung der ungünstigen Verhältnisse, welche demselben den Genuss des Dargebotenen verkümmern. Die Anregungen müssen deshalb gewaltiger, die Anspannungen kürzer, die Verständlichung fasslicher sein. Zu diesen Concessionen muss sich der Dramatiker herbeilassen oder sich's selbst zuschreiben, wenn er trotz des reinsten Strebens und entschiedenster Befähigung Gefahr läuft zu scheitern.«

»» Alles<sup>1)</sup> dies gebe ich zu, obwohl sich auch hier vielleicht noch mancherlei einwenden ließe; besonders wenn wir ein Jahrfünzig zurückblättern in den theatralischen Annalen und eine Vergleichung anstellen mit der Jetztzeit; wenn wir — *incredibile dictu* — Werke, deren bloße Erwähnung nun die Kinnladen in ihren Angeln knarren machen, als sogenannte Zugstücke eingetragen finden. Aber dies sei, wie gesagt, auf sich gestellt und nur diese

»Wenn zart ein Maler uns die Liebesgöttin  
Auf Elfenbein in hellem Goldgrund malte,  
Und dieser Maler hieng nun sein Bild  
Im Pantheon hoch in der Kuppel auf,  
Dass jene Venus dann zur Mücke schwände:  
Wie würde nicht der Arme ausgelacht.« d. Hg.

<sup>1)</sup> Da Heusenstamm in dem folgenden Theile des Dialoges den Wechsel der sprechenden Personen nicht ausdrücklich anmerkt, sind fortan die Worte Adolfs mit doppelten, die Hermanns mit einfachen Anführungszeichen versehen worden. d. Hg.



Concessionen wollen wir ins Auge fassen und prüfen, ob sich der genießende Theil mit seinen Ansprüchen in billigen Grenzen gehalten hat, und wie weit die Nachgiebigkeit des schaffenden gehen dürfe, ohne sich an seinem Berufe zu versündigen, ob nicht jedes künstlerische Streben gänzlich vernichtet und der dramatische Dichter zum bedeutungslosen Gaukler gemacht würde, wenn er den mit jedem Tage wachsenden Forderungen der schaulustigen Menge zu Dienst und Gefallen handelte.

»Was man von der Fassungskraft und Hingebung des Publicums verlangen könne, belehrt uns der größte aller dramatischen Dichter, und im Vergleiche jenes goldenen Zeitalters der dramatischen Poesie mit unserem bleiernen liegt uns der traurige Beweis vor, wohin die überverstandene, um die Gunst der Masse buhlende Nachgiebigkeit führe. Waren diejenigen, die sich mit naiver Hingebung dem großen Thaumaturgen zueigen gaben und ihm kindlich aufs Wort glaubten, wenn er aus Minuten Brücken schlug über die Kluft von Jahren, wenn der alte Gloster auf flachem Boden in einen Abgrund zu springen meint, wenn zwischen den zwei Schritte voneinander aufgespannten Zelten Richards und Richmonds die weissagende Geisterzeile vorüberzog; diejenigen, die fröhlich und schauernd in den phantastischen Spuk hineinsprangen, den sein Wunderstab emporbeschwor, die sich die wunderlichsten Combinationen seines kühnen Genius gefallen ließen, weinten und lachten, je nachdem er ihnen seine Masken zudrehte, waren jene leicht erregbaren, phantasievollen Kinder nicht ein besseres, gebildeteres Publicum als unsere superklugen, anmaßenden, skeptischen Theaterbesucher, die aus Encyklopädien halbverdaute Weisheit mitbringen, alles besser wissen wollen als der Dichter, nicht um zu genießen, sondern um zu bekritteln ins Theater gehen und alles verstehen, nur nicht Poesie? Das Wunderlichste dabei ist der Widerspruch in den Bedürfnissen und Neigungen dieses sogenannten ge-

bildeten Publicums; wenn es einerseits sich auflehnt gegen jeden Anspruch des Dichters an liebevolle Hingebung und stille Sammlung, andererseits mit wahrer Hiobsgeduld an der zehntausendsten Variation des alten Leierstückchens sich erbaut; wenn es mit der Controle eines Grenzwächters am Mautschlage des Verstandes lauert und jeden Ankömmling als Landstreicher behandelt, der nicht mit dem Reisepass des Conventiellen sich legitimiert, jede Ware als Contrebande straffällig erklärt, die nicht Spuren der Abnützung trägt oder mit dem Stempel des sens-commun-Fabrikates bezeichnet ist, von dem unwahrscheinlichsten Hocuspocus theatralischer Jongleurs jedoch mit andächtiger Gläubigkeit sich ein X für ein U machen lässt. Die aufgeblasenen, mit ein bisschen imponierendem Wort- und Flitterkram aufgestutzten Theaterpuppen, welche uns in den modernen Viel Lärmen um Nichts-Tragödien vorgeritten werden, die mit ein bisschen Hegelianismus und Ästhetik gepfefferten Alltagsgerichte, die Beulen und Scropheln der Zeit, welche man mit dem Namen Specialitäten uns aufischt, sind wohl eine würdigere Nahrung für unsern Kunstappetit als Shakespeares barbarisches, wunderliches Zeug? Zu seiner Zeit, für sein Publicum mochten jene Wunderlichkeiten passen, wir haben eine ‚andere Bühne, andere Bedürfnisse‘. Nur vergessen wir bei dieser stolzen Überzeugung, dass, wenn unser Facit wahr wäre, eben alle sogenannte Bühnenkenntnis als Täuschung sich ergäbe, dass über ein Jahr fünfzig unsere Dramen zu demselben Rococohaufen geworfen sein werden; dass, wenn wir nicht abstrahieren wollen von der unverständigen Forderung ‚theatralisch‘, wir nur das Drama ganz ausschließen mögen von jedem Anspruch an künstlerischen Gehalt. Denn nicht nur ist dasjenige, was wir ‚theaterwirksam‘ nennen, bei dem ewig flüssigen Geschmackszustande ohne alle Zukunft, sondern auch für die augenblickliche Wirkung unberechenbar, wie hinlänglich bewiesen ist durch die verschiedenen Erfolge, die dasselbe

Stück auf verschiedenen Bühnen, ja von heute auf morgen sogar auf derselben Bühne erfahren haben.«

»Freund! Freund! Da verschüttetest Du wieder einmal das Kindlein mit dem Bade in Deinem leidenschaftlichen Eifer. Wie viel Wahres auch Deine Anklage enthalten mag, sie schlägt zu heftig um sich, um nicht ebenso weit über das Ziel hinauszutreffen als dieses selbst. So sehr im Argen liegt unser Publicum nicht, wie Du es schiltst. Manches Treffliche hat seine gerechte Anerkennung gefunden, auch in unseren Tagen, ohne den Interessen der Zeit zu huldigen, den socialen Launen und Bedürfnissen zu schmeicheln. Es ist ungerecht, zu verlangen, dass die Menge ein rein artistisches Interesse an einem Kunstwerke nehmen soll; ihr zu verargen, dass sie vorzugsweise demjenigen zufällt, der ihren zunächst liegenden Sympathien das Wort spricht, ihr ein zunächst Verwendbares entgegenbringt.«

»Meinst Du! Und warum soll denn der Poet allein Vêrzicht leisten auf das Privilegium der übrigen Künstler? Warum soll nicht auch er fordern dürfen, was der Maler, der Statuar, der Musiker für seine Leistung anspricht? Würde man es nicht thöricht finden, dem Bildner den Kreis seiner Vorwürfe zu beschränken? Die Musik emancipiert sich ohnedies von jedem Eingriffe in ihre Freiheit, von jeder Beschränkung durch ihre innerste Eigenthümlichkeit. Liegt nicht ein ebenso empörender als absurder Widerspruch darin, in derselben Phase, deren Parole Emancipation und Freiheit ist, das Reich des Geistes und der Phantasie beschränken zu wollen? Warum soll nicht auch dem Dramatiker erlaubt sein, die tausendjährige Schranke theatralischer Convention zu durchbrechen und sich das Kleid nach Bedürfnis seines Leibes zuzuschneiden? In jeder Kunst und Wissenschaft hat man sich's von allen Seiten, und mit vollem Rechte, bequem gemacht und der alten pedantischen Scholastik den Rücken gekehrt — nur dem Drama will man eigensinnig ähnliche Befugnisse verweigern.«



»Wiese dies nicht darauf hin, dass seine Gesetze und Grenzen eben keine zufälligen, sondern von seiner tiefsten Natur bedingt seien? Dies erschöpfend zu erörtern, würde uns wohl für den Augenblick zu weit führen. Doch will ich nur einige Punkte feststellen, die mir als nothwendige Bedingungen des Dramas erscheinen.

»Es wird wohl von jedermann zugegeben werden, das dem Drama nicht minder als jedem andern Kunstwerke eine innere wie äußere Abgeschlossenheit unerlässlich sei. Aber die Natur der Wirkungsweise jenes erfordert, mehr als irgend ein anderes Kunstproduct, ein schärferes Zusammenfassen der Motive, ein fühlbareres Herausbilden der Absichten, einen strengeren Umriss der Gestalten. Hier ist das Werk ganz auf sich selbst gestellt; weder dem Künstler noch dem Zuschauer ist Muße gegeben, zu erläutern, nachzuholen; alles Zufällige daran verwirrt, alles aus dem bestimmt gezogenen Kreise Hinausfallende verspreut. Der Verlauf des Dramas gleiche dem Strome; sein Ursprung ist mit der Hand zu bedecken; je mehr er vorwärts strebt, desto rascher wird sein Lauf, desto breiter sein Bett, rechts und links nimmt er Nachbarflüsse auf, schwillt majestätisch an ihrer Vermählung, spiegelt Himmel und Erde auf seiner Bahn und begräbt sich im unermesslichen Ocean.

»Die Aufgabe des Dramatikers ergibt sich daraus von selbst: ein bedeutendes Schicksal in einem langsam entrollten Bilde zur Anschauung zu bringen. Wie mannigfaltig auch die Figuren desselben sein mögen, sobald sie nur in unmittelbarer, fortwährender Beziehung zu dem Hauptgegenstande stehen, werden sie dem Totaleindrucke keinen Eintrag thun; aber alles, was außer Beziehung zu diesem steht, schwächt oder vernichtet selbst die beabsichtigte Wirkung.«

»Was Du behauptest, erkenne ich gerne an. Aber wo ist die Nothwendigkeit, wie ich bereits erwähnte, dass

wir es eben bei den herkömmlichen Drama-Schemen verwenden zu lassen hätten? So viele der reichsten und fruchtbarsten Lebensinteressen, sollten sie bloß deshalb der wirksamsten Behandlung, der dramatischen, entzogen bleiben, weil die herkömmlichen Begriffe des Dramas sich dagegen sträuben? Wäre nicht die dramatische mehr als irgend eine andere Gattung der Poesie dazu berufen, als hoher Priester der Civilisation aufzutreten, mit ihren lebendigen Lettern Geister zu befruchten?

»Wie ist es dem heutigen Dramatiker möglich, bei der so eng umschränkten Architektur des Dramas, bei der Concentrationsmanie, die sich aus dem administrativen Leben auch auf die Bühne verpflanzt hat, bei dem mit der ängstlichsten Kargheit ihm zugemessenen Zeitpass vielverzweigte und weit umschriebene Geschehnisse zu behandeln? Alles ringsumher stürzt, stürmt, fliegt mit athemloser Begierde, mit ungeduldiger, unduldsamer Hast; unsere Wünsche und Genüsse, unsere Erfahrungen und Erkenntnisse vollenden ihren Kreislauf in Tageszeiten statt in Jahreszeiten; denn dasselbe Gesetz, welches die materiellen Bedingungen und Satzungen des Daseins umgewandelt, welches Raum und Zeit, kosmische und industrielle Kraft einem neuen Maß und Gewicht unterworfen hat, übt auch über die geistigen Richtungen und Offenbarungen seinen unabwiesbaren, tiefumwälzenden Einfluss aus. Das Drama in seiner hergebrachten Form ist nicht im Stande, sich der allgemeinen Bewegung anzuschließen; und dem hauptsächlich ist es zuzuschreiben, dass sich die tüchtigsten Kräfte dem Romane zugewendet haben, welcher mit allen Bewegungen der Zeit gleichen Schritt zu halten vermag, alle ihre Fragen und Bestrebungen zu theilen, zu leiten, zu commentieren die Fähigkeit besitzt. Und wenn sich das Drama nicht eine ähnliche Elasticität erobert, muss es über kurz oder lang entweder gänzlich abtreten vom Schauplatze oder doch sich bequemen, zur armseligen Rolle

eines würde- und bedeutungslosen Marionettenspectakels herabzusinken.«

»Zu jener von Dir prognosticierten Metamorphose scheinen mir bereits die versprechendsten Schritte gethan. Das ungelenke Knarrwerk der Scenerie vervollkommt sich mit jedem Tage, und haben wir es erst dahingebracht, allen Übelständen dieser Art abzuhelfen, dann ist, wenn auch nicht alles, doch sehr viel für Deinen geistigen Neubau gewonnen.«

»»Darin kann ich Dir leider nicht beistimmen. Mir scheint im Gegentheil mit allen diesen Versuchen dem eigentlichen Wesen der so tief herabgekommenen dramatischen Kunst der Todesstoß versetzt. Man sollte statt der kindischen Versuche, die sinnliche Täuschung zu vervollkommen, die Bühne auf die allereinfachsten materiellen Hilfsmittel zurückzubringen sich bestreben. Je weniger der Geist durch sinnliche Anregungen abgezogen wird, desto mehr ist er dem Zauberstabe des Dichters gehorsam. Warum machen manche von Shakespeares Dramen einen so gewaltigen, lebendigen Eindruck bei einer gestreichen Vorlesung (wie wir in des trefflichen Holteis Vorträgen<sup>1)</sup> erlebt haben) und lassen kalt und unbefriedigt bei der reichst ausgestatteten Darstellung? Man gewöhne nur das Publicum daran, im Schauspielhause Geistesgenüsse zu suchen, nicht Opern- oder Balletteffecte, und man wird Wunder erleben, welcher geistigen Anspannung es fähig ist.«

»So wäre also am Ende doch dieses Publicum nicht so verstockt, nicht so bar jeder schöneren Empfänglichkeit als Du es in Deiner ersten Verstimmung schelten wolltest.«

»»Vergiss nicht, lieber Freund, dass wir nur die Charakterisierung der kunstrichterlichen Befähigung desselben

---

<sup>1)</sup> Holtei gab zu Anfang der Vierzigerjahre in Wien Proben seines Vorlesetalents; vgl. L. A. Frankls ‚Sonntagsblätter‘, 1842, S. 262, 274, 299. d. Hg.



beabsichtigten. Ich bin ebensoweit entfernt, seine bessere Erregbarkeit in Abrede zu stellen, als mich gegen sein ‚*car tel est notre bon plaisir*‘ aufzulehnen, denn die Voraussetzung des Einen und die Unterwerfung unter das Andere gehen aus der Natur der Sache hervor. Nur dagegen wollte ich den dramatischen Dichter verwahrt wissen, dass Erfolg und Wert synonym seien. Und diese Unterscheidung festzuhalten ist die Aufgabe einer jeden tüchtigen Direction. Aber weit entfernt, von einem solchen Standpunkte auszugehen, hat man im Gegentheil durch die Tantième-Einrichtungen den Schriftsteller gänzlich dem *bon plaisir* des Publicums unterworfen, und von einer solchen Maßregel erwartet man Heil für unsere herabgekommenen dramatischen Zustände! Niemand kann etwas dagegen haben, dass man den Bühnendichter die Vortheile mitgenießen lasse, welche die Directionen aus seinem Talente ziehen; aber wollen die Intendanten derjenigen Bühnen, die sich mit den Namen nationaler Kunstanstalten brüsten, ihrem stolzen Titel entsprechen, so mögen sie es auch verschmähen, sich von den engherzigen kaufmännischen Rücksichten leiten zu lassen, die sie mit den Impresarien wandelnder Komödientruppen zusammenwerfen. Ein unparteiischer, befähigter Senat entscheide über den Wert der eingereichten Stücke und bemesse darnach das Honorar des Verfassers; zeigte sich der Erfolg im Einklange mit dem Gehalte, so könnte dann bei Berechnung der Tantième-Quote immerhin das sogleich nach der Annahme des Stückes dem Verfasser ausgezahlte Honorar in Abrechnung gebracht werden, im entgegengesetzten Falle aber würde der talentvolle Schriftsteller doch nicht ganz leer ausgehen an Lohn und Anerkennung.

» » Warum will der Staat nicht auch für diesen Zweig der schönen Künste, der unstreitig von dem größten Einflusse auf die Entwicklung und Veredlung des Volkes ist, wenigstens nur so viel thun, als für Musik und bildende

Kunst geschieht? Der Schriftsteller allein ist einzig auf sich selbst gestellt (und muss es wohl auch größtentheils sein, weil dasjenige, was ihm in unmittelbarer Beziehung auf seinen Beruf gelehrt werden kann, von keinem Belang ist), seine Leistungen tragen nicht wie jene des Malers und Musikers zur Erhöhung des geselligen Lebensgenusses bei und finden daher auch keine Unterstützung vom geselligen Leben.

»»Er ist also mehr als jeder andere Künstler an den Staat gewiesen — dessen höchste Aufgabe die Entwicklung und der Fortschritt des geistigen Menschen ist — und eben für ihn thut der Staat nichts und macht ihn daher abhängig von der Gunst und Caprize der Menge, von der Schacherei des Buchhandels etc. Wenn es auch schwer zu ermitteln ist, wie diesen Übelständen überhaupt abzuhelfen, der eine Zweig der Schriftstellerei, das Drama, stellt sich natürlich unter das Protectorat der Staatsverwaltung; eine edle Begünstigung desselben würde zugleich die sicherste Maßregel für dessen Beurbarung sein. Dies wäre die eine Aufgabe einer großsinnigen Direction. Die andere bestände darin, eine Schule für Schauspieler zu bilden — damit nicht das Werk des Genius unter den Händen aufgebläserner Unwissenheit und Zutäppigkeit verzerrt und verrenkt werde — und wenn sie sich tüchtige Kräfte geschaffen, dieselben zur Unterordnung unter ein einheitsvolles Ganzes anzuleiten. Wer würde nicht Zeter schreien, wenn er die verschiedenen Personen eines Stückes, nach Geschmack und Laune ihrer Darsteller gekleidet, bunt abenteuerlich einerschreitend erblickte? Und doch verfährt man ganz im ähnlichen Sinne mit dem geistigen Costüme desselben, ohne dass es jemand nur im mindesten anstößig fände.

»»Bei den Musikern geht in die Lehre; hört sie eine Symphonie von Mozart, von Beethoven vortragen; ihren Fleiß, ihren Eifer, ihre stille Sammlung, ihre Künstlerpietät nehmt zum Muster. Hier gilt jedem nur die Ehre des

Werkes, der reine, ruhige Effect des Ganzen, die naive Auffassung der Absichten des Schöpfers, nicht persönliche Eitelkeit, nicht das zur Schau Tragen eigener Fertigkeit, nicht der anmaßende Scharfsinn des Commentators.

»»Und nun will ich Dir noch zwei Thatsachen erzählen, die einiges Licht auf die außerästhetische Gebarung unserer Theaterministerien werfen dürften. Einer deutschen Hofbühne wurde ein Stück übergeben, das sich sowohl den Beifall ihrer ersten Mitglieder, als auch die Anerkennung ihrer ästhetischen und administrativen Vorstände zu erwerben das Glück hatte.<sup>1)</sup> Mündliche und schriftliche Versicherungen verbürgten dem Verfasser die Aufnahme und baldige Darstellung seines Werkes, es wurde ihm auch demgemäß angezeigt, dass alle Vorbereitungen dazu eingeleitet wären, und vertrauensvoll sah der Dichter dem Tage entgegen, der seiner standhaften Bemühung und seinem reinsten Streben den verdienten Lohn bringen sollte. Aber Monat um Monat verstrich, ohne die ihm verheißene Zusage der Erfüllung zuzuführen. Nach einem halben Jahre geduldigen Harrens wagte er es bescheidenst, nach den Gründen dieser Verzögerung sich zu erkundigen. Nach abermaligem Verlauf einiger Monate wurde ihm die Erwiderung, dass unerwartete Abgänge, eintretende Urlaube und andere Hindernisse es selbst bei dem besten Willen bisher unmöglich gemacht hätten, das gegebene Versprechen zu erfüllen; dass bei der großen Zahl bedeutender Rollen in dem Stücke es keine leichte Aufgabe sei, dasselbe angemessen in Scene zu setzen, und daher jede Verzögerung nur dem Wunsche zuzuschreiben sei, dies auf so entsprechende Art, als nur immer möglich ist, zu thun‘.

»»Der geduldige und arglose Dichter harrete neue sechs Monate und wagte dann abermals die schüchterne Anfrage wie es um die Aufführung seines Stückes stehe?

<sup>1)</sup> Vgl. die Einleitung.



» » Wer beschrieb seine Bestürzung, als ihm mit umgehender Post sein Stück zurückkam, mit einem Anschlusse des beiläufigen Inhaltes: ‚Man habe das Stück nochmals durchgelesen, es auch dem neuangestellten Oberregisseur mitgetheilt — leider stelle sich nach beiderseitiger (sic!) Ansicht sowohl die Schwierigkeit der Darstellung, als auch der ungewisse Erfolg, den dieselbe bei den gegenwärtigen Bühnenforderungen befürchten lässt, immer mehr heraus.‘

» » Ich enthalte mich jedes Commentars dieses Verfahrens und erwähne nur noch, dass das dem Autor übermachte Exemplar nicht einmal das Originalmanuscript war, sondern eine gänzlich verstümmelte, durchaus unbrauchbare Copie desselben, und dass in der Erwiderung auf des Dichters Verwahrung gegen diesen Gewaltstreich der Willkür die Versündigung an Sitte und Wahrheit im Einklange stand mit der Verhöhnung des Rechtes und der Billigkeit.

» » Der andere, nicht minder erbauliche Fall ist dieser: Ein Autor hatte nach der dritten Aufführung seines Stückes auf einer Hofbühne dem Herkommen gemäß nebst dem festgesetzten Geldhonorar auch die demselben gesetzlich integrierende freie Eintrittskarte erhalten. Während seiner Abwesenheit geht eine Veränderung im Directorat jener Anstalt vor; eine der neuen Maßregeln desselben ist, alle Freikarten einzuberufen, um sie zu regulieren und diejenigen davon, welche durch Gunst oder Recht fortzubestehen hätten, zu erneuern. Als der besagte Besitzer einer solchen Karte — nach seiner Heimkehr von der neuen Anordnung in Kenntniss gesetzt — dieselbe ablieferte, um eine andere dafür zu erhalten, wurde ihm die Weisung: ‚Die Direction habe es für gut befunden, das übersendete Billet zu jenen zu zählen, welche zu erneuern die Verhältnisse nicht erlauben.‘ Die Berufung des Autors auf sein gutes Recht wurde mit rohem Übermuth zurückgewiesen — er musste sich's gefallen lassen; und zu dem ihm zugefügten Unrechte gesellte sich noch die Kränkung,

alle anderen dem seinen ähnliche Ansprüche aufrecht erhalten zu sehen.

»Ja, mein Freund, es gibt kein traurigeres Los als das eines Dichters in unseren Tagen — und nun gar eines dramatischen. Von allen Seiten heißt es nur: sich an eine Partei halten, unter ein Banner stellen; dann geht es, denn einer schiebt den andern fort. Wer aber rein künstlerische Zwecke hat, dem wird es nur schwer, oft gar nicht gelingen, sich geltend zu machen; denn niemand will sich mehr harmlos an einem Kunstproducte ergötzen, Belehrung oder Erheiterung auf zufälligem Wege erhalten; seine angewohnten Launen will er befriedigt, seinen Vorurtheilen geschmeichelt, seinen Neigungen Genüge gethan sehen. Und die Kritik, anstatt dem alle Poesie unterlockernden Strome anmaßender Roheit und einseitiger Parteisucht entgegenzuarbeiten, bläst mit vollen Backen darein und vermehrt die Verwirrung und Betäubung, so dass man beinahe versucht wäre, ihren Wirkungskreis nur auf rein wissenschaftliche Werke zu beschränken. Denn an Kunstwerken kann sie doch nur dasjenige vor ihren Richterstuhl ziehen, was davon technisch, also in gewissem Sinne wissenschaftlich ist. Daher noch eher Producte der bildenden oder Tonkunst (da an ihnen das Technische formeller Natur ist) einer kritischen Untersuchung unterliegen als die Poesie, an der selbst das Formelle zu geistig ist, um ein Seciermesser zu vertragen. Geniale Erzeugnisse (und solche sind mir alle jene, die aus einer selbständigen Anschauung und Bildung hervorgegangen sind) stehen über jeder Kritik schon deshalb, weil eine kritische Auffassung derselben nicht denkbar ist. Der einzige richtige Eindruck eines solchen Werkes kann nur durch eine congeniale Stimmung gewonnen werden, und was uns zum Mitgeföhle hinreißt, kann nicht Tadel oder Abneigung erzeugen.«

»Du verwirfst also unbedingt jede Kritik über Kunstproducte? Hast Du vergessen, mein Freund, wie fördernd

sie zur Aufklärung beigetragen habe? Muss ich Dich an den großen Lessing, an die fruchtbaren Bestrebungen unserer weisesten und edelsten Geister erinnern?«

»»Es bedarf dessen nicht. Ich gebe Dir gerne sehr ehrenwerte Ausnahmen, jetzt wie sonst, zu. Auch habe ich meine Meinung mit Absicht so schroff hingestellt; Du wirst das Haltbare davon herauszufinden wissen.

»»Lasse mich nun vermittelnd ausgleichen, was sich im ersten Anlauf als Unmaß dargestellt hat.

»»Nur auf einem erläuternden, anerkennenden, belebenden Wege, nicht aber auf dem falsch verstandenen der Verneinung und des Hasses ist Heil von der Kritik zu erwarten. Ich kann nur den begreifen, den ich liebe, zu welchem ich einen sympathetischen Zug in mir verspüre; nur auf jenen wirken, dem ich Vertrauen zu meiner Rechlichkeit, Billigkeit und Neigung einflöße. Was mir heterogen ist, wird es mir solange bleiben, bis ich nicht ein Medium gefunden, es mir zuzueignen, und dieses Medium kann nur die Neigung sein, und diese Neigung nur ein Kind vertraulicher Annäherung. So oft heißt es: ‚Dieser Charakter ist unnatürlich.‘ Man bedenkt aber nicht, dass damit soviel als nichts gesagt ist; denn ist er in der lebendigen Anschauung entstanden, so muss er auch wahr sein, sonst hätte er nicht also gedacht, gefühlt werden können. Ihr mögt sprechen: ‚Dieser Charakter läuft meinen Erfahrungen entgegen.‘ Ich werde es nicht bestreiten. Aber ist nur dasjenige wahr, was ihr selbst erfahren habt, dann könnt ihr ebensowenig einen Julius Cäsar, einen Hamlet naturgemäß finden und noch weniger den Wahnsinn einer Ophelia und Lady Macbeth; denn von allem dem ist euch auf euren Pfaden, in euren Salons und Bureaux wohl kaum etwas vorgekommen. Ihr antwortet mir dagegen: die Wahrheit trage das unverkennbare Gepräge an sich, und es bedürfe keines Vergleiches, um sie als solche zu erkennen. Dies ist auch wieder einer von den in verba



magistri schwörenden Gemeinplätzen. Wo ist der Typus für die Wahrheit? Es existiert kein allgemeiner, so wenig im moralischen, als im physischen Reiche. Die Combinationen der Genesis sind unerschöpflich in beiden; in einigen mögen die Grundzüge einfacher, leichter fasslich erscheinen, in anderen dagegen werden sie in tausend vielgestaltigen Gliederungen sich offenbaren. Wäre die Wahrheit von eindringlichem, unabweisbarem Charakter, warum hätte man sie von jeher verkannt, gegeißelt, gekreuzigt? Jeder betet seine Vorurtheile, seine Angewohnheiten als Wahrheit an und vergebens steigt Gottes Sohn hernieder, ihr Reich zu verkünden. Kreuziget ihn! rief das auserwählte Volk seines ewigen Vaters; was darf man erst von den Ungläubigen erwarten?

»» Ich errathe, was Du einzuwenden im Begriffe stehst: dass ich hier moralische und psychologische Wahrheit verwechsle. Ich weiß sie wohl recht gut zu unterscheiden, mein Freund, nur finde ich keinen Grund, hier mehr als dort ein ungetrübtes, unbestochenes Auge anzunehmen für ihre Erkenntnis. Neigung! Neigung! hierin liegt das ganze Geheimnis. Wo ihr sie mitbringt, da werdet ihr des Guten, des Schönen beinahe überall finden, wo ihr mit Missgunst daran geht, wird es überall wüste sein. Ohne Licht keine Farbe, ohne Liebe kein Genuss. Und habt ihr denn, die ihr euch anmaßt, Maß und Gewicht an den Genius zu legen, bedacht, Welch eine vielseitige Gelehrsamkeit, Welch eine diamantschliffige Bildung des Geistes und Gemüthes vorausgesetzt werden müsse, um dem Kritikeramte gewachsen zu sein? Kann man sich ein Verfahren denken, das näher an Wahnsinn grenzt, als die Art und Weise, wie heutzutage diese Dictatur über Geister ausgeübt wird? Wie der Holzhauer Scheit für Scheit von der ihm vorliegenden Arbeit unter die Axt nimmt und mit verdrossener Mühe darauf lospaltet, um zur ersehnten Ruhe und Mahlzeit zu gelangen: so wirtschaftet solch ein literarischer Tagelöhner in dem

vor ihm aufgeschichteten Tagewerk mit Hacke und Speil, wirft hier ein junges saftiges Stämmchen weg, woran sein Werkzeug fruchtlos sich versucht, stößt dort einen knorrigen Wurzelstock aus, woran sein Arm zuschanden wird. Und leider können wir jetzt weniger als je dieser Clique entbehren; denn bei dem Überswall von Erzeugnissen, womit das Publicum überflutet wird, vermag es sich unmöglich ohne einen Piloten zurecht zu finden. Der Schriftsteller wird bei dem glänzendsten Talente unbemerkt bleiben, wenn ihn nicht die Kritik anempfiehlt — und diese Kritik . . . Unser ehrwürdiger Weise und Menschenfreund Zschokke<sup>1)</sup> sagt in seiner Selbstschau: ‚Wie mir von jeher Ehrgeiz so thöricht wie Geldgeiz gedäuchtet hatte, ward mir „literarische Celebrität“, wie man's nennt, nun erst verächtlich, als ich gewahrte, wer sie ertheilte und wofür?‘ «



Das Stück meines Freundes Adolf war also verurtheilt vom Publicum wie von der Kritik — und die Welt blieb in ihren Angeln. Mein Weg führte mich noch durch vier Wochen an dem erleuchteten Fenster vorüber, und der röthliche Schein begrüßte mich jede Nacht unverändert, gleich milde und ruhig.

Indes waren die Schwalben angelangt, die Büsche und Bäume trieben frisches grünes Leben, in allen Gassen streckten Kinderhände duftige Sträußchen empor; die neidischen schweren Überwürfe verschwanden von den zierlichen Büsten der hübschen Wienerinnen; in der Jägerzeile<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Heinrich Zschokkes autobiographische ‚Selbstschau‘ erschien Aarau 1842. (Vgl. 4. Aufl., 1849, S. 65.) d. Hg.

<sup>2)</sup> Jägerzeile hieß früher die jetzige Praterstraße, die durch die Leopoldstadt führende Hauptverkehrsader zwischen der inneren Stadt und dem Prater. d. Hg.

brausten wieder die glänzenden Wagen und Reiter dahin, tummelten sich wieder die bunten munteren Schwärme, Lachen auf den Lippen, Lust im Herzen und Staub in den Augen.

Wer leichten Herzens ist, kann kaum irgendwo sein Osterfest lieblicher begehen als in Wien, vorausgesetzt, dass es spät genug fällt, um den Frühlingsstrahlen Zeit zu lassen, ihm den Pfad zu bereiten. Ja! Wien ist schön in seinem Lenzstaate, schön wie wenig Städte unseres Continents, und wenn ich es mit einem duftig bunten Blumenkorbe vergleiche, von unzähligen gaukelnden und naschenden Schmetterlingen umschwärmt, wird kaum irgend jemand mein Bild unpassend finden, der einige seiner Lenzsonntage mitgemacht hat. Welche der zehn Linienstraßen<sup>1)</sup> du auch einschlagen magst, überall siehst du dich fortgeschwallt von einem fröhlichen Menschenstrome und ausgemündet in einem Utopien, wo unter blütenschweren Laubzelten die Fidel erklingt und ein sorgloses Völkchen bei schäumenden Bierkrügen und dampfenden Schüsseln ‚den lieben Herrgott einen guten Mann sein lässt‘. Bist du jedoch schweren Gemüthes, oder bedrängt Übermaß von Seligkeit dein Herz, dann, lieber Freund! scheue die Mühe nicht, noch ein Stündchen fürbass zu wandern; dringe ein in die reizende Einsamkeit, ihre blütenschweren Büsche schlagen hinter dir zusammen, ihre unverfälschten Lüfte umsäuseln dich, die smaragdne Dämmerung ihrer Eichen und Buchen hüllt dich ein, klingende Quellen springen dir entgegen, Ge-

<sup>1)</sup> Die zehn Linienstraßen führten von dem die innere Stadt umgebenden Glacis (vgl. Bd. V, 255<sup>2)</sup>) durch die Vorstädte an die Peripherie der Stadt. Der Linienumkreis umfasste die heutigen Bezirke II—IX; der Wiener nennt heute noch die Kreuzungsstellen jener Linienstraßen und der den Linienumkreis bestreichenden Gürtelstraße ‚Linie‘ (Mariahilferlinie, Währingerlinie, Taborlinie u. s. w.).



schmetter und Geflöte plaudert dir die Seele voll der lieblichsten Märchen, süß betäubt dringest du höher und höher, vor dir liegt der prächtige Strom, Paläste und Dome steigen empor in den goldnen Duft des Abends, eine unermessliche, unabsehbare Fülle von Schönheit und Gedeihen verbreitet sich rings umher, Thränen stürzen aus deinen Augen, deine Arme öffnen sich, du fühlst die unnennbare Lust, ein Kind zu sein dieser schönen, ewig jungen Mutter.

Berausche dich an ihrem Lächeln, vergiss deinen Kummer, vergiss ihren Kummer! Hier erblickst du ja nur die überschwenglichen Segnungen, welche die Hand Gottes über sie ausgegossen hat, nicht die Wunden- und Brandmale, womit Arglist und Selbstsucht, Wahn und Begierde ihr blühendes Götterbild entstellten und erniedrigten. Träume, träume eine kurze Stunde! scheint sie doch selbst so süß zu träumen. — — Da mir mein Schicksal das bescheidene Los eines träumenden Müßiggängers beschieden hat, war ich von jeher der Erste, welcher dem dumpfen Gefängnis der Stadt entfloh, und der Letzte, welcher dahin zurückkehrte. Diesmal aber schnürte ich noch zeitlicher als sonst mein Bündelchen, flog dem grünsten, verborgensten Winkelchen zu — und hatte in kurzem das erleuchtete Fenster und meinen Verdruss vergessen.

Es ist ein eigen Ding um uns Menschen! So lange uns ein Gefühl beherrscht, würden wir denjenigen anfeinden, der die Wichtigkeit und Dauer desselben bezweifeln wollte; und wie lange währt es, so zersetzt unser eigenes Urtheil, von keinem sinnlichen Eindrücke mehr befangen, den werten Wahn — die alten Verhältnisse kehren wieder, und die alte Täuschung steht neu belebt in unserer Seele auf.

Ich war noch keine vierzehn Tage in meiner ländlichen Klausur angesiedelt, und schon begann ich das ganze Luftgespinnst zu belächeln, das ich mir aus dem Schimmer eines Dachstübchenfensters wunderlichst zusammengewirkt hatte. Nur eine Gestalt daraus trat umso lebendiger her-

vor, als die anderen Bilder sich in Dunst auflösten — das liebliche blasse Gesichtchen mit den ängstlichen klaren Rehaugen. Stoff genug für einen zwanzigjährigen Einsiedler zu einem Traume von sieben Monaten . . .

Auch diese waren vorübergegangen. Ich saß wieder — und nicht in der allerbesten Laune — in meinem melancholischen Winterkäfige, und draußen sauste der Wind und verklebte mit feuchten Nebeln die klappernden Scheiben meines Fensters . . . O Phantasie! was für eine wunderliche Fee bist du doch! Im Nu steht wieder vor mir das belächelte, vergessene Luftschloss; Unruhe und Sehnsucht flattern, gleich einem Schwarm aufgescheuchter Vögel, aus allen Winkeln meines Herzens empor und umschwirren mich mit zudringlicher Geschäftigkeit. Keine Rettung vor ihnen, als Hut und Stock zu ergreifen und der Gegend zuzuwandeln, wohin sie mich bedeuteten. Da stand ich — mit derselben Empfindung, womit ich vor einem Jahre an derselben Stelle gestanden hatte — und starrte zu dem Flämmchen empor, das, wie vor einem Jahre, ruhig und unverrückt im schwarzen Wolkengetümmel hieng — und, wie damals, gewahrte ich meinen Freund Adolf an seinem alten braunen Tische, den blonden Kopf in die schmale, weiße linke Hand gelegt, indes die rechte über einem mit allerlei Tinten beschriebenen Hefte nun halb erhoben weilte, nun hastig darauf niederfuhr, gleich einer Grasmücke, die sich ein Würmchen aus der Hecke pickt. Alles war, wie ich es einst erblickt hatte; nur das bleiche Antlitz schien mir etwas magerer und sein schwärmerischer Ausdruck von einem Zuge tiefer Melancholie umschattet. Ohne dass er es in seiner fine frenzy bemerkte, hauchte ich, wie damals, einen flüchtigen Kuss auf die reine, prächtig gewölbte Stirn und schlich dann in meine einsame Zelle zurück.

Abermals waren über solche allnächtliche Lucubrationen Monate verflossen — abermals erblickte ich die

flinke Pilgerin auf der Dachtraufe, meiner Wohnung gegenüber, wie sie den Reisedaub von ihrem dunkelblausamtnen Mäntelchen schüttelte und stocherte. Wenn mich damals jemand gefragt hätte, warum ich niemals einen Versuch gemacht, mich über die reale Wirtschaft hinter jenem geheimnisvollen leeren Lichtviereck aufzuklären, ich würde höchst wahrscheinlich so verduzt dareingeschaut haben wie derjenige, der bei Reinigung eines verbrauchten Bildes mit dem wahngünstigen Duste auch das Gemälde verschwinden sieht. Die Einbildungskraft übt in gewissen Epochen unseres Lebens eine zu süße Herrschaft über uns, als dass wir uns entschließen könnten, derselben zu entsagen.

Würden wir der Erkenntnis mit gleicher Mühe und Aufopferung nachstreben, die wir aufwenden, uns in das Gewebe unserer Täuschungen einzuspinnen, die Geschichte des menschlichen Herzens, wie die der Völker, böte einen andern Inhalt dar. Und doch! reift auch nur der geringste Theil der Blüten, die mit überschwenglicher Fülle dem Baume des Lebens entquellen, zur verheißenen Frucht: es ist alles nur so, wie es die Vorsehung angeordnet hat; unsere Irrthümer müssen, wie unsere Tugenden, ihren heiligen Zwecken dienen, und unsere Täuschungen nehmen vielleicht im moralischen Leben denselben Platz ein, der in unserem physischen dem Schläfe mit seinen Träumen angewiesen wurde, ohne welchen wir, wie Novalis so schön sagt, gewiss früher alt würden.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Im ersten Capitel des ersten Theiles seines »Heinrich von Ofterdingen« sagt Novalis: »Mich dünkt der Traum eine Schutzwehr gegen die Regelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit des Lebens, eine freie Erholung der gebundenen Phantasie, wo sie alle Bilder des Lebens durcheinander wirft und die beständige Ernsthaftigkeit des erwachsenen Menschen durch ein fröhliches Kinderspiel unterbricht. Ohne die Träume würden wir gewiss früher alt, und so kann man den Traum, wenn auch nicht als



Freudiger als jedes andere Jahr begrüßte ich diesmal die beschwingten Herolde des Frühlings. Ich hatte eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande der Kunst beschlossen; alle Vorbereitungen dazu waren getroffen, mein Platz im Courierwagen bestellt. Die letzte Musterung haltend in Ecken und Winkeln, in den ausgeleerten Schränken und Schränkchen, Laden und Lädchen, entdeckte ich hinter dem verborgenen Schubfache des Schreibtisches einen verknitterten dünnen Kranz — meines Dichters, meines Freundes Adolfs Kranz —, und vor mir standen plötzlich, mit aller Lebendigkeit des ersten Eindruckes, die Ereignisse, die ihn veranlasst, die Freuden und Schmerzen eines . . . Traumes zwar, aber eines unendlich theuern Traumes. Sollte ich den Zauber, der mich so lange beglückt hatte, zerstören? Sollte ich seine holde Täuschung als Begleiter auf meine Reise mit mir nehmen? Wusste ich selbst, was ich wollte, als ich meinen Mantel umschlug, den Kranz über meiner Brust verbarg und meine letzte Wanderung antrat nach der vertrauten Gegend? Es schlug Eilf, als ich unter dem erleuchteten Fenster anlangte. Aber kaum hatte ich einen flüchtigen Blick emporgethan, als der Lichtschimmer verschwand — eine Minute später hörte ich einen Schlüssel knirschen, der Thorflügel öffnete sich, und eine männliche Gestalt, in einem dunkeln Mantel gehüllt, trat in die Gasse. Bei der spärlichen Beleuchtung, die damals noch in den Gassen Wiens und besonders in jenem Stadttheile herrschte, konnte ich die Züge des Mannes nicht unterscheiden; so viel war jedoch aus den drei Bauschungen seiner faltigen Hülle ersichtlich, dass er unter seinem linken Arme eine ziemlich umfangreiche Last trage. Er schlug hastigen Schrittes seinen Weg in der Richtung nach

---

unmittelbar von oben gegeben, doch als eine göttliche Mitgabe, einen freundlichen Begleiter auf der Wallfahrt zum heiligen Grabe betrachten.« (Schriften, 5. Aufl., 1837, I, 12.) d. Hg.

dem Stephansplatze ein. Ohne deutliches Bewusstsein meiner Absicht folgte ich ihm in einiger Entfernung. Ganz grauerlich war mir dabei zumuthe. Öde und Todtenstille ringsumher, bis auf den Hall des Schreitenden vor mir, der, von Lichtkreis zu Lichtkreis der weitgesäeten Pfahl-laternen vorrückend, das Abbild desselben wechselnd riesig hintennach ausreckte und gnomenhaft verkrüppelt einzog.

War meine Einbildungskraft thätig gewesen, den Gegenstand meiner allnächtlichen Betrachtung mit den lieblichsten Farben auszustatten, so war sie nun unerschöpflich, ihn — denn an dieser Zweieinigkeit zweifelte ich keinen Augenblick — mit allen Schauern der unerhörtesten Ereignisse zu umkleiden. Das ganze Repertorium meines mit dem reichlichsten Stoffe dieser Art vollgestopften Gehirns wurde gemustert und meinem gegenwärtigen Abenteuer angepasst; ich war eben an dem Capitel der Burke-Männer<sup>1)</sup> angelangt, als das Stillstehen des Objectes meiner Criminaluntersuchungen diesen ein Ende machte. Wir befanden uns vor der Nordseite der Stephanskirche. Der Mann im dunkeln Mantel war bis in die Mitte des Platzes mit demselben raschen, maschinenmäßigen Schritte vorgerückt, den er während des ganzen Ganges gehalten hatte; auf diesem Punkte angelangt, erstarrte seine Bewegung mit einem so plötzlichen Ruck, als ob diese Hemmung nicht durch die freie Thätigkeit eines lebenden Wesens, sondern durch die abgelaufene Federkraft einer Gliederpuppe bewirkt worden wäre.

---

<sup>1)</sup> William Burke, Schuhmacher zu Edinburgh, entwendete heimlich Leichen von den Kirchhöfen und verkaufte sie an Ärzte zu anatomischen Studien. Bald aber ward ihm dies Geschäft zu mühsam, und er erdrosselte 1828 nach und nach mit Hilfe seines Nachbarn Hare 16 Personen. Endlich ward man aufmerksam auf sein Treiben; er wurde eingezogen, überwiesen, verurtheilt und hingerichtet. Burken heißt seitdem so viel wie heimlich morden.

Er lüftete mit der Rechten seinen Hut, warf den Kopf einigemal ins Genick und ließ ihn dann langsam auf die Brust sinken. So verweilte er etwa fünf Minuten regungslos. Vom Thurme erdröhnte ein schwerer Glockenschlag — der Mann schauerte zusammen, bedeckte sein Haupt und schritt hastig auf die Stelle zu, wo zwischen der Kanzel des seligen Franciscus a Capistrano und einer wunderzierlichen Erkerkapelle ein aschfarbiges Häuslein eingeklemmt ist, als wäre es ein von dem gewaltigen Fries der Riesenmauer herabgefallenes Krähennest. Vor diesem Häuslein hielt er an, ergriff den eisernen Ring neben dem Spitzpförtchen und hieng sich daran mit dem ganzen Gewichte eines Menschen, der sich durch das Umklammern eines Zweiges vor dem Sturze in einen Abgrund zu retten sucht. Ein schrillender Klang — kurz darauf knisterte ein Funke auf hinter den Scheiben links vom Eingange; ein Licht bewegte sich gegen die Thür, die Angeln knarrten — ein kleiner, hagerer Greis erschien an der Schwelle, eine Scheibenlaterne tragend, welche er langsam gegen das Gesicht des außen Harrenden emporhob. Der Schimmer, der auf seine eigenen steinernen, tiefgefurchten Züge zurückfiel, überrieselte dieselben auf eine unheimliche Weise mit den zuckenden Schatten seiner zottigen Mütze und den darunter sparsam hervorsickernden eisgrauen Fäden.

Was die beiden sprachen, konnte ich nicht vernehmen; es währte nur wenige Augenblicke, worauf sie im Inneren verschwanden. Alsobald zeigte sich das Licht in der rechten Abtheilung des Gebäudes. Ich beeilte mich, das Fenster zu erreichen, das tief genug am Boden ist, um bequem hindurchblicken zu können.

Da gewahrte ich nun ein Schauspiel, das mir, nach so vielen Jahren, Ereignissen und Eindrücken, mit ungeschwächter Lebendigkeit gegenwärtig geblieben ist. Vier kahle, knappe, lichtgraue Wände, von deren gleichfarbiger



Decke, in der Entfernung einer Elle etwa, eiserne Drähte niederhiengen, jeder derselben in einem Ringe auslaufend. Dem Eingange gegenüber reihten sich der Mauer entlang schwarze, aus wenigen Latten zusammengeschlagene Gerüste, ein halbes Dutzend an der Zahl, zwischen welchen ein Crucifix aus Eichenholz, mit dem metallenen Bildnisse unseres Erlösers geschmückt, nach der ganzen Höhe der Stube emporstieg. Vor diesem stand ein Betschemel und sonderte die Gerüste, je drei und drei. Zwei derselben waren, ihrer Bestimmung gemäß, belastet mit den bescheidenen letzten Wohnungen des Geduldigen wie des Ungeduldigen, des Stolzen wie des Demüthigen. Der einzig wahre Gleichheitmacher Tod hatte auch in diesem vor mir liegenden Bruchstücke aus seinem unabsehbaren, nie stockenden Triumphzuge eine Probe seiner wunderlichen Laune zur Schau gelegt — und der nicht minder wunderliche Samen Adams einen Beleg für das vanitas vanitatum des königlichen Psalmisten. Zwei Särge standen vor mir; der eine aus Tannenbrettchen zusammengeschlagen und mit plumpen Schnörkeln bemalt, der andere von kunstreichem Gefüge aus Ebenholz, Messing und Elfenbein. In dem ersteren schlummerte ein Mädchen, so lieblich, so lieblich in ihrem armen Kleidchen aus weißem Kattun, in dem bunten Kranze von Papierblumen um ihre reinliche, samtschwarze Scheitel, so lieblich mit dem noch unverdufteten Lächeln auf den zartgeschwellten Lippen, mit dem noch unverseuchten Lenztraum auf den sanft gesenkten Wimpern; — im zweiten prunkte eine von Seide und Spitzen umbauschte Mumie, in deren wild verzerrten Mienen der verzweiflungsvolle Kampf gegen die unerbittliche Sense versteinert eingehauen war.

Während der wenigen Augenblicke, deren ich zur Auffassung dieses Bildes bedurfte, hatte der Mann im Mantel an der Schwelle der traurigen Kammer verweilt, indes sein Führer, das Haupt entblößend, auf das Crucifix

zuschritt und an einem auf dem Betschemel angebrachten eisernen Leuchter Licht ansteckte.

Als er mit seinem Geschäfte zu Ende, winkte er dem Harrenden. Dieser taumelte, einem Schlaftrunkenen ähnlich, in die Mitte des Raumes und blieb hier abermals in stumpfer Regungslosigkeit stehen. Mit einer Geberde von Ungeduld näherte sich ihm der andere, stellte seine Laterne auf den Boden und griff nach dem Gegenstande, den jener unter dem Mantel hielt. Jetzt drang ein Schrei zu mir, den ich nur dem Angstlaute des gehetzten Thieres vergleichen kann, wenn es sich rettungslos von seinen Drängern umstellt sieht. Mit einer krampfhaften Bewegung stieß der Verhüllte den Alten von sich, wankte nach der ihm zunächststehenden Tragbahre und entledigte sich darauf seiner verborgenen Bürde; — — es war ein Kästchen, dritthalb Spannen in der Länge und eine Spanne in der Breite und Höhe. Vor dasselbe hingekniet, hob er mit einem Brecheisen, das ihm der Alte darreichte, den Deckel hinweg und enthüllte die Leiche eines Kindleins, etwa vier Monate alt. Es lag bis unter die Achseln in schneeweiße Linnen eingewickelt, den Obertheil der Brust, Kopf und Ärmchen nackt, die kleinen durchsichtigen Finger um ein Osterlämmchen aus weißem Wachs geschmiegt, in einem Bettchen frischer Veilchen.

Unglücklicher Vater! Da kniete er, die gefalteten Hände in die Dielen gedrückt, den Kopf auf das Gesicht des blassen Lieblings gebeugt und dasselbe mit seinen Thränen badend.

Der Alte stand mit der stumpfen Gleichgiltigkeit eines unter dergleichen Schauspielen ergrauten Mannes daneben. Nachdem die Frist verstrichen war, die er diesem Abschnitte daraus angemessen halten mochte, berührte er die Schulter des Schluchzenden mit der einen Hand und deutete mit der ausgestreckten anderen nach dem Crucifix. Langsam hob der Kniende das Haupt; wie ein zurecht-

gewiesenes Kind ließ er sich den Hut abziehen und an den Betschemel führen. Ich konnte nun im Scheine, der von dem Leuchter ausströmte, sein Gesicht deutlich wahrnehmen.

Es stimmte genau überein mit dem Bilde, das meine Phantasie entworfen und durch einen so langen Traum liebevoll gehegt hatte; nur fehlte darin der Ausdruck von Schwärmerei, der mir so unwiderstehlich erschienen war, und an seiner statt erblickte ich den Kummer und die Ermüdung eines gebrochenen Herzens.

Während mein armer Freund vor dem Gekreuzigten weilte, näherte sich der Alte der kleinen Leiche und befestigte das eine ihrer Ärmchen an die Schnur des Draht-ringes, der von der Stubendecke in den Sarg niederhieng. Wahrscheinlich war dadurch die Glocke in ein leises Schwanken gerathen, denn mit Blitzesschnelle sah ich den Betenden emporspringen und dem Kinde zueilen . . . Weiter sah ich nichts; — als es wieder klar geworden vor meinen Augen, herrschte bereits tiefe Finsternis und Stille hinter den Scheiben.

Bald darauf öffnete sich das Pförtchen und entließ seinen kummervollen Gast. Er wankte an der Mauer fort, knapp an mir vorüber, ohne dass er mich gewahrt hätte. Er gieng nicht den Weg, den er gekommen war, er schlug die entgegengesetzte Richtung ein; er wusste wahrscheinlich nicht, wohin er wollte, was er wollte. So war er, die Altarseite des Domes umschwankend, an eine Kapelle gelangt, worin ein plump gemeißeltes Ecce homo steht. An den Stufen desselben brach er zusammen, verhüllte sich das Gesicht in beide Hände und verharrte regungslös in dieser Stellung. Ich kämpfte mit mir, ob ich ihn ansprechen sollte. Da aber seine fortgesetzte Erstarrung mich endlich besorgt machte, dass ihn die Sinne verlassen haben möchten, näherte ich mich ihm behutsam. Ein dumpfes Stöhnen drang aus seiner Brust. Ich blieb eine Weile vor



ihm stehen und überlegte, wie ich es anfangen könnte, seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Der Lenker und Lohner der Barmherzigen flößte mir den rechten Weg dazu ein. Ich kniete auf die Staffel neben dem Unglücklichen und sagte ein Gebet laut vor mich hin, wie es mir eben aus dem Herzen quoll. Während ich also betete, wurde es stiller und stiller in seiner Brust, und als ich mit einem feierlichen »Amen« beschlossen hatte, hob er den Kopf, entblößte ihn und wiederholte mein Amen mit fester Stimme. Ich ergriff seine Hand. Was ich gesprochen, ist mir nicht mehr gegenwärtig.

Zwei Stunden saßen wir neben einander auf den Stufen der Ecce homo-Kapelle. Einfach und gewöhnlich ist die Geschichte, die er mir, von tausend Thränen und Seufzern unterbrochen, mittheilte.

Er war Schnitzarbeiter in einer Bronzefabrik. Zufrieden hatte er einige Jahre bei einem mäßigen, aber genügenden Auskommen gelebt, als ihn ein Zufall mit der einzigen Tochter seines reichen Brotherrn zusammenführte. Ihre Begegnung wiederholte sich: anfangs in Zwischenräumen mehrerer Wochen, dann von Sonntag zu Sonntag in der Mittagsmesse, endlich jeden Tag im Frühgottesdienst.

Das Mädchen hatte keine Mutter mehr. Ihre Erziehung und Überwachung war einer französischen Gouvernante anvertraut worden, die allen Launen und Wünschen ihres verzärtelten Zöglings mit schmeichelnder Dienstfertigkeit entgegenkam. Auch zu den erwähnten gefährlichen Zusammenkünften bot sie gefällig die Hand; und so hatten die jungen Leute bereits Gelegenheit gefunden, sich ihre Gefühle zu gestehen; sie hatten bereits einige Monate im süßen Austausch der Schwüre ewiger Treue, in den bezaubernden Plänen ewiger Vereinigung geschwelgt, als der Vater Sophiens hinter das Geheimnis gerieth. Eine furchtbare Scene erfolgte. Die dienstfertige Gesellschafterin und

der allzu kühne Freier wurden augenblicklich fortgeschickt, dem zitternden Mädchen aber bedeutet, dass sie sich bereit zu halten habe, in einigen Tagen einen Bräutigam aus der Hand ihres erzürnten Vaters zu empfangen. Begünstigt von einem ihr ergebenen Kammermädchen, war es ihr gelungen, ihren Freund aufzusuchen und ihn von dem hoffnungslosen Stande ihrer Herzensangelegenheit zu unterrichten. Es war dies desselben Tages, als ich die klaren Rehaugen aus meines Freundes Adolfs Behausung hervorlauschen gesehen — sie selbst, Sophie, war jenes reizende Kind gewesen, das so schüchtern um sich spähte, und als es sich unbemerkt sah, in die Gasse trat und eilig um die Ecke verschwand. Hätte ich errathen können, welch ein Trauerspiel damals das Schicksal zu entwerfen begonnen hatte, wie albern wären mir die Träume, die Ängste, die Erbitterung erschienen, welche sich meine Phantasie aus Wahngelbilden zusammenbraute! . . .

Die Folgen, die jener Besuch hatte, zwangen dem reichen, harten Manne die Einwilligung zur Verbindung der Liebenden ab — aber eine Einwilligung, von keinem Vatersegen begleitet, von Kummer, Elend und Verzweiflung gefolgt. Die geringen Ersparnisse des fleißigen Arbeiters — die Ausbeute der hunderte durchwachter Nächte, die mir Lauschenden den Stoff zu meinen Nebelgebilden geliefert hatten — reichten nur höchst mühselig für den Bedarf des kargsten Haushaltes hin; und da die Fabrik seines ehemaligen Patrons damals die einzige ihrer Art war, würde er, nach seiner Entlassung daraus, ganz ohne Erwerb geblieben sein, wenn nicht durch kleine Arbeiten, die er zuweilen von einem Petschaftstecher erhielt, seiner Wirtschaft ein unbedeutender Beitrag zugeflossen wäre. Die wiederholten persönlichen und schriftlichen Versuche der jungen Frau an das Herz ihres Vaters blieben ohne Wirkung; als ungestüme Bettlerin sah sie sich von jener Schwelle gewiesen, worüber sie so oft, strahlend von

dem Schmucke der Anmuth und des Luxus, pulsierend von Lust und Hoffnungen der Jugend, geschritten war.

Nach acht Monaten der unsäglichsten Leiden und Entbehrungen wurde sie von einem Knäblein entbunden — lächelte zum erstenmale wieder — drückte den Kleinen ans Herz — und hatte ausgelitten. Wer beschrieb die Empfindung des Witwers, seine Leiden, seine Sorgen und endlich die Krämpfe seines zerfleischten Herzen bis zu der Stunde, da ich ihn zum erstenmal aus seiner traurigen Wohnung hervortreten sah? Lässt sich aller Jammer der Armut, der Seelenqual in ein erschütternderes Bild zusammenfassen als das eines Vaters, der sein einziges Kind in ein Kästchen gebahrt, das er selbst zusammengezimmert aus seinen Bettpfosten, verstohlen hinwegträgt in seinen eigenen Armen? — — — O ewige Barmherzigkeit! wie reich müssen die Freuden sein, welche du in deinem Reiche denjenigen aufbewahrest, die du hienieden mit so schwerer Prüfung heimsuchst!

Wir saßen wieder stumm nebeneinander . . . Seine Hand lag kalt und feucht in der meinen. Ich zog sie hinter die wärmenden Falten meines Mantels, an meine bewegte Brust. Da knisterte und rauschte es von dürrem Laube; ich erschrak, als hätte ich mich auf einem Verbrechen er tappt — diese Krone und jenes Veilchenbett! Der Held meines phantastischen Kummers und dieser zusammengebrochene Unglückliche neben mir! . . . Jetzt ertönte entferntes Rädergerassel. Wer konnte in so später Stunde hier vorüberkommen? Wie ein Dolchstich fuhr es mir durchs Herz: ein Wüstling, der von einer Spielpartie, von einem schwelgerischen Gelage, von einer üppigen verbuhlten Umarmung heimkehrt! Ich sah ihn zurückgelehnt in die atlassenen Kissen, das schwimmende Auge halb geschlossen zwischen Traum und Wachen, auf lüstern aufgeblähter Lippe ein schlaffes Lächeln, die fettlich glänzenden Finger über den eingeknickten Knien verschränkt



... und neben mir ... und fünfzig Schritte von uns in dem aschgrauen Häuschen ...

Das Gerassel kam näher und näher — ein eleganter Wagen, von einem Vollblutgespann unvergleichlicher Schecken gezogen, lenkte um die Ecke. Mein Gefährte blickte empor, fuhr in die Höhe, stürzte den Pferden entgegen, riss seinen Mantel von den Schultern und warf ihn über die Köpfe der Thiere, dass sie, zurückgebäumt, still hielten. Im Nu stand er an der Thür des Wagens, riss sie auf und zertrte den darin Sitzenden auf das Pflaster nieder. Indes hatten die Pferde ihre Hülle abgeschüttelt und jagten im Sturme davon. Der Eigenthümer des Wagens, ein starkbelebter Fünfziger, war wachsbleich und zitterte an allen Gliedern. Sein Angreifer fasste ihn unter dem Arme und zog ihn hastig mit sich fort nach der Todtenkammer. Dasselbst angelangt, schrie er mit furchtbarer Stimme: »Hier liegt das Kind Deines Kindes — ihr Blut über Dich! mein Blut über Dich!« und wie ein Blitz war er verschwunden ... Es war bereits vier Uhr morgens, da ich in meiner Wohnung anlangte. Trotz des Fieberfrostes, der meine Zähne klappernd gegeneinanderschlug, saß ich zwei Stunden darauf im Reisewagen.



Als ich nach mehreren Jahren in meine Vaterstadt zurückkehrte, stand an der Stelle des düsteren verrotteten Hauses, unter dessen erleuchtetem Fenster ich so oft verweilt hatte, ein helles, stattliches Gebäude. Von dem Unglücklichen, der jenes bewohnt hatte, habe ich niemals wieder vernommen.



AUS DEM  
MITTHEILUNGEN

TAGBUCH DER MUTTER  
AM GASTFREUNDLICHEN HERDE.  
DURCH DEN NEBEL

I.

AUS DEM

TAGEBUCH DER MUTTER.



DURCH DEN NEBEL.





Der Carneval war glänzender als seit vielen Jahren. Er nahte seinem Ende, und Fest drängte sich an Fest. Die Ateliers der Putzmacherinnen konnten mühsam den Bestellungen ihrer reizenden und eleganten Kunden genügen, die erfindungsreichen Hände der Juweliere fügten blitzende Steine in hundert neue gefällige Formen, die Magazine der Silberarbeiter verarbeiteten Tag und Nacht die edlen Metalle zu zierlichen Vaisselles und Prunkgeräthen.

Um 11 Uhr morgens stand eine junge Frau am geöffneten inneren Fenster ihres Boudoirs. Die schön ciselierte silberne Kanne in ihrer kleinen Hand und die purpurrothe Camelia, auf welcher ihr großes dunkle Auge ruht, verriethen hinlänglich ihre Absicht. Aber in der Zerstreuung, wovon sie befangen scheint, bemerkt sie es nicht, dass der kalte Strom die porzellanene Grenze überflutet hat und auf ihr weißes Peignoir niederfließt. Schnell hat er die dünne Hülle durchdrungen und den warmen Leib berührt; ein Schrei entfährt der Erweckten, das Gefäß entfällt ihr, und der Rest seines Inhaltes strömt über den bunten persischen Teppich und über die goldgestickten Sammpantöffelchen. Ihr Schreckensruf hat das Kammermädchen herbeigelockt. »Euer Gnaden schon auf?« spricht sie erstaunt — »und sind doch erst um 5 Uhr zu Bette ge-

gangen?« — »Verwundere Dich nicht erst lange,« erwiderte mit einem Anfluge von übler Laune die hübsche Frau; »reiche mir einen anderen Morgenanzug, denn ich bin ganz durchnässt — und setze dann den einfältigen Blumenstock ins Vorzimmer. So werdet ihr ihn unter den Augen haben, und ich bin seiner lästigen Verpflegung überhoben.« —

Betty hatte alle Mühe, ein kleines boshaftes Lächeln zu verbergen, und entkleidete stillschweigend ihre schmolende Gebieterin. »Was hast Du nur?« sprach diese, indem sie sich vor dem Ankleidespiegel das elegante Mousselinegewebe zurechtzupfte. »Du weißt ja sonst unaufhörlich zu plaudern, wenn Du des Morgens in mein Zimmer trittst; bist Du krank — oder hat Dich meine Zurechtweisung verstimmt? Da, Du verzogenes Kind, nimm diese Blumen und Bänder, die ich gestern abends trug, und stutze Dein impertinentes Köpfchen damit auf.« — Betty küsste die freigebige Hand und ließ die Aufforderung zum Plaudern nicht umsonst an sich ergangen sein. »Meine Neuigkeiten,« sprach sie, »werden gräfliche Gnaden wenig überraschen. Einige Einladungen, die im Vorsaale liegen, und ein Billet, begleitet von einem Bouquet Rosenknospen, das der hübsche Jäger des Grafen Hart schon vor 10 Uhr abgegeben hat . . .« »Das sind freilich kahle Neuigkeiten,« unterbrach sie die Gräfin, das dargereichte Briefchen empfangend. »A propos! mir fällt eben ein, dass ich zu meinem Ballkleide für heute Abend keine Schleifen habe; gehe doch schnell, etwas Passendes auszusuchen.« — »Verzeihen Sie,« entgegnete die Kleine, »wir müssen ja in unserem Bändervorrath mehr als eine Garnitur haben, die taugt.« — »Du hast es heute darauf angelegt, mich zu ärgern; thu', wie ich Dir geheißel!« sprach ungeduldig die Dame — »und vergiss nicht den Strauß einzufrischen« rief sie nach, da Betty mit einem schlaun Seitenblicke auf das Billet sich entfernte.

Kaum hatte das Mädchen die Thür hinter sich zugezogen, als auch schon das Siegel unter den schmalen Fingern knisterte. Der Inhalt des zierlichen Blattes lautete:

»Sie haben mich gestern in Unmuth verlassen, angebetete Adele! Könnte doch auch ich Ihnen zürnen! Aber Sie wissen nur zu gut, wie unmöglich mir's ist, und missbrauchen auf eine allzu grausame Art Ihre Macht. Ich will Sie nicht ermüden mit den Kämpfen und Schmerzen der vergangenen Nacht. Während Sie von Triumphen und Freuden träumten, habe ich in tausend Qualen gewacht. Doch dies will und darf ich Ihnen ja nicht sagen. Höchstens ist es diesem Blättchen erlaubt, als ein Büßender vor Ihnen zu erscheinen und Vergebung für meine Übereilung zu erflehen. Gestatten Sie ihm noch, Ihnen einen herzlichen Morgengruß und einen Strauß für den Abend zu bringen, so bin ich überglücklich. Empfangen Sie beides mit Güte und Nachsicht und erwidern es mit der Erlaubnis, Ihnen persönlich meine grenzenlose Reue und Ergebenheit bezeigen zu dürfen.

Alfons.«

Adele zog die Unterlippe des kleinen Mundes langsam vorwärts, als sie das Blatt zusammenfaltete, schüttelte den Kopf und legte das Billet in ein gesticktes Portefeuille, worin schon manches Ähnliche gefangen saß.

An demselben Morgen lehnte ein wohlgebildeter junger Mann von ungefähr 26 Jahren am geöffneten Fenster und zerknitterte mit allen Zeichen heftiger innerer Bewegung eine Cigarre zwischen den Fingern. Er fühlte den kalten Nordwind nicht, der seine sorgsam geordneten Locken zerzauste und mit den hundert Brouillons auf seinem Bureau ein wüstes Spiel trieb. Es ist nicht zu errathen, wie lange er noch in solcher Stellung verharret wäre — unbekümmert um die zierliche Coiffure und um den brocatnen Schlafrock, worauf der niederwirbelnde Schnee



seine weißen Sterne stickte — hätte sich nicht die Thür im Hintergrunde des Zimmers geöffnet und der Luftzug eines der umhertanzenden Blätter an seinem Kopfe vorüber auf die Gasse geweht. Mit einem Ausrufe des Unwillens wendete sich Alfons um; aber schnell war sein Unmuth entschwunden, als er seinen Jäger auf der Schwelle erblickte. »Eh bien!« rief er ihm entgegen, »hast Du meinen Auftrag bestellt?« — »Die Frau Gräfin schlief noch,« erwiderte der Bote; »Betty hat das Billet und den Strauß übernommen und mir versprochen, beides ihrer Frau, sobald sie erwacht sein würde, einzuhändigen.« — »Hat sie nicht gesagt, wann die Gräfin nachhause gekommen ist?« — »Gegen 5 Uhr!« — »Und hat sie nichts geplaudert von der Laune, in der sie sich befand?« — »Sie sagte, dass ihre Gebieterin in der besten Laune von der Welt gewesen sei und ihr ein Kleid geschenkt habe.« — »Damnation!« murmelte Alfons und biss sich die Lippe blutig. »Geh nun — ich werde klingeln, wenn ich Dich brauche.« — »Das hab' ich dumm gemacht,« sprach der dienstfertige Lügner zu sich im Hinausgehen. »Aber der Teufel errathe auch, was einen Verliebten zufriedenstellt.«



Die Heldin dieser dramatischen Skizzen war die zwanzigjährige, schöne und reiche Witwe eines siebenbürgischen Magnaten und der Held der deutsche Graf Alfons von Hart, Lieutenant in einem Uhlanen-Regiment.

Die junge Gräfin war in einem Kloster erzogen worden. In ihrem siebenzehnten Jahre ins Elternhaus zurückgerufen, hatte sie noch neun Monate an der Seite ihrer ernstesten und strengsten Mutter zwischen den Bergen und Wäldern ihres Vaterlandes verlebt und dann, nach dem mütterlichen Willen, einem ihr an Alter und Vermögen angemessenen

Landsmanne die Hand gereicht. Die Ehe veränderte nichts in ihrer Lage und Lebensweise. Noch in den Flitterwochen derselben verlor Adele ihre Mutter und kurz darauf den Gatten. Sie sah sich plötzlich von der engsten Abhängigkeit in die unbegrenzteste Freiheit versetzt. Noch nicht neunzehn Jahre alt, schön, reich und unabhängig, stand ihr die weite Welt wie ein schimmernder Tanzsaal offen. Aber sie empfand den Reiz ihrer Lage nicht. Keine Erfahrung hatte sie von den Freuden belehrt, die jenseits ihrer dunklen Wälder wohnten; die Erziehung hatte ihr nur Schüchternheit und Frömmigkeit angebildet, die Einsamkeit ihre Phantasie entwickelt. Sie hatte nicht allein ihre strenge Mutter und ihren guten, aber unbedeutenden Gefährten liebend verehrt, sondern auch die Abhängigkeit und Einförmigkeit ihrer Lebensweise lieb gewonnen. Der schnell aufeinander folgende Verlust griff daher erschütternd in ihr Gemüth und raubte ihr alle Fassung. Tag und Nacht verfolgte sie das quälende Gefühl ihrer Einsamkeit; unfähig zu irgend einer Thätigkeit und widerstrebend jeder Zerstreung — welche überdies schwer zu finden gewesen wäre zwischen den Bergen ihrer Heimat — verträumte sie in halber Bewusstlosigkeit die Tage und durchweinte die schlaflosen Nächte. Diese moralische Verstimmung konnte nicht lange währen, ohne eine physische nach sich zu ziehen. Die Rosen ihrer Wangen verfärbten, um das dunkle feurige Auge bildete sich der ominöse blaue Ring, und die Reizbarkeit der Nerven steigerte sich zu einem Grade, dass das Knistern eines Blattes oder das Seufzen des Windes sie emporschreckte. Das einzige Wesen, welches Adels Einsamkeit einigermaßen erheiterte, war ihre Kindergespielin Betty, des herrschaftlichen Gärtners Tochter. Diese hatte ihre nachmalige Gebieterin nach der Hauptstadt begleitet, um sich daselbst für ihre künftige Bestimmung die nöthigen Eigenschaften zu erwerben, hatte sich ihr nach vollendeter beiderseitiger Erziehung an der

Schwelle des Klosters wieder angeschlossen und war endlich der jungen Frau auch in den neuen Haushalt gefolgt. Obgleich Zeit und Verhältnisse die süße Vertraulichkeit der Kinderneigung beseitigt hatten, war doch ein Zug herzlichen Wohlwollens im Gemüthe der ernstesten Gebieterin und eine uneigennützigte Ergebenheit im Busen der frohsinnigen Dienerin zurückgeblieben. Da die kleine Thörin Adelen unter ihrem dumpfen Grame verwelken sah, versuchte sie es, mit tausend Schelmereien und Künsten ein Lächeln auf die stummen Lippen zu locken. Nun erzählte sie ihr von den Festen der großen, geräuschvollen Stadt, allwo sie ihre Lehrjahre (nicht ohne Nutzen) zugebracht hatte; nun travestierte sie den tiefen Ernst ihrer Landsleute und mengte wohl auch einige maliziöse Histörchen von diesem und jenem Haushalte in der Nachbarschaft ein. Die erste Zeit gelang es ihr nur schlecht, die Aufmerksamkeit der trauernden Witwe zu fesseln; aber nach und nach überzeugte sie ein leises Zucken der Mundwinkel oder ein milder Verweis, wenn sie etwas zu grell malte, dass ihre Worte nicht ganz auf kahlen Boden gefallen wären.

So war ein langer betrübter Winter vorübergegangen. Das Erwachen der Natur, der Zauber, den der Frühling ringsumher entfaltetete, übte auch seine Gewalt auf das gepresste Herz der Verlassenen. Ihre Thränen, Empfindungen und Wünsche gewannen allmählich eine bestimmte Fassung; und wenn auch der Schlaf die holden Augen noch hartnäckig floh, so waren doch die Gespenster weniger grauenhaft, die das nächtliche Gemach bevölkerten. Manches von den bunten Bildern, welche die geschwätzigte Lippe der lebensfrohen Soubrette am Tage gemalt hatte, kehrte vor das ungeschlossene Auge der Einsamen zurück und löste sich vom dunklen Rahmen, der es umgab, mit einem feenhaften Schimmer los; bald war es ein glänzender Salon mit tausend blendenden Lichtern und Toiletten, mit seinem lustigen Geschmetter, seinen verworrenen wirbeln-



den Gestalten, seinen zierlichen Reden und seinem heimlichen Geflüster; bald das gedrängte Schauspielhaus mit seinen magischen Szenen, mit seinen erschütternden Fictionsen; nun der bunte Corso mit seinen glänzenden Equipagen und seinen dahinfliegenden Reitern; nun der Concertsaal mit seinen allmächtigen Harmonien. Wohl war sich's die unerfahrene und zaghafte Frau nicht bewusst, welche Rolle sie selbst in dieser glänzenden Welt zu spielen berechtigt war; sie sah sich nur als unbemerkte Zuschauerin in diesem interessanten Schauspiele. Aber bereits war die Neugierde nach jenen unbekanntem Freuden erwacht und unterstützte die Conspiration der verschmitzten Zofe, die nicht minder ihre Gebieterin als sich selbst schon weit von den langweiligen und traurigen Wäldern wünschte. Der Arzt rieth täglich dringender zu einer Reise; die schöne Witterung begünstigte ein solches Unternehmen, und ein alter Onkel, der die hübsche Nichte väterlich liebte und mit betrübter Theilnahme ihren Zustand beobachtete, bot sich zum Gefährten und Beschützer an. Solch dringenden und rastlos wiederholten Aufforderungen unterlag jeder Widerstand. Es wurde beschlossen, einen Ausflug durch Italien zu machen und sich im Winter in Wien anzusiedeln. Zu Bettys Entzücken ergieng der Befehl, einzupacken. Drei Tage darauf saß Adele mit ihrem Onkel im bequemen Reisewagen, und Betty tröstete sich über ihren grämlichen Gesellschafter (den Leibjäger des alten Herrn, neben welchem sie auf dem Außensitze platzgenommen hatte) mit der Aussicht auf all die Herrlichkeiten, denen sie entgegenfuhren.

Die Lehrjahre einer Frau sind weder so lange, noch so mühsam als die des andern Geschlechtes. Wenn uns die Genialität in Künsten und Wissenschaften mangelt, womit sich die Herren der Schöpfung und unseres Schicksales brüsten, so besitzen wir gewiss den Sinn für die Verhältnisse des Lebens und der Geselligkeit in einem viel

schärferen Maße. Es ist auch natürlich; denn die Frau bringt eine Aufmerksamkeit für alles Schickliche und Gehörige mit auf die Welt, welche ihr sogleich bei ihrem Eintritt ins bürgerliche Leben trefflich zustatten kommt. Sie fasst alles, was ihr bedeutend erscheint — und wenig gibt es, das ihr anders erschiene — mit ungetheiltem Interesse, mit einer gewissen Neigung auf; sie ist in jedem Augenblicke ganz bei ihrem Gegenstande, während die Männer, im beständigen Bestreben, alles zu Erfahrende an ein bereits Erlerntes zu knüpfen und mit demselben in Zusammenhang zu bringen, zerstreut und verwirrt umherschwanken und den Gegenstand ihrer Bestrebungen so oft erst dann erfassen, wenn er bereits außer dem Kreise ihres Wirkens und Wunsches liegt. Einer unserer scharfsinnigsten und edelsten Schriftsteller hat gesagt: Das Weib liebe (in der Liebe) in einemfort, während der Mann noch hundert Zwecke und Neigungen daneben betreibe. Ich glaube, dass sich dieser Ausspruch auf alles anwenden lasse, was uns beschäftigt. Sei es ein Gegenstand der Kunst, des Gefühles, der Reflexion oder der Erfahrung: wir wenden ihm, sobald er uns zu interessieren anfängt, unsere ungetheilte Aufmerksamkeit zu und ruhen nicht eher, bis er uns vertraut geworden, ja in unser eigenstes Ich übergegangen ist. Die Natur, die in allen ihren Einrichtungen mit Weisheit verfährt, hat uns das Talent zu leben (und dass auch dazu Talent und Kunst gehöre, wird niemand bestreiten) und das Genie zu lieben in unserer Wiege eingebunden; ein Talent, ohne welches wir weder unserer Bestimmung genügen, noch die unzähligen Opfer und Beschwerden unseres Berufes zu ertragen und in seinem undankbaren Dienste auszuharren vermöchten. Sie hat uns ferner das nicht minder wichtige Talent verliehen, zu analysieren, unbeschadet der Wärme der Empfindung und der Frische der Phantasie, ohne welches wir den zahllosen Versuchungen, womit wir umstellt sind, keinen

Widerstand leisten könnten oder doch unsere Tugend nur auf Unkosten unseres Herzens zu Jahren brächten.

Ich habe diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, weil sie in einem kurzen Umriss den Bildungsgang unserer unerfahrenen Reisenden andeuten. Wer wäre in einer glücklicheren Lage gewesen als sie, den engen Kreis, worin sie bisher gelebt hatte, nach allen Richtungen schnell und fruchtbar zu erweitern? Ihre erste Erziehung hatte ihr Gemüth ohne gewaltige Erschütterungen in der milden Temperatur des Glaubens und der Ehrfurcht entfaltet; Schmerzen und Einsamkeit hatten sie gewöhnt, in ihrer eigenen Brust nach den wahren Quellen des Lebens zu forschen; und nun thut sich die reiche Bühne der Welt und der glänzende Himmel der Kunst vor ihr auf, um ihre Erziehung zu vollenden, ihren Verstand zu entwickeln und ihren Geist zu befruchten.

Zuerst waren es die Wunder der Einbildungskraft, die Offenbarung begeisterter Gemüther, welche ihre unbefangene Seele allmächtig umfassten und aus dem Limbus der Kindheit emporzogen. Träumend und theilnahmlos saß sie unter den Festen des Luxus und der Civilisation. Allmählich aber, nachdem jene gewaltigen Eindrücke ihr vertrauter geworden, nachdem sie selbst eine Schülerin der Kunst geworden war, zogen auch die bunten Scenen der Realität ihre Theilnahme auf sich. Die junge, schöne und reiche Witwe wurde, wo sie sich zeigte, der Gegenstand der Verehrung, der Schmeichelei, ja einer leidenschaftlichen Vergötterung. Ihr gegenüber verschwand jede Präention des Ranges, jede Würde des Verdienstes, jeder Vorzug des Talentes. Jede Krone legte sich huldigend zu ihren Füßen, jeder Stern schimmerte nur, um von ihr bemerkt zu werden. Die unbekannte Sprache der Leidenschaft und Huldigung hätte vielleicht ihr unerfahrenes Herz hinzureißen vermocht, wenn ihr sicherer Verstand nicht allsobald den Schein vom Sein unterschieden hätte. Die tro-



pischen Phrasen, womit das Heer ihrer Anbeter sie zu umgarnen trachtete, glichen allzusehr einem Refraingedichte, um als Ausdruck der Wahrheit angenommen zu werden. Adele lächelte, wenn ihr das neunundneunzigmal Gehörte zum hundertstenmale vorgesagt wurde; aber in der Stille ihres Schlafgemaches entschlüpfte ihr oft ein Seufzer — der erste, der einer zerstörten Täuschung galt. Sie hatte schnell die Stellung begriffen, die ihr vom Zufalle oder Schicksale zugewiesen war; derselben gemäß ihr Betragen einzurichten wurde ihr fester Entschluss.



Wir finden die junge Frau an den Ufern der Donau wieder, etabliert, wie es ihrem Range und Reichthume angemessen ist. Auch hier, wie überall, erregte ihre Erscheinung die lebhafteste Theilnahme; auch hier umdrängten sie hundert Schmeichler, bestürmten sie unzählige Bewerber.

Der Graf von Hart, nicht minder ausgezeichnet durch die Gaben der Natur als durch die Gunst des Glückes, bewarb sich um die reizende Witwe mit jenem Eifer, womit die leidenschaftliche Jugend des Gegenstandes ihrer Neigung sich zu versichern trachtet. So überwiegend war, was er in die Wagschale zu werfen hatte, dass nach und nach alle Rivalen ihm das Feld räumten und ihn im vorhinein um die schöne Beute beneideten. Wie wenig auch das geringste Zeichen des Vorzuges vor allen anderen, die sich Adelen nahten, seine Bewerbung aufzumuntern und jene Meinung zu rechtfertigen schien: die Welt ließ sich in ihren Vermuthungen und der leidenschaftliche Anbeter in seinen Hoffnungen nicht irremachen. Er hatte nur Augen, Worte, Dienste für sie allein; nur wo sie erschien, sah man ihn eintreten; nur was sie bewunderte, bewundern;

was sie mied, meiden. Nur an ihrer Seite sah man ihn tanzen; wenn sie einem andern die Hand reichte, melancholisch in einer Ecke lehnen und schnell herbeieilen, den Platz neben der Ruhenden einzunehmen. Jeder Morgen begrüßte sie mit einem Blumenstrauß, den er sandte, und sein Blick war der erste, dem sie begegnete, wenn sie ins Theater oder in den Salon trat. Es war ihm endlich gelungen, durch den alten Onkel, dessen Freundschaft er zu gewinnen gewusst, Eintritt in ihr Haus zu erhalten, allwo er sich Betty durch Geschenke und Artigkeiten bereits zur Freundin gemacht hatte. Welchen Wert eine solche Freundin habe, wusste er, so gut als ihr alle, meine jungen Herren, wisst.

Ich will es mir nicht anmaßen, zu untersuchen, inwieweit es ihm gelungen sei, ein günstiges Vorurtheil in dem Herzen derjenigen zu wecken, der er Tag und Nacht zu Diensten lebte. Wir müssen es, nach der Scene zu urtheilen, die wir belauscht haben, fast vermuthen, dass seine Bestrebungen nicht ganz fruchtlos geblieben seien. Doch unser Liebender, welcher nicht mit uns am Schlüssel-loche des geheimnisvollen Boudoirs gestanden, verzweifelte schier über die Härte seiner Göttin. Bald sollte auch noch die Eifersucht seinen Zustand auf die peinlichste Höhe treiben.

Eine Veränderung in einem der deutschen Ministerien führte einen Diplomaten in die Residenz, dessen Erscheinung allgemeinen Beifall erwarb. In manchem Bezuge stand der Baron von Elbing gegen Alfons im Nachtheile; zehn Lebensjahre mehr und einige der brillanten Eigenschaften des jungen Officiers weniger konnten in schönen Augen wohl als ein Nachtheil gelten; während die höhere gesellige Stellung, welche der Minister vor dem Lieutenant voraushatte, nicht als ein Gewicht betrachtet werden konnte, das in Frauenschätzung wog. Aber einem eifersüchtig Liebenden ist jeder Gegenstand, der ihm im Wege

pischen Phrasen, womit das Heer ihrer Anbeter sie zu umgarnen trachtete, glichen allzusehr einem Refraingedichte, um als Ausdruck der Wahrheit angenommen zu werden. Adele lächelte, wenn ihr das neunundneunzigmal Gehörte zum hundertstenmale vorgesagt wurde; aber in der Stille ihres Schlafgemaches entschlüpfte ihr oft ein Seufzer — der erste, der einer zerstörten Täuschung galt. Sie hatte schnell die Stellung begriffen, die ihr vom Zufalle oder Schicksale zugewiesen war; derselben gemäß ihr Betragen einzurichten wurde ihr fester Entschluss.



Wir finden die junge Frau an den Ufern der Donau wieder, etabliert, wie es ihrem Range und Reichthume angemessen ist. Auch hier, wie überall, erregte ihre Erscheinung die lebhafteste Theilnahme; auch hier umdrängten sie hundert Schmeichler, bestürmten sie unzählige Bewerber.

Der Graf von Hart, nicht minder ausgezeichnet durch die Gaben der Natur als durch die Gunst des Glückes, bewarb sich um die reizende Witwe mit jenem Eifer, womit die leidenschaftliche Jugend des Gegenstandes ihrer Neigung sich zu versichern trachtet. So überwiegend war, was er in die Wagschale zu werfen hatte, dass nach und nach alle Rivalen ihm das Feld räumten und ihn im vorhinein um die schöne Beute beneideten. Wie wenig auch das geringste Zeichen des Vorzuges vor allen anderen, die sich Adelen nahten, seine Bewerbung aufzumuntern und jene Meinung zu rechtfertigen schien: die Welt ließ sich in ihren Vermuthungen und der leidenschaftliche Anbeter in seinen Hoffnungen nicht irremachen. Er hatte nur Augen, Worte, Dienste für sie allein; nur wo sie erschien, sah man ihn eintreten; nur was sie bewunderte, bewundern;



was sie mied, meiden. Nur an ihrer Seite sah man ihn tanzen; wenn sie einem andern die Hand reichte, melancholisch in einer Ecke lehnen und schnell herbeieilen, den Platz neben der Ruhenden einzunehmen. Jeder Morgen begrüßte sie mit einem Blumenstrauß, den er sandte, und sein Blick war der erste, dem sie begegnete, wenn sie ins Theater oder in den Salon trat. Es war ihm endlich gelungen, durch den alten Onkel, dessen Freundschaft er zu gewinnen gewusst, Eintritt in ihr Haus zu erhalten, allwo er sich Betty durch Geschenke und Artigkeiten bereits zur Freundin gemacht hatte. Welchen Wert eine solche Freundin habe, wusste er, so gut als ihr alle, meine jungen Herren, wisst.

Ich will es mir nicht anmaßen, zu untersuchen, inwieweit es ihm gelungen sei, ein günstiges Vorurtheil in dem Herzen derjenigen zu wecken, der er Tag und Nacht zu Diensten lebte. Wir müssen es, nach der Scene zu urtheilen, die wir belauscht haben, fast vermuthen, dass seine Bestrebungen nicht ganz fruchtlos geblieben seien. Doch unser Liebender, welcher nicht mit uns am Schlüssellocke des geheimnisvollen Boudoirs gestanden, verzweifelte schier über die Härte seiner Göttin. Bald sollte auch noch die Eifersucht seinen Zustand auf die peinlichste Höhe treiben.

Eine Veränderung in einem der deutschen Ministerien führte einen Diplomaten in die Residenz, dessen Erscheinung allgemeinen Beifall erwarb. In manchem Bezuge stand der Baron von Elbing gegen Alfons im Nachtheile; zehn Lebensjahre mehr und einige der brillanten Eigenschaften des jungen Officiers weniger konnten in schönen Augen wohl als ein Nachtheil gelten; während die höhere gesellige Stellung, welche der Minister vor dem Lieutenant voraushatte, nicht als ein Gewicht betrachtet werden konnte, das in Frauenschätzung wog. Aber einem eifersüchtig Liebenden ist jeder Gegenstand, der ihm im Wege

steht, gleich bedeutend. Ungemein verschieden war die Weise, wodurch der neue Anbeter Adelen seine Verehrung bezeugte. Wer ihn neben ihr im ernstesten Gespräche weilen sah, hätte in ihm eher einen zärtlichen Bruder als einen Bewerber vermuthet. Aber eben diese ruhige Wärme seines Umganges brachte ihn in wenig Wochen der verehrten Frau vertraulich näher, als es dem brausenden Ungestüm seines Nebenbuhlers in eben so vielen Monaten gelungen war. Ob Adele die innigere Absicht ihres neuen Freundes errieth, ist schwer zu entscheiden; ihr Benehmen gegen ihn enthielt nichts, das darauf schließen ließe. Sie verbarg es nicht, wie angenehm ihr seine Gesellschaft war; sie wählte häufig ihn, der außerdem nicht zu tanzen pflegte, wenn sie im Cotillon einen Tänzer zu wählen hatte; sie nahm ganz unbefangen an seiner Seite Platz, um von einer Tour auszuruhen, und wies manche Aufforderung zurück, um das Gespräch mit ihm nicht zu unterbrechen. Auch Alfons hatte schon mehr als eine Abweisung aus solcher Veranlassung erhalten. Da er sich einmal von seinem Unmuth darüber zu einer leidenschaftlichen Äußerung hinreißen ließ, antwortete Adele in halb ernst-, halb scherzhaftem Tone: »Die Biene hat Flügel wie der Schmetterling, beide verwenden dieselben zu verschiedenem Zwecke — ich will nicht entscheiden, welcher der bessere ist; aber wenn es mir einmal in den Sinn käme, die Biene nachzuahmen, dürfte es dem Papillon schwer gelingen, den Lehrer gegen mich zu spielen.« — Alfons biss sich in die Lippen, warf einen wüthenden Blick auf seinen Gegner und verließ eilig den Saal. Adele setzte ihr Gespräch fort, obgleich im Anfange etwas zerstreut; dann kehrte auch sie früher als gewöhnlich nachhause zurück.

Wir haben sie am Morgen nach dieser Scene im Eingange unserer Erzählung beobachtet und den Schluss gezogen, dass ihr eifersüchtiger Verehrer seinen Bolzen nicht ganz fruchtlos versendet habe.

Um 3 Uhr desselben Tages meldete man den Grafen Hart an. Adele empfing ihn mit einer kleinen Verlegenheit, und auch dem Eintretenden mangelte die gewöhnliche Unbefangenheit. Nachdem einige allgemeine Bemerkungen gewechselt worden waren, begann Alfons mit unsicherer Stimme: »Ich muss es daraufhin wagen, mein theuerstes Gut unwiederbringlich einzubüßen; aber es ist mir unmöglich, länger die Qual meiner zurückgedrängten Empfindung und des schmerzlichsten Zweifels zu ertragen. Unterbrechen Sie mich nicht — nur einige Augenblicke schenken Sie mir Geduld. Es kann Ihnen nicht verborgen geblieben sein, was ich für Sie fühle; auch versuche ich nicht, mit Worten zu schildern, was das ungetheilteste Bestreben eines ganzen Lebens nur unvollkommen auszudrücken fähig wäre. Möchten Sie mich nicht unwürdig finden, dieses selbst für mich sprechen zu lassen; möchten Sie mir gestatten, zu Ihren Füßen mein vergangenes Leben zu beschließen und ein neues seliges Dasein zu beginnen.« — »Fahren Sie nicht fort,« unterbrach ihn ernst die junge Frau. »Ich habe,« setzte sie milder fort, »schon zu viel angehört, und Sie könnten mir mit Recht Vorwürfe darüber machen, wenn Sie mich nicht wider meinen Willen zum Vertrauten Ihres Geheimnisses gemacht hätten. Ich könnte Ihnen antworten: dass die Exaltation Ihres Gefühles eine Täuschung sei (missverstehen Sie mich nicht), eine Selbsttäuschung, der Ihr Geschlecht so sehr unterworfen ist. Ich könnte Ihnen sagen, dass die Sprache der Leidenschaft mein Ohr schon zu oft berührt habe, als dass es nicht gegen ihren Zauber abgestumpft wäre — aber alles dies würde Sie nicht überzeugen, sondern nur kränken. Ich beschränke mich daher einzig darauf, Ihnen Vertrauen mit Vertrauen zu erwidern. Ich bin in meinem neunzehnten Jahre Witwe geworden. Mein Mann war gut und liebte mich herzlich — ich gab ihm alles, was ich damals zu empfinden fähig war. In der traurigen Einsamkeit, welche meinem kurzen



friedlich genügsamen Zustande folgte, lernte ich mein eigenes Gemüth, in dem Gewühle der Welt und dem stillen Hörsaale der Kunst den Gehalt meiner Wünsche und der Güter des Lebens erkennen. Ich will Ihnen schnell das Resultat dieser Prüfung nennen. Es heisst: Entsagung! Im tiefsten Gefühle, dem Schmerze gewisser Täuschungen nicht gewachsen zu sein, habe ich allen Verlockungen, die dahin führen könnten, auf immer abgeschworen. Versuchen Sie nicht, mir zu beweisen, dass ich unrecht gethan habe; ich räume Ihnen freiwillig jeden Vortheil über mich ein. Es gibt keine allgemeinen Gesetze für das Glück; meines, das fühle ich, ist negativer Natur. Ich kann mich geirrt haben in meiner Berechnung der Glückesfälle; in der Summe, die daraus für meine Zukunft entfiel, habe ich es gewiss nicht. Sie werden es mir — wenn auch nicht in diesem Augenblicke der Leidenschaft, doch in der Folge — Dank wissen, ganz aufrichtig mit Ihnen gesprochen zu haben. Wenn ich Ihr Gefühl verletzen musste, bitte ich Sie herzlich um Vergebung. Ihre Eigenliebe geht ungekränkt von hier; denn was ich Ihnen zu versagen gezwungen bin, gilt auch jedem anderen Anspruche dieser Art. Deshalb, lieber Graf, lassen Sie uns diese Scene vergessen und Freunde bleiben wie früher.« —

Alfons hatte während dieser Rede wohl zwanzigmal die Farbe gewechselt; da ihm nun am Schlusse Adele mit einem etwas schmerzlichen Lächeln die Hand hinreichte, entgegnete er, ohne sie zu ergreifen: »Ich muss mich wohl in Ihren Willen fügen, denn ohne Sie zu sehen, kann ich nun einmal nicht leben. Aber grausam, dreimal grausam ist es von Ihnen, dasjenige, was Sie eine innere Überzeugung nennen, unerbittlich der einzigen Hoffnung meines Lebens entgegenzustellen. Sie verbieten mir, Ihren trostlosen Entschluss zu bekämpfen, und ohnehin würde ich in der Verfassung, worin mich dieser Schlag versetzt hat, nur ein schlechter Anwalt meines Wunsches sein. Ich scheid

mit gebrochenem Herzen, aber mit unerschütterter Neigung. Sie haben mich zu ewiger Entsagung verdammt, gleich sich selbst. — Adele, geben Sie mir keine Hoffnung mit?« Er fasste die leise zitternde Hand der jungen Frau und drückte einen heißen Kuss darauf. Sie schüttelte kaum merkbar den Kopf — dann befreite sie schnell ihre Finger aus den seinen und entschlüpfte eilig ins Nebengemach.



Zu jener Zeit wütheten die Kinderpocken und richteten große Verheerungen an unter groß und klein. Jenners wohlthätige Erfindung zeigte sich als unzulänglich, und kein Präservativ schützte gegen diese furchtbare Seuche. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, die schöne Gräfin Adele sei davon befallen worden. In der That sah man sie nirgends mehr erscheinen, und ihre Thüre verschloss sich allen Besuchenden. Sechs Wochen vergiengen. Da man es endlich wieder wagen konnte, der gefährlichen Schwelle zu nahen, wimmelte das Vorzimmer von Bedienten, die Nachrichten über das Befinden der Genesenden einzuziehen kamen. Das Bulletin lautete räthselhaft: »Die Gräfin sei auf dem Wege der Besserung, werde jedoch sogleich nach vollkommener Herstellung die Stadt verlassen und auf ihre Güter zurückkehren.« Man erklärte sich diesen Bescheid auf mancherlei Art; die Klügsten jedoch erriethen daraus, dass die schöne Dame ihre besondern Ursachen haben möge, in den Zirkeln, worin sie eine so glänzende Rolle gespielt hatte, nicht wieder zu erscheinen.

Alfons war durch keine Gefahr abgehalten worden, täglich mehrmals bei Betty sich einzustellen. Das ergebene Mädchen beichtete ihm nach manchem Umschweife, dass die Reize ihrer Gebieterin ein wenig gelitten hätten

durch die böse Krankheit. Der Liebende erschrak heftig bei dieser Eröffnung; er drang in Betty, ihm das Schlimmste zu entdecken, und nach langem Sträuben vertraute sie ihm, dass die schöne Gräfin nicht mehr zu erkennen sei. Sie weigerte sich auch hartnäckig, ihn zu empfangen. Alfons kämpfte mit den widerstreitendsten Gefühlen. Es schien ihm unedel, ja abscheulich, die so schwer Getroffene ohne Trost zu verlassen; und doch, wenn er sich die einst so zauberische Gestalt entstellt und vielleicht selbst widrig vormalte, überfiel ihn ein kalter Schauer. Er zitterte vor einem Wiedersehen; er zitterte, durch eine unwillkürliche Äußerung seiner Befremdung die Gekränkte noch tiefer zu verletzen. Endlich siegte dennoch das bessere Gefühl. In einem Briefe voll der herzlichsten Theilnahme ersuchte er Adelen um eine Zusammenkunft, bevor sie, wie er vernahm, Wien verließ. Adele antwortete:

»Ich hatte mir zwar vorgenommen, meinen Freunden unbemerkt zu entschlüpfen. Die warme Theilnahme aber, welche Sie mir während meiner Trauerzeit bewiesen haben, macht es mir zur Pflicht, ja zum Bedürfnisse, bei Ihnen eine Ausnahme zu machen und Ihnen meinen Dank und Abschiedsgruß nicht vorzuenthalten. Ich erwarte Sie morgen um 6 Uhr abends. Nicht befremden mag es Sie, wenn Sie mich im Finstern finden. Meine geschwächten Augen können die Helle noch nicht ertragen. Doch zum Glück bedürfen gute Worte nicht des Lichtes, um ihr Ziel zu erreichen. Adele.«

Eine Flut der wechselndsten Empfindungen wogte auf und nieder in der Brust des Liebenden, als er diese Zeilen (die ersten von so theurer Hand) empfing. Das erste Gefühl war das des Entzückens — es überdauerte jedoch nur wenige Pulsschläge. Die unsichern Züge verriethen nur zu sehr, dass sie in der Dämmerung und mit schwankender



Krankenhand geschrieben waren, und der melancholische Hauch, welcher ihn daraus anwehte, bestätigte seine trostloseste Vermuthung. »Arme Adele!« rief er in heftiger Bewegung aus — »und ich sollte Dich verlassen, weil Dich alles verlassen hat? Du solltest auch mich verlieren, weil Du alles verloren hast? Nein, nein, nein! Erst jetzt will ich Dich mit allen Kräften meines Herzens lieben; jetzt erst kann ich Dir beweisen, dass meine Neigung keine Täuschung war — ja, ich will Dich mehr als jemals anbeten und Dich reich für alle Verluste entschädigen. — Ich will Dich glücklich machen, unaussprechlich glücklich und« — hier stockte der gewaltsam hinaufgetriebene Strom der Begeisterung, und nach einer langen Pause kam der Schluss matt nachgeschlichen — »und es selbst sein.«

Doch diese so heftig und erblindend nach der Sonne rennende Leidenschaft zog einen langen schwarzen Schatten nach sich, den sie wohl zu ahnen schien, sich aber ängstlich hütete, darnach umzublicken. Die wenigen Stunden, die zwischen dem gewährten Rendezvous und der Einladung lagen, verstürmte Alfons in Gesellschaft einiger Freunde, zu Pferde und an der Tafel. Mancher Scherz über seine »ehemalige Flamme« (denn dass sie durch die Wendung der Dinge verlöscht sei, wurde als bekannt angenommen) kam zum Vorschein und peinigte ihn unaussprechlich. Er hatte, um der Sache ein Ende zu machen, einem der Spötter ernst erwidert: »dass er jedes fernere Wort über diesen Gegenstand als eine Beleidigung ansehen werde«. Jener antwortete lachend: »Ereifere Dich nicht, Bruder! Du bist ja kein Malteser, um Dein Schwert gegen Ungläubige zu ziehen; und wenn es also wäre, hängt es ja nur von Dir ab, uns auf dem allerfriedlichsten Wege zu bekehren. Stoße an! Dieses Glas bringe ich auf das Wohl Deiner schönen Braut!« Alfons, mit Blut übergossen, wollte etwas entgegenen, das zu einer heftigen Scene geführt haben würde; die Freunde legten sich jedoch schnell

darein und vermittelten die Sache. Aber die gute Laune war nun einmal gestört, und der Erbitterte verließ schnell und ohne Gruß den Saal.

Wir finden ihn mit heftigem Herzklopfen an der Schwelle von Adels Schlafgemache wieder. Er bedurfte der leitenden Hand seiner hübschen Führerin, um in der Dämmerung, die daselbst herrschte, sich zurechtzufinden. Adels Stimme, die ihn willkommen hieß, belehrte ihn, dass er sich in Gegenwart der geliebten Frau befände. Sie wies ihm einen Armstuhl an, demjenigen gegenüber, worin sie saß; Betty zog sich ins Nebenzimmer zurück, das durch eine alabasterne Lampe kaum dämmernd erhellt war, deren spärliche Schimmer an der Schwelle der offen gebliebenen Thür vollkommen erstarben. Der Genesenden schien jedoch selbst dieses Dunkel noch zu stechend, denn sie hatte einen grünen Schleier übergeworfen, der es unmöglich machte, ihre Gesichtszüge zu unterscheiden. Alfons war in diesem Augenblicke zu sehr von dem Eindrücke befangen, den das Wiedersehen der Geliebten auf ihn ausübte, als dass die Neugierde hätte Platz finden können in seiner Seele. Wer, der sich zum erstenmale in dem Gemache der süßesten Geheimnisse einer theuren Frau befindet, bliebe ungerührt von dem Zauber einer solchen Umgebung? Und lag nicht in den Umständen selbst, welche diese Zusammenkunft begleiteten, eine Unzahl von Anregungen für ein leidenschaftliches Gemüth? Diese dämmernde Stille, die mancherlei Spuren langer Leiden, diese weiße Sylphengestalt, deren Umrisse sich zauberisch aus dem nächtlichen Rahmen loslösten, der milde Klang einer gerührten Stimme, welche wie aus dem Himmel herabzusteigen schien — wahrlich! es bedurfte keines so reizbaren Gemüthes, als das unseres Freundes war, um die Schattenbilder, die den Zwischenraum des Einst und Jetzt ausfüllten, plötzlich zu vergessen und wieder mitten in dem verlornen Paradiese seliger Hoffnungen und Wünsche zu stehen.

Nach einem kurzen Schweigen nahm Adele das Wort: »Ist es nicht sonderbar, dass wir nach einer kurzen Wanderung nebeneinander auf diese Art scheiden müssen? Fast wie Feinde, die sich den Rücken kehren, ohne sich ins Auge zu blicken? Und doch wohl uns, dass wir es dürfen ohne Vorwurf und Reue. Hatte ich unrecht, als ich zu Ihnen sprach, dass ich allen Täuschungen auf immer entsagt habe? Wie bitter wären wir beide nun bestraft, wenn ich anders gehandelt hätte! Wie würde mich das Bewusstsein quälen, Ihr Lebensglück verspielt zu haben und Sie um so elender zu machen, als ich mich anstrengen wollte, Sie zu beglücken! Werden Sie mich noch hart und grausam schelten, jetzt, da das Schicksal auf meine Seite getreten ist, um mein Verfahren (zu meinem Schaden) zu rechtfertigen?« — »O,« rief Alfons dazwischen, »fahren Sie nicht fort, angebetete Adele! Sie kränken mich in diesem Augenblicke mehr, als Sie es damals thaten. Was ist zwischen uns verändert, das Ihre grausame Voraussetzung rechtfertigen könnte und meinen Charakter mit der Sünde beladen, die Sie ihm aufbürden? Sie sind mir noch dieselbe, die Sie mir damals waren, als Sie mich zurückstießen; und ich bin noch derselbe, der ich damals war, als ich vor Ihnen mit den dringendsten Wünschen und Gebeten der Liebe kniete. Wie damals, werfe ich mich zu Ihren Füßen und flehe Sie dringend an, mich durch Ihre Liebe, durch Ihren Besitz zum glücklichsten der Menschen zu machen.« Mit diesen Worten hatte er seinen Platz verlassen und sich bei Adels Knieen gelagert. Sie hob ihn empor und erwiderte mit zitternder Stimme: »Keine Übereilung, mein Freund! Nicht möge jetzt das Mitleiden, wie früher die Leidenschaft, Sie zu einem raschen Entschlusse drängen! Ersparen Sie mir die peinigende Pflicht, Sie noch einmal kränken zu müssen. Ihre großmüthige Erregung weiß ich gewiss zu erkennen — sie zu missbrauchen wäre mehr als strafbar!« — »Sie weichen mir



aus,« rief Alfons leidenschaftlich; »Sie bedecken Ihre Kälte mit Ihrer Tugend — nein, nein, Vergebung! O zürnen Sie dem Überwältigten nicht, der seine Worte nicht zu messen versteht! Lassen Sie sich erlehen, Adele! Fassen Sie Vertrauen zu meinem Herzen — stoßen Sie mich nicht zurück — sagen Sie mir wenigstens, dass in Ihrem Herzen, nicht in Ihrem Verstande, der Widerstand verborgen ist, der meine schönste Hoffnung zertrümmert. Ich will mich dann zufriedengeben; denn gegen Abneigung wäre es ja Wahnsinn, zu streiten — aber mit den Gründen, die Sie mir entgegenhalten, lasse ich mich nicht zurückweisen — nein, nein! Ewig will ich zu Ihren Füßen knien, Tag und Nacht Sie bestürmen mit meinen Klagen, bis Sie das Wort der Seligkeit oder der Verdammnis ausgesprochen haben.« — »Alfons,« sprach mit bebender Stimme die bestürmte Frau, »stehen Sie auf und verlassen Sie mich — ich bitte Sie darum. Kehren Sie in drei Tagen wieder. Sie sollen mich dann unverhüllt sehen; und wenn Sie noch auf Ihrer Forderung bestehen, dann will ich Ihnen Antwort geben, wie Sie sie heischen. Aber nun verlassen Sie mich — ich bitte Sie darum.«

Alfons sprang hastig empor, küsste die kleine weiße Hand, die in der seinen zitterte, und verließ das Zimmer. Auf der Schwelle kehrte er noch einmal um und rief: »Übermorgen!« — »Sie haben mein Wort!« erwiderte Adele, erschöpft in ihren Stuhl zurücksinkend.



Wunderbar ist die Macht der Exaltation. Sie entsetzt während der Dauer ihrer Herrschaft alle unsere andern Thätigkeiten und handelt und wirkt als Dictator für alle. Alfons, der unter ihren tropischen Himmel getreten war,

sah und fühlte nichts mehr von alledem, was ihn noch vor wenigen Stunden beängstigt hatte. Die halberstickte Flamme schlug aufs neue in seiner Brust empor; er schwelgte in entzückenden Träumen, in wonnigen Hoffnungen der Liebe. Er empfand keine andere Sorge als die, wie er die drei Tage, die ihn noch von der Erfüllung seines heißesten Wunsches trennten, werde geduldig überdauern können — er war der glücklichste der Menschen. Mit solchen Gedanken beschäftigt, von solchen Bildern umgeben, entschlummerte er.

Als er des Morgens erwachte, fühlte er sich ungewöhnlich abgespannt. Es war ihm wie jemand, der aus einer himmlischen Vision zur alltäglichen Umgebung zurückkehrt. Er konnte sich im ersten Augenblicke nicht deutlich bewusst werden, ob er dasjenige, was ihm halb dämmernd vorschwebte, wirklich erlebt oder nur geträumt habe. Aber nach und nach wich diese Dämmerung. Die Gestalten traten deutlicher vor seine Seele und entkleidet von den schimmernden Gewändern, die ihnen seine Phantasie umgehungen hatte. Er legte seine brennende Stirn in beide Hände und begann ernstlich nachzudenken über die Ereignisse des vergangenen Tages. Die Resultate dieser Betrachtungen fielen nur allzu verschieden aus von den Hoffnungen, unter welchen er entschlafen war; das himmlische Morgenroth der Zukunft gewann eine andere Bedeutung, es verkündete Regen und Stürme.

In diesen trübseligen Betrachtungen unterbrach ihn der Besuch seines Veters und Kriegskameraden Cesar, welcher, hastig eintretend, ihm entgegenrief: »Bon jour, mon capitaine!« Alfons überhörte in seiner Zerstreung den Glückwunsch, den dieser Gruß enthielt, und jener fuhr, an sein Bett tretend, fort: »Ich komme, Du glücklicher Sterblicher! Dir zwei Glückstreffer mit einem Wurfe anzukünden, und Du liegst theilnahmlos auf trägen Kissen und würdigst mich nicht einmal eines Dankes!« — »Ver-

gib!« entgegnete der Getadelte, seine Fassung gewinnend. »Ich war mit sehr ernstern Gedanken beschäftigt und habe nichts von dem vernommen, was Du mir willst angekündigt haben. Ich muss Dich daher schon bitten, Deine Nachrichten zu wiederholen.« — »Wohl,« entgegnete der Freund, »kommt das Glück im Schlafe; Du bist ein schlagernder Beweis dafür. Im Augenblicke verließ ich Deinen Chef. Er trug mir auf, Dir bekanntzumachen, dass soeben Dein Hauptmannspatent und Deine Ernennung als Envoyé extraordinaire à l'occasion der Vermählung des Kronprinzen von X. ausgefertigt worden sei. Ich bringe Dir seine Gratulation, begleitet von der Weisung: morgen an Deine Bestimmung abzureisen. Alles, was Du nur wünschest, glückt Dir, Du enfant gâté de la fortune! Nun, ich freue mich herzlich mit Dir, lieber Vetter. Aber was machst Du da für ein verdrießliches Gesicht? Plagt Dich ein böser Zahn? Allons, Alfons! was sollen diese trübseligen Geberden heißen?« — »Ich danke Dir, lieber Cesar,« antwortete der Überraschte mit matter Stimme, »ich danke Dir für Deine gute Meinung und dem Fürsten für seine gnädige Auszeichnung; aber eine Unpässlichkeit, eine bedeutende Unpässlichkeit nöthigt mich, auf die Reise zu verzichten.« — »Bist Du toll?« erwiderte mit unwilligem Staunen Cesar. »Weist man um einer solchen Bagatelle willen eine so glänzende Gelegenheit zu Ehren und Vergnügen zurück? Alfons! Alfons! ich befürchte, dass an Deiner ganzen Ausflucht kein wahres Wort sei. Du bist kein nervenschwaches Mädchen, um einer kleinen Unpässlichkeit wegen bleiche Gesichter zu machen und im Bette zu seufzen, wenn auf der muntern Reisestraße Lust und Ruhm zu erjagen ist. Alfons, ich habe Dein Misstrauen nicht verdient. Wir haben so manches ernste und lustige Abenteuer mit einander bestanden, und ich brauche Dich nicht daran zu erinnern, dass Du mich stets als einen liebevollen und aufrichtigen Bruder erprobt hast. Öffne mir Dein Herz;



— denn nicht überreden wirst Du mich, dass Dein Widerstand von einer andern Quelle als dieser komme. — Lass sehen, ob sich seine Verpflichtungen nicht ausgleichen lassen mit Deinen anderen Pflichten. Ich verspreche Dir, keines Deiner Gefühle zu verletzen, wie sehr sie auch gegen meine Einsicht verstoßen mögen. Du bist leidenschaftlich in allem, was Du ergreifst, und nur allzuhäufig läuft dann Dein Herz mit Deinem Verstande davon. Lass mich diesmal, wie Du mir ja schon öfters einräumtest, die Stelle des letzteren vertreten. Sprich, Alfons! Du sprichst mit einem Bruder, und mit einem Bruder, der es gewiss redlich mit Dir meint.« — »Das bin ich überzeugt, mein guter Cesar!« entgegnete der Geängstete und reichte dem Freunde die Hand. »Aber aus dem Labyrinthe, in das ich mich thöricht gewagt habe, ist kein Ausweg — glaube mir! und lasse ab, mich mit einer Theilnahme zu bestürmen, die mich nur quält, ohne mich retten zu können.« — »So seid ihr nun, ihr Phantasiemenschen!« rief Cesar mit einem ungläubigen Lächeln. »Ihr blickt mit verachtendem Mitleiden auf uns gemeine Adamssöhne nieder, wenn wir von unserem ruhigen Standpunkte eurer Reise durch die Wolken kopfschüttelnd nachsehen — und wenn ihr dann nach kurzer Sturmesfahrt ermattet zu unseren Füßen niederfallet, stoßt ihr die hilfreiche Hand ungestüm zurück, die sich bestrebt, euch emporzurichten. Nein, werde nicht ungeduldig! Meine Absicht ist nicht, Dich zu beleidigen; helfen will ich Dir — helfen kann ich Dir, das glaube nur — aber keine Absolution ohne Beichte — die Buße will ich Dir gerne erlassen.« — »So vernimm denn, Du hartnäckigster der Zweifler, meine Lage,« sprach Alfons, mit einem leisen Gefühle der Hoffnung, welche die zuversichtliche Rede des verständigen Freundes in ihm erweckt hatte, »und hilf, wenn Hilfe möglich ist.« Darauf erzählte er ihm alles, was wir bereits wissen, und schloss mit den Worten: »Ich gestehe, dass ich mich habe hin-

reißen lassen, dass ich mich übereilt habe, dass ich mir ein Garn ums Haupt gezogen, worunter ich langsam verschmachten werde. Aber kann ich als Mann von Ehre und Delicatesse zurücktreten, nachdem ich mich so weit eingelassen habe? Kann ich ein Rendezvous, das ich so ungestüm erflieht habe, versäumen, ohne mich mit Schmach zu bedecken und das beste und unglücklichste der Wesen tödlich zu verletzen?« — »Ich habe Dir mit Geduld zugehört,« erwiderte Cesar; »nun schenke mir eine gleiche Gunst. Die Leidenschaft geht immer auf Irrwegen und läge die gerade Straße auch vor ihren Augen; sie wird verachtet, weil sich darauf die ordinären Menschen und Conditionen bewegen. Du würdest, wenn Du nur einen Augenblick mit ruhiger Überlegung Deinen Zustand zu prüfen fähig gewesen wärest, sogleich erkannt haben, dass eben dasjenige, was Dich so sehr außer Dich versetzt, ein wahrer Hilfsarm des Schicksals ist, um Dich aus dem neckenden Zauberwalde, worein sich Deine rasche Unbesonnenheit verirrt hat, wieder zurückzuführen. Ich könnte Dir erwidern, dass weder von Deiner Seite ein Versprechen gegeben, noch von der andern angenommen worden sei; aber unter Menschen von delicateser Gesinnung gelten andere Gesetze als die positiven des bürgerlichen Codex. Du hast Adelen geliebt, Du hast es ihr bekannt und bist zurückgewiesen worden. Der reizende Gegenstand Deines heftigen Verlangens wurde durch einen traurigen Zufall verwandelt, und wie aufrichtig Du Dich auch bestreben mochtest, ihn noch wünschenswert zu finden, es konnte Dir nur in einem Augenblicke der Überspannung gelingen, Dich über die Veränderung Deines Gefühles zu täuschen. In jenem Augenblicke der Überspannung hast Du Dich hinreißen lassen, Deine früheren Ansprüche zu erneuern, und sie sind halb und halb anerkannt worden. Eine Bedenkzeit von drei Tagen wurde Dir eingeräumt, um Dein Herz noch einmal zu prüfen, um — was Du bisher so ängstlich vermiedest

— mit ruhiger Überlegung abzuwägen: ob die Pfänder, worauf die Zukunft von zwei guten Menschen ruht, auch genügende Bürgschaft dafür gewähren. Und wie verwendest Du diese Frist? Etwa um den erkannten Irrthum aufrichtig zu bekennen und die unheildrohende Übereilung gutzumachen? Nein! Um Dich muthwillig in eine neue Täuschung einzuspinnen, um eine großmüthige Seele recht mit Absicht zu hintergehen und für ein ganzes Leben rettungslos zu verderben. Eine kurze Kränkung sollte erspart werden, eine dauernde wird dafür vorbereitet. Ich kenne Dich besser, mein Freund, als Du Dich selbst kennst. Die unausbleibliche Folge Deines wahnsinnigen Opfers würde das Zertrümmern aller Verhältnisse sein, worin Du bis jetzt Glück, Ehre und Zufriedenheit zu finden gewohnt warst; der Hohn Deiner Kameraden und das mitleidige Lächeln der Welt würde Dich unablässig foltern. Wir haben, wirst Du antworten, für das eine unsern Degen, für das andere den verachtenden Stolz. Täusche Dich nicht, Alfons! Befleckte Deinen Degen (zu einem edleren Zwecke bestimmt) auch das Blut all Deiner in Feinde verwandelten Freunde, es würde die eigene Wangenröthe nicht verhüllen; ermüdet würdest Du die trotzige Waffe endlich von Dir werfen — und Adieu allen Träumen des Ehrgeizes, allen Unternehmungen des Hochgefühles! Der verachtende Stolz, womit Du gegen das Lächeln der Welt auszureichen hoffest, würde nur Dein eigenes Gemüth vergällen, statt Deine Gegner zu verwunden; — erschöpft von den rastlosen unfruchtbaren Kämpfen würdest Du Dich siech und trostlos in der Einsamkeit verbergen und daselbst einer Unglücklichen begegnen, die an ihren Thränen langsam verschmachtet. Lasse mich das traurige Bild nicht weiter ausmalen; es ist allzu niederschlagend, und doch ist es nur nach der Wahrheit gezeichnet; denn es wurde nicht von der schöpferischen Einbildungskraft, sondern von der getreuen Hand des Porträtmalers entworfen. Doch dürfen



wir uns davon nicht schrecken lassen; le premier pas est fait, il faut en subir les conséquences. Ich will vorläufig diese Consequenz unbestritten lassen. Aber lasse uns jetzt untersuchen, ob wir uns auch in dem Falle befinden, welcher zu diesem traurigen Resultate drängt. Du weisest eine Auszeichnung zurück, die Du noch vor wenigen Tagen mit allem Eifer erstrebttest — und weshalb? Weil Dir eine geliebte Frau (so will ich sie nennen) ein Rendezvous gegeben hat, dem Du Dich nicht stellen könntest. Nur dieses Rendezvous allein kann als Hindernis Deiner Abreise angesehen werden; diese kurze Stunde vorüber, und nichts hält Dich mehr auf, Deiner Pflicht zu folgen und hinterher allen Plänen eurer Neigung zu genügen. So viel musst Du mir zugestehen. Ich frage nun: Liebt Dich diese Frau, oder liebt sie Dich nicht? Im letztern Falle könnte nur ein Wahnsinniger zögern, was er zu ergreifen hätte; bist Du aber der ersehnten Neigung sicher, was verändert die kurze Verzögerung an eurer Lage? Du ziehst ja nicht in den Krieg, und weder die Angst, noch die Ungewissheit sträubt sich gegen Deine Entfernung. Aus drei Tagen der Prüfung sind drei Wochen geworden. — Voilà tout! Nach kurzer Trennung kehrst Du mit neuen Ehren und Reizen geziert in die Arme der Harrenden zurück, und eine lange Reihe glücklicher Jahre liegt vor euch, um euch für den unbedeutenden Verlust zu entschädigen. Du siehst, ich hebe jetzt nur die Lichtseite des Gemäldes heraus, und dieser kannst Du Deinen Beifall nicht versagen, wenn Du auch den warnenden Schattenpartien eigensinnig Dein Auge verschließen wolltest. Du wirst vielleicht noch einwenden: es handelt sich hier um nichts von alledem, sondern um eine Frage der Delicatesse. Eine Gunst erfleht zu haben und keinen Gebrauch davon zu machen, sei die bitterste Beleidigung des Zartgefühles, der kränkendste Beweis von Kälte. Aber mein Freund, la cour d'amour hat andere Gesetze für Schäfer und Schäferinnen einer idealen

Idyllenwelt und andere für die bonne société des neunzehnten Jahrhunderts. Deine geistreiche Braut hat lange genug und mit hinlänglichem Nutzen in der Welt gelebt, um so gut und besser als wir zu fühlen, dass es keine Delicatesse, sondern ein ridicule wäre, unter solchen Umständen wie ein verliebter Schäfer zu handeln, seinen Degen an die Wand zu hängen und mit einem Myrtenstraube vor die Dame des Herzens zu treten und ihr statt eines ehrenvollen Namens einen schmach tenden Seufzer als Brautgeschenk zu bieten. Hast Du nicht heute, nicht morgen Muße genug, um das Geschäft Deines Herzens abzuthun? Oder wenn Dir dazu der Muth fehlt oder ihr die Laune: hast Du nicht ein goldgerändertes Blättchen Papier und eine gewandte Feder, um die schwierige Angelegenheit zu schlichten? Es wäre ein Schimpf, wenn ich Dir zumuthete, dieser Verlegenheit nicht gewachsen zu sein. Doch ich plaudere und plaudere, und die Zeit hat Flügel für den Dienenden wie für den Liebenden. Ich brauche Dir nicht zu sagen, was Du zu thun hast; dergleichen Geschäfte verstehst Du besser als ich. Ich eile zu unserem Chef zurück, melde ihm, dass Du zur Abreise bereit bist, und besorge unterwegs das Nöthige zu Deiner Ausstattung. Du hast all Deinen Athem nöthig, um Deine Anstalten zu treffen. Bei Tische sehen wir uns und besprechen das Weitere. Adieu! courage! Ich wette, dass Dich die Uniform, worein Du Deinen etwas bequem gewordenen Leib allzulange nicht mehr geklemmt hast, genugsam begeistern wird, um keiner anderen Aufmunterung zu bedürfen.« — Mit diesen Worten verließ Cesar rasch das Zimmer, und die nachrufenden Worte des zurückbleibenden Freundes verhallten unerwidert.



Wir befinden uns abermals an dem Schlüssellocke des Gemaches, vor welchem wir im Beginne dieser Skizze ge-

lauscht haben. Die bekannte purpurrothe Camelie, welche uns vor zwei Monaten so verheißend begrüßte, bietet uns auch jetzt einen Gegenstand mannigfacher Betrachtung. Damals blühte und lächelte sie wie die Wange ihrer lieblichen Pflegerin — welk und entstellt erblicken wir sie wieder, und mit trüber Ahnung wendet sich unser Auge nach der jungen Frau, die davor in ihrer weichen Bergère ruht, ein feuchtes Billet in den beiden im Schoße gefalteten Händen zerknüllend. Schmerzliche Gedanken scheinen ihre Seele zu beschäftigen, und eine Thräne schleicht langsam über die bleiche Wange nieder. Von diesem Zeugen ihres Kummers zum Bewusstsein erweckt, tilgt sie rasch und unwillig die Spuren ihrer Schwäche, zieht an der Glockenschnur über ihrem Kopf und spricht zu dem eintretenden Mädchen: »Bereite alles zur Abreise für heute abends — lasse die Postpferde um 6 Uhr im Hofe sein — Dominik wird uns begleiten — den anderen Dienern unseres Haushaltes zahle einen dreimonatlichen Sold aus und verabschiede sie ungesäumt.« — Betty genügte ein einziger Blick in die krampfhaft bewegten Züge ihrer Gebieterin, um den Zustand ihrer Seele zu errathen. Die Augen quollen ihr über; vor die leidende Frau hinkniend, bedeckte sie deren Hände mit Küssen, suchte zu sprechen und konnte es nicht vor heftigem Schluchzen: »Steh auf,« sprach Adele mit einem melancholischen Lächeln, »und sei kein Kind. Die Welt hört ja nicht auf zwischen unsern Bergen; und wenn Du durchaus dort nicht mehr vergnügt sein kannst, will ich Dich nicht zurückhalten, Dein Glück anderswo zu suchen. Du hast gegründete Ansprüche auf meine Neigung und Großmuth und darfst Dich ungescheut an mich wenden, wenn Du meine Unterstützung zur Beförderung einer heitern Hoffnung benöthigest.« Betty schüttelte heftig mit dem Kopf und, dem wiederholten Winke ihrer Herrin gehorchend, sprang sie empor und verließ das Zimmer.



Während Adele mit der Vorbereitung zu ihrer Abreise sich beschäftigt, fassen wir das Billet auf, das sie fallen gelassen, um dessen Inhalt kennen zu lernen. Es lautete also:

»Angebetete Adele! In dem Augenblicke, welchen Ihre himmlische Gunst zur Erfüllung meines heißesten Wunsches festgesetzt hat, bannt mich eine verhasste Pflicht, deren Inhalt Ihnen das Gerücht bereits bekanntgemacht, weit von Ihnen fort. Mehrmals war ich an Ihrer Schwelle, dringend habe ich Betty angelegen, mir Gehör bei Ihnen zu verschaffen, und ihr die Gründe der Übertretung Ihres Befehles auseinandergesetzt. Hartnäckig wurde mir der Eintritt vor dem Ablaufe der festgesetzten Frist verweigert. Ich muss Sie demnach verlassen, ohne Sie gesehen zu haben, ohne Ihnen noch einmal die Gefühle der Verehrung und des Dankes ausgedrückt zu haben, die unauslöschlich in meiner Brust leben werden. Erlauben Sie mir, es mit diesen ungeschickten Zeilen zu thun, welche Sie zugleich demüthigst anflehen, mir die Hoffnung auf meine aufgedrungene Reise mitzugeben, dass Ihre Huld den Moment des Wiederkehrens zu dem glücklichsten meines Lebens machen werde. Diese Hoffnung allein vermag mich aufrecht zu erhalten in der Trostlosigkeit meines harten Berufes.

Alfons.«

Zur bestimmten Stunde rollte der Reisewagen über das Granitpflaster der deutschen Cäsarenstadt. Schweigend lehnte die Reisende in der Ecke der bequemen Berline, indes Betty, ihr zufüßen niedergekauert, den warmen Zobelsack zurechtlegte. Zahlreich und düster waren die Gedanken, welche die Seele der jungen Frau beschäftigten. Gleich den zurücklaufenden Straßenlichtern, an denen sie vorüberflogen, taumelten die schimmernden Szenen der Vergangenheit an ihr vorbei und ließen nichts als Nacht

zurück. Mit welch anderen Gefühlen war sie vor sechs Monaten durch diese Gassen eingezogen! mit welch anderen Empfindungen und Gedanken hundertmal durch dieselben hingebraust! Die Paläste, an denen sie vorbeikam, hatten nur mehr bleiche Schatten und schnell entschwindende Irrlichter für sie, die noch vor kurzem Entzücken darin verbreitet und Huldigungen empfangen. »Man träumt zu kurz, so schmerzlich zu erwachen.«

Auf der ersten Post angelangt, befremdete es sie, die Pferde bereits bestellt zu sehen; das nämliche erfuhr sie, je weiter sie kam. Wie ein Dolchstich zuckte ein Gedanke nach ihrem Herzen; aber schnell belächelte sie ihren thörichten Wahn und nahm sich vor, nicht weiter darüber nachzudenken. Sie war endlich eingeschlummert, und der Morgen dämmerte bereits, als sie wieder erwachte. Eben hielt der Wagen wieder vor dem Posthause — dieselben Anstalten hier wie auf allen früheren Stationen. Sie beauftragte Betty, sich nach dem Urheber dieser Veranstaltungen zu erkundigen, und erfuhr, dass ein Courier eine Stunde vor ihr eingetroffen und die Pferde bestellt habe. Dies gab dem neugierigen Mädchen Stoff zu allerlei Vermuthungen, die es gerne seiner Gebieterin mitgetheilt hätte; diese aber, selbst ein Raub der wechselndsten Gefühle und Gedanken, legte ihr durch hartnäckiges Schweigen das stumme Gebot auf, ein gleiches zu beobachten.

Auf einer der Stationen wurde ihre Neugierde noch erhöht durch den Anblick einer eleganten Kalesche, die im Augenblick zum Hofe hinausrollte, als ihr Wagen daselbst anlangte. Der Postillon bezeichnete den Eigenthümer derselben als denjenigen, dem sie alle bisher erfahrenen Freundschaftsdienste verdankte. Betty hätte sich gerne näher nach ihm erkundigt; aber ein Wink der Gräfin rief sie schnell herbei, und es gieng in derselben Weise rasch vorwärts.

Es dunkelte, und die ermüdete Reisende fühlte das Bedürfnis auszuruhen. In der dazu ausersehenen Post-

herberge fand sie alles zu ihrer Aufnahme bereits bestellt, die Zimmer geheizt, das Abendmahl bereitet. Zu ihrer freudigen Überraschung entdeckte sie im Hofe die bekannte Kalesche und schloss daraus mit Recht, dass der seltsame Freund ebenfalls hier sein Nachtlager aufzuschlagen gesonnen sei. Sie beschloss um jeden Preis das Geheimnis aufzuklären und beauftragte Betty, den mystischen Reisegefährten einzuladen, ihr einen Augenblick zu schenken. Während das kluge Mädchen den Befehl zu vollziehen gieng, befestigte Adele einen grünen Schirm an die Kerze, die ihr Gemach erhellte, faltete den schwarzen Schleier ihres Hutes dicht um ihr Gesicht und erwartete, in einem Lehnstuhle ruhend, mit ängstlichem Herzklopfen den Eintritt des Unbekannten. Nach wenig Augenblicken erschien er an der Schwelle — und sie erkannte in ihm den Baron von Elbing. Ein Ausruf freudiger Überraschung entschlüpfte unwillkürlich Adels Lippen. Darauf erhob sie sich, trat dem alten Freunde entgegen, reichte ihm die Hand und sprach: »Welch freundlicher Zufall, lieber Baron, führt uns hier so unerwartet zusammen?« Der Angesprochene, mit Mühe seine Bewegung beherrschend, antwortete: »Da ihn seine Bestimmung zufällig nach derselben Richtung führe wie sie, und da bei der rauhen Jahreszeit und dem üblen Zustande der Straßen leicht manche Verlegenheit für eine nur halb Genesene vorauszusehen gewesen wäre, habe er sich die, freilich etwas kühne, Erlaubnis gegeben, ihren Courier zu spielen.« — »Bringen Sie mich nicht um eine schöne Freude, indem Sie meinem Danke mit einer edlen Lüge auszuweichen suchen,« erwiderte mit gerührter Stimme Adele. »Habe ich gleich von der Welt zurückgezogen gelebt, so sind mir doch ihre Ereignisse nicht unbekannt geblieben. Ich habe Ihre Resignation in den öffentlichen Blättern gelesen.« — »Sie vertreten mir den Ausweg,« entgegnete der Diplomat, »auf welchem ich, ungeschickt genug, Ihrem Tadel zu entweichen hoffte. Be-



schämt steh' ich vor Ihnen und muss es erwarten, ob Sie meinen unberufenen Diensteifer nachsichtig beurtheilen wollen.« — »Bleiben Sie nicht bei dieser halben Aufrichtigkeit stehen,« antwortete die Gräfin. »Sie haben mir nur die kleinere Hälfte Ihres Opfers genannt; ich errathe dessen größeren Theil und will meine Verpflichtung nach ihrem vollen Umfange kennen.« — »Ich gehorche Ihnen,« sprach der Baron. »Doch erlauben Sie mir vorzuschicken, dass ich durchaus keine Verpflichtung von Ihrer Seite anerkenne, dass ich keinen Anspruch habe auf den allgeringsten Dank. Erlauben Sie mir ferner, im voraus Ihre Verzeihung anzuflehen, wenn meine Erklärung etwas enthalten sollte, das Ihren Unwillen erregen könnte. Sie haben mir befohlen, ohne Rückhalt zu sprechen, und ich gehorche. Aber wie wenig ich mich auch freisprechen kann von eigennütigen Antrieben, da ich mich in Ihre Pfade drängte, erweisen Sie mir die Gerechtigkeit, zu glauben, dass dasjenige, was ich Ihnen jetzt zu eröffnen nicht vermeiden kann, von keinem Motive des Eigennutzes dictiert wird.« — Adele hatte sich wieder auf dem Lehnstuhle niedergelassen und winkte dem Sprechenden, an ihrer Seite Platzzunehmen. Er that es und fuhr fort: »Das Gerücht Ihrer Krankheit erreichte mich gleich im Beginne derselben. Zu gleicher Zeit traf ein Befehl meines Hofes ein, welcher mich mit einer Mission nach Frankfurt beorderte. Von Ihnen zu scheiden, wäre mir unter allen Umständen schmerzlich gewesen; unter den gegenwärtigen war es mir unmöglich. Ich konnte nicht hoffen, dass man mir einen Aufschub gestatten würde — ich sandte meine Resignation ein. Fünf unendliche Wochen wartete ich auf Entscheidung — fünf unendliche Wochen, in denen es mir nicht einmal erlaubt war, mich um Ihr Befinden anzufragen, da ich die Gesundheit meiner Untergebenen zu berücksichtigen hatte. Endlich erhielt ich meine Entlassung. Ich war nun frei und glücklich, insoweit ich es sein konnte in der Beängstigung

über Ihren Zustand. Der erste Gebrauch, den ich von meiner Freiheit machte, war, an Ihrer Pforte Erkundigungen einzuziehen. Sie lauteten: dass Sie auf bestem Wege gänzlicher Herstellung wären und in wenigen Tagen die Stadt verlassen würden. Meinen Entschluss errathen Sie aus diesem Zusammentreffen, obgleich dieses nicht in meinem Plane lag. Ich wollte Sie bis in Ihre Heimat begleiten und dann . . .« — »Verhehlen Sie mir nichts,« sprach die junge Frau zu dem plötzlich stockenden Redner, und dieser fuhr mit bewegter Stimme fort: »Weiter als bisher reichten meine Projecte nicht.« — »Ich kenne,« erwiderte nach einer kurzen Pause Adele, »ich kenne nun Ihr ganzes Geheimnis und will Ihnen meinen Dank dafür durch Enthüllung desjenigen Theiles des meinigen abtragen, der Ihnen davon noch verschleiert sein dürfte. Sie werden daraus beurtheilen, ob ich Ihre großmüthige Handlung zu erkennen fähig bin. Meine traurige Krankheit haben Sie erfahren; erfahren Sie nun auch die Folgen derselben und den Grund meines raschen Entschlusses. Ich habe den härtesten Schlag erhalten, der eine Frau treffen kann. Die Reize, denen man so unablässig Huldigungen weihte, sind nicht mehr; und derjenige, welcher mich beinahe hatte glauben machen, dass Ihr Geschlecht auch etwas anderes lieben könnte als solche vergängliche Vorzüge, hat mir, zu meiner tiefsten Beschämung, diese Täuschung benommen. Ich beklage ihren Verlust weniger als den so mancher andern Täuschung, die mein kurzes Leben verwüstete — und doch schmerzt sie mich mehr als manche andere. Warum? weil sie mich auf eine unverzeihliche Schwachheit meines Herzens aufmerksam macht, das sich verleiten ließ, eine mühsam gewonnene und mit aller Kraft bewahrte Überzeugung von einem hohlen Phantasiegebilde besiegen zu lassen. Ich hoffe mich nun auf immer von diesem Wahne geheilt. Da ich aber die Schwäche meiner Natur in diesem Irrthume kennen gelernt habe und zu befürchten

anfangs, es könne mit meinen schönsten Überzeugungen, über deren Verlust ich mich immer trösten könnte, ebenso ergehen, habe ich den Entschluss gefasst, den Rest meines Lebens in stiller Zurückgezogenheit und in Erfüllung jener Pflichten zu vollenden, deren tröstendes Bewusstsein uns keine Macht des Zufalles zu rauben vermag.« — Adele schwieg, und ihr Freund verhehlte vergebens den schmerzlichen Eindruck, den ihre Erklärung auf ihn hervorgebracht hatte. Er stand auf, beugte sich auf ihre Hand und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. — »Nicht also,« rief ihm Adele nach. »Ich habe Ihr Geschlecht getadelt — sehen Sie keine Bitterkeit in meinem Tadel. Glauben Sie nicht, dass ich so ungerecht sei, zu verkennen, welche eine edle Ausnahme Sie von allen denjenigen machen, die mir bisher Leidenschaft oder Neigung bewiesen haben. Läge es doch bei mir, Ihnen meinen Dank mit etwas anderem als diesem herzlichen Bekenntnisse auszudrücken.« — »O verleiten Sie mich nicht,« rief Elbing überwältigt, »mein unbedeutendes Verdienst um Sie, den letzten und einzigen Trost meines Lebens, durch eine eigennützige Handlung zu verlieren; — verleiten Sie mich nicht, Ihnen zu antworten: dass es wohl bei Ihnen stehe, meine wertlose That noch unendlich schöner zu belohnen als mit Ihrem unverdienten Danke — dass dieses Wiedersehen Wünsche und Hoffnungen in mir erneuert hat, deren Thorheit ich fruchtlos zu bekämpfen versucht habe — dass ich beschlossen hatte, in Ihrer Nähe, auch gegen Ihren Willen, von Ihnen unbemerkt zu leben. Es ist zu spät! Das Geständnis ist meiner unvorsichtigen Lippe entflohen, und Sie werden mich nun auch dieses letzten Trostes berauben.« — »Mein Freund!« unterbrach ihn zitternd die junge Frau, »Sie haben es meinem Munde erspart, dieses harte, aber unvermeidliche Gebot auszusprechen. Ich darf nicht länger Ihr edelherziges Opfer missbrauchen; zu viel habe ich bereits zu verantworten; noch ist nicht alles verloren. Kehren



Sie auf Ihren Posten zurück — man wird Sie gerne wieder aufnehmen, wo man Sie schwer genug entbehren wird — vergessen Sie einen schönen Traum und erlassen mir großmüthig die Qual, ihn mit meiner Hand zu vernichten. Kehren Sie zurück — lassen Sie mich meine Reise allein vollenden und beunruhigen Sie mir meine traurige Einsamkeit nicht durch das Bewusstsein einer Schuld, die ich mir nie vergeben würde.« — »O Adele!« rief der an der Schwelle Angefesselte, »hätte ich Ihnen doch mehr zu bieten als ein treues Herz, Sie brächten mich nicht über diese Schwelle. Zu Ihren Füßen würde ich liegen und so lange flehen, bis Sie meine Bitten erhört und mich als den glücklichsten der Menschen emporgehoben hätten. Täuschen Sie sich nicht über mich, indem Sie mir rathen, meine verlassene Laufbahn wieder zu betreten. Dies ist vorbei! Ich werde Ihrem Befehle gehorchen, denn Ihr Wohl und Ihre Ruhe geht vor meinem Glücke; aber gleich Ihnen werde ich mich in die Einsamkeit begraben und der schönen Erinnerung der wenigen Stunden leben, die Sie mir geschenkt haben.« — »Und diese Erinnerungen, mein Freund, diese Erinnerungen seien Ihnen ungetrübt. Von allem habe ich den Schleier gehoben — nur einer blieb noch ungelüftet — sein Lüften, glauben Sie mir, würde schnell jeden schönen Traum zerstören.« — »Sie sprechen nicht aus Ihrem Herzen, theure Adele!« rief schmerzlich der Freund, »Sie würden mich nicht so hart richten, so schmäählich erniedrigen, wenn Sie mich nach sich beurtheilten. Legen Sie die Hand auf Ihr reines Herz und fragen Sie es, wie es gehandelt hätte an der Stelle des meinigen?« — Adele legte ihre linke Hand ans Herz und hob mit der rechten den Schleier, der ihr Gesicht verhüllte — und das bekannte Engelsantlitz, vom Strahle seliger Liebe verklärt, lächelte dem Entzückten himmlischen Lohn der Treue und des Edelmuthes entgegen.



II.

AUS DEM

TAGEBÜCHE DER TOCHTER.



DER CANARIENVOGEL.



Ihr werdet euch noch der Reise erinnern, die wir vergangenes Jahr unternahmen, und dass ich mich auf der letzten Nachtstation zwischen Rom und Perugia von euch trennte, um in einem von unserer Route abliegenden Kloster ein Altarblatt von Giotto zu besichtigen, das mir angerühmt worden war. Die Mutter wurde durch eine Migräne zurückgehalten, und die Schwestern, zufrieden, einen Rasttag zu halten, wollten ihr Gesellschaft leisten. So fuhr ich, bloß von meinem Mädchen und einem Bedienten begleitet, nach dem Wallfahrtsorte meiner Künstlerandacht. Im innerlichen Vorgenusse meines Gegenstandes schenkte ich der Gegend, die wir durchflogen, weniger Theilnahme, als sie wohl verdiente. Wir kamen an einem Gebäude vorüber, das hart an der Straße lag, und das ich vielleicht nicht einmal bemerkt haben würde, wenn nicht ein zufälliges, an sich unbedeutendes Ereignis meine Aufmerksamkeit darauf gelenkt hätte. Ein verschüchterter Canarienvogel flatterte aus einem Fenster des obern Stockwerkes und fiel gerade in den Wagen und in meinen Schoß. Ich hatte eben Zeit gehabt, ihn mit meinem Tuche zu bedecken, als eine ängstliche Stimme mir zurief: »Fermate, per pietà, fermate, signora.« Ich winkte dem Kutscher anzuhalten und erblickte, mein Auge erhebend, einen jungen Mönch,



welcher mit Zeichen heftiger Unruhe auf mich niederschaute. In wenig Augenblicken stand er am Wagenschlage. Ich holte den kleinen Flüchtling, dem das Herz ungestüm schlug, vorsichtig aus der Hülle hervor und reichte ihn seinem Eigenthümer. Dieser streckte seinen Zeigefinger aus, das Thierchen hüpfte vertraulich darauf und äußerte mit Zwitschern und zitternden Flügelschlägen seine Freude, während sein Freund ihn mit aller Zärtlichkeit liebte und darüber ganz seine Wohlthäterin zu vergessen schien. Endlich erwachte er aus seiner Zerstreuung. Ein flüchtiges Roth überflog sein blasses Antlitz, und mit einer tiefen Verbeugung und einigen einfachen Worten dankte er mir für meine Güte. Ich benützte die Gelegenheit, über das Ziel meiner Reise Auskunft einzuholen, und erfuhr zu meinem großen Vergnügen, dass ich mich an dem gesuchten Orte selbst befände. Der Mönch erbat sich die Erlaubnis, mir als Begleiter dienen zu dürfen, was ich gerne annahm. Unterweges fand sich's, dass wir Landsleute waren. Wir setzten daher das Gespräch in unserer Muttersprache fort, in welcher sich mein Führer rein und selbst gewählt ausdrückte.

Wir traten in eine ziemlich beschränkte, aber in den anmuthigsten Verhältnissen des toscanischen Stils erbaute Kirche. Ich entdeckte alsogleich über dem Hauptaltar das werthe Gemälde und hatte alle Ursache, mit meiner Wallfahrt darnach zufrieden zu sein. Es stellte die Himmelfahrt der heiligen Jungfrau dar, so innig und unschuldig aufgefasst wie alle Bilder Giottos; aber zugleich mit einer Lieblichkeit und Wärme ausgeführt, wie sie nur höchst selten in seinem strengen Stile anzutreffen sind. Mein Begleiter weidete sich an meiner Bewunderung und erbot sich, mir noch einige Fresken desselben Meisters in dem Kreuzgange des Klosters zu zeigen, wenn ich Muße und Lust dazu hätte. Ich willigte freudig ein und begleitete ihn durch die dämmernden Corridore, welche mit den selt-

samsten Gebilden jenes wunderlichen Malers geschmückt waren. Da ich mein Erstaunen ausdrückte, an solch abgelegnem und unbekanntem Orte dergleichen Schätze zu erblicken, sprach der gute Pater: »Die Chronik dieses Klosters, eines der ältesten der Romagna, enthält die Sage, dass Giotto, ein heftiger und leidenschaftlicher Mann, in den Aussichten seines Ehrgeizes und vielleicht auch seiner Neigung tief verletzt, sich hierher zurückgezogen habe, mit dem Entschlusse, das Ordenskleid anzuziehen. Nach einem Aufenthalte von zwei Jahren gereute ihn jedoch sein Vorsatz, und er vertauschte dieses Asyl wieder mit dem wilden Schauplatze der Welt, wo neue Kränkungen ihn erwarteten und zu einem traurigen Ende drängten. Die Früchte seines Aufenthaltes, die Sie soeben bewundert haben, sind dem Kloster geblieben und bilden seinen reichsten Schatz.«

Unter dieser Rede hatten wir uns einer offenen Thüre genähert. Ich warf einen flüchtigen Blick in die Zelle, ein ärmliches Bett, ein roher Stuhl vor einem ähnlichen Tische, ein Betschemel mit einem Crucifix darüber und ein grüner Vogelbauer bildeten den ganzen Haushalt der vier kahlen grauen Wände. Es schlug eben die zehnte Stunde. Der gute Mönch verweilte einen Augenblick wie unschlüssig, blickte nun auf mich, nun durch den niedern Eingang; und da er wahrscheinlich in meinem Ausdrücke etwas lesen mochte, das ihm Muth dazu gab, trat er rasch in die Zelle, ergriff den grünen Käfig, setzte seinen Liebling hinein und sprach zu mir zurückkehrend: »Ich wage vielleicht eine allzu kühne Bitte, wenn ich Sie einlade, unsern kleinen Garten zu besuchen und einige Früchte zur Erfrischung und einen Strauß zur Erinnerung anzunehmen.« Wer hätte ein so liebevolles Anerbieten ausgeschlagen? Ich folgte ihm in den knappen Raum, der aus lauter kleinen Beeten bestand, mit Gemüse und Blumen bepflanzt, von Obstbäumen eingesäumt und durch schmale Sandwege getrennt. Eine niedere Mauer sonderte ihn von einem andern

Garten, dessen Gärtner Gott ist. Mein Führer geleitete mich in eine Laube, aus Jasmin und Myrte gewölbt, die einzige der kleinen Schöpfung, und hieß mich auf einer Bank von Birkenstämmen platznehmen. Darauf verließ er mich und schlüpfte durch das schmale Pfortchen in den Gottesacker. Ich gewahrte, wie er daselbst auf einem der Gräber das Vogelhaus niedersetzte, dann hinkniete und ein kurzes Gebet verrichtete. In wenigen Minuten war er wieder zurück, sammelte in ein Körbchen frische Feigen und Pflirsiche, bedeckte dieselben mit Blumen und setzte es vor mich auf das Tischchen. Alles, was ich sah, erweckte meine innigste Theilnahme. Die gutmüthige Miene meines Wirtes flößte mir Vertrauen ein, und der sanft-heitere Ausdruck, der so rührend die Spuren schwerer Leiden verklärte, welche seine jugendliche und glücklich gebildete Gestalt frühzeitig gebrochen und verfalbt zu haben schien, verbürgte mir, dass meine Neugierde wohl schmerzliche, aber keine peinlichen Erinnerungen erneuern könnte. Ich wagte zu äußern, »dass es um seine Liebe für das Vögelchen wohl noch eine andere Bewandtnis haben möge als die harmlose Liebhaberei eines Einsiedlers«. Er schaute mich mit seinen klaren blauen Augen eine Weile recht eindringend an, bevor er mit einem halbunterdrückten Seufzer erwiderte: »Ja wohl! Und wenn es Ihnen Freude macht, will ich Sie gerne mit der einfachen Geschichte dieses Vogels einige Augenblicke zerstreuen. Sie rufen mir durch die wunderbarste Ähnlichkeit eine Schwester zurück, die mir auf Erden ein Engel war und es jetzt vor meinem Richter im Himmel ist. Wie wenig auch meine Erzählung geeignet sei, Ihre Aufmerksamkeit zu beschäftigen, sie wird Ihnen jedenfalls bessere Unterhaltung gewähren als das Gespräch eines armen Mönches!« Er warf, dies sprechend, einen Blick auf mein Mädchen, den ich alsogleich verstand. Auf meinen Wink entfernte sich Wally, und der Mönch, indem er die Blumen sonderte und ordnete, hob an:



»Ein Landedelmann, dessen Besitzungen in dem schönen Meranthale lagen, hatte zwei Söhne, auf die er alle seine Liebe und Sorge verwandte, um ihnen den frühen Verlust einer zärtlichen Mutter zu ersetzen und sich selbst in der Erfüllung seiner Vaterpflichten über den Tod des besten und geliebtesten Weibes zu trösten.

»Ernst hieß der Ältere und der Jüngere Adolf. Mit ihnen wurde eine Waise, die Tochter seiner Schwester, erzogen. Die Knaben zählten 10 und 12 Jahre, als das fünfjährige Mädchen ins Haus kam. Das Kind war so schön und sanft, dass es niemand ansehen konnte, ohne ihm herzlich gut zu sein. Die Zärtlichkeit der beiden Brüder für diese kleine Schwester wurde ein neues Band, das sie an einander knüpfte und der Vater sah mit Vergnügen die Eintracht seines kleinen Haushaltes und segnete die Stunde, in welcher das liebliche Wesen über seine Schwelle getreten war.

»Doch schon nahte der Augenblick, der den ersten bittern Tropfen in jenes trauliche Liebesmahl gießen sollte. Ernst, dereinst bestimmt, dem Vater in seiner nicht allzu großen Besitzung zu folgen, konnte seine Erziehung unter den Augen desselben vollenden; der Jüngere hingegen musste darauf denken, einen Beruf zu erwählen, der seine Zukunft vor Mangel sicherte. Es wurde vorläufig beschlossen, ihn auf eine Universität zu senden und es dann seiner Wahl zu überlassen, sich über das ihm zusagende Feld seiner Thätigkeit zu entscheiden. Die letzten vierzehn Tage im Elternhause waren nur ein ununterbrochenes Fest der Liebe; jedes wollte dem Scheidenden noch recht viele Zeichen der Zärtlichkeit und der Erinnerung auf die Reise mitgeben. Adolf selbst wusste kaum, wie ihm geschah; er gieng halb träumend umher, die Thränen traten ihm in die Augen, wenn ihn jemand ansprach, der Bissen, den er aß, quoll ihm in der Kehle auf, und des Nachts wälzte er sich schlaflos auf seinem Lager umher.

»In einer solchen Nacht war er in den Garten hinabgegangen. Unruhig und voll schmerzlicher Gedanken lief er in den dunklen Bogengängen auf und nieder, als ihn plötzlich ein Lichtschimmer aus einem der Fenster festbannte. Der Strahl kam aus dem Schlafzimmer der kleinen Maria. Ein bisher noch unbekanntes Gefühl, halb Lust, halb Schmerz, bewegte die Seele des Lauschenden. Er war behutsam näher geschlichen; ein Rebengeländer erkletternd, das sich an der Mauer hinzog, gelangte er an die Stelle, von welcher das Licht ausströmte. Da erblickte er das zehnjährige Mädchen am Stickrahmen fleißig arbeitend und nur zuweilen innehaltend, um einen Tropfen vom Auge wegzudrücken. Adolfsen entschlüpfte ein unwillkürlicher Laut; seiner Lage vergessend, streckte er die Arme aus und wäre herabgestürzt, hätte er nicht, sich schnell besinnend, noch zu rechter Zeit das Geländer erfaßt. Doch konnte dies nicht ohne Geräusch geschehen; als er wieder aufschaute, war das Licht verlöscht und alles wie ein täuschendes Traumbild entschwunden.

»Mit dem Herzklopfen eines Diebes hieng er nun da, er horchte empor, er horchte hinab — nichts regte sich. Da war ihm, als hörte er schleichende Schritte im Gemache; kurz darauf öffnete sich leise das Fenster, und Marias Köpfchen streckte sich behutsam heraus. »Ist jemand da?« flüsterte sie mit bebender Stimme. Adolf kämpfte, ob er sich zu erkennen geben sollte; als sie jedoch die Frage mit festerem Tone wiederholte, befürchtete er, dass Lärm entstehen möchte, und antwortete leise: »Ich bin es, Mariechen!« — »Guter Gott,« sprach sie, »was machst Du hier, Adolf? Wie hast Du mich erschreckt!« — »Vergib mir, Schwesterlein,« erwiderte er, »und sei nicht böse auf mich. Ich konnte nicht schlafen, es war mir so heiß und ängstlich. Ich lief im Garten auf und ab, und da ich Licht in Deinem Zimmer sah, konnte ich der Neugierde nicht widerstehen, nachzuschauen, was Du noch so spät auf

machst.« — »Das war nicht recht von Dir, Adolf,« entgegnete sie. »Du hast mein Geheimnis erlauscht und mir eine Freude verdorben; das ist nicht schön von Dir — geh, ich bin recht böse.« — »Und Du zürnst mir wirklich?« rief der beschämte Lauscher mit thränenersticker Stimme, »jetzt bin ich erst recht unglücklich.« — »Mein Gott, wie bist Du doch so heftig,« antwortete Maria. »Muss man denn alles so aufs Wort nehmen? Wenn ich sagte, dass ich böse sei, kannst Du es glauben? Armer Adolf! Bin ich Dir denn jemals gram gewesen? Und sollte ich es jetzt werden, da ich Dich in wenigen Tagen verliere? Doch sieh nur, wie unklug ich bin! Ich plaudere und vergesse ganz, dass Du im leichten Jäckchen in der feuchten Nachtluft zwischen Himmel und Erde hängst.« — »O, das macht nichts, lasse mich immer mit Dir noch ein Weilchen schwätzen.« — »Nein, Adolf, das macht viel! Du hast eine weite Reise vor, und da muss man gesund sein.« — »Aber ich will, ich kann mich nicht von Dir trennen.« — »So komme vollends herein, Du toller Mensch,« sprach die Kleine, dem Bruder die Hand zur Hilfe reichend. Mit einem raschen Schwunge stand er neben ihr. Die Geschwister schlugen die Augen nieder und fühlten zum erstenmal in ihrem Leben eine kleine Verlegenheit einander gegenüber. Endlich flüsterte Maria: »Wie soll ich nur jetzt zu Licht kommen?« — »Was brauchen wir auch ein Licht?« antwortete der Bruder; »setzen wir uns ans Fenster und lassen die lieben Sterne unsere Nachtlampen sein.« — Sie setzten sich ans Fenster, sahen einander eine Weile an und brachen dann plötzlich, wie auf ein gegebenes Zeichen, in ein Kichern aus, das einige Zeit anhielt. Darauf sprang Adolf empor, umschlang Maria mit beiden Armen und rief: »Liebe, gute Maria! Ich bin jetzt so glücklich, so glücklich wie noch niemals in meinem Leben.« — »Bist Du das, lieber Adolf?« erwiderte sie. »Ich bin es auch. Ich habe meinen ganzen Schlaf verloren — und wenn es Dir



recht ist, wollen wir bis zum Morgen miteinander plaudern«. — Und so thaten sie, und dem Geplauder der harmlosen Kinder dauerte die kurze Sommernacht bei weitem nicht lange genug. Wer wäre im Stande, eine Beschreibung davon zu geben? Erinnerungen an zusammenverlebte Scenen und Pläne für eine schöne Zukunft wechselten darin. »Wenn Du aber groß sein wirst,« sprach Adolf unter andern, »wenn Du Dich verheiratest und von uns fortziehst, wirst Du dann noch den armen Adolf lieben?« — »Darum kümmerge Dich nur nicht,« entgegnete Maria mit einem zärtlichen Händedrucke; »ich will nicht heiraten; Ernst wird eine andere, schönere Maria ins Haus bringen; und dann will ich zu Dir ziehen und Deine Wirtschaft führen. Ist es Dir so recht? — »Und willst Du nicht meine Frau werden?« — »Warum nicht? Ich will thun, was Du wünschest, lieber Adolf; anders kann ich ja doch nicht, wenn ich auch wollte.« Schon begann der Morgen zu dämmern, und noch saßen die Kinder am Fenster, Arm in Arm. »Jetzt ist es höchste Zeit,« sprach Maria, »dass Du mich verlassest. Der Vater würde böse sein, wenn er wüsste, dass wir die ganze Nacht gewacht haben.« — »Du hast recht,« entgegnete Adolf, »und ich befürchte nur, Du wirst morgen bleich aussehen und es verrathen.« — »Pah,« erwiderte sie, »ein wenig kaltes Wasser macht alles wieder gut.« — »Da weiß ich eine bessere Schminke,« sprach lachend Adolf, indem er des Kindes Wangen mit Küssen bedeckte. Darauf nahmen sie Abschied, hatten sich noch hundert Dinge zu sagen, tändelten und weinten zusammen, bis endlich Maria den Bruder zum Fenster hinausschob, dasselbe schloss und rasch hinter den Scheiben verschwand.

»Drei Tage später empfing der Reisefertige mit gebrochenem Herzen die Abschiedsküsse seiner Geschwister und den Segen seines Vaters; er ahnte es nicht, dass er das verehrte Haupt nicht wieder erblicken sollte. Schöne Zeit des Enthusiasmus und der Hoffnung! könnten wir

dich ewig frisch in unsrer Brust bewahren, wir würden niemals alt!

»Sechs Jahre brachte Adolf auf der Universität zu. Er besuchte mit unermüdetem Fleiß alle Hörsäle, er umfasste mit gleicher Liebe alle Wissenschaften; welche davon ihm dereinst in seinem Berufe förderlich sein würde, wollte er sich vor der Zeit nicht aussprechen. Den festen, redlichen Willen, sich zu einem tüchtigen Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu bilden, unterstützte eine heimliche süße Hoffnung und machte ihm jede Anstrengung zu einem Feste. Seine Erholung waren die Erinnerungen, seine Aufheiterung die Nachrichten, die er von Zeit zu Zeit aus dem Elternhause empfing, und seine Belohnung der Segen seines Vaters und die Zärtlichkeit seiner entfernten Lieben. Selten nur erhielt er einige Zeilen von der Hand Marias; aber diese wenigen Worte waren für ihn ein Fest für lange Wochen; er trennte sich Tag und Nacht keinen Augenblick davon, und erst wenn ein neues Blättchen ihn erreichte, nahm es den Platz des früheren über seinem Herzen ein, und jenes wurde in das gestickte Taschenbuch verwiesen, das theure Abschiedsgeschenk der kleinen Schwester.

»So giengen die sechs Jahre vorüber; in der letzten Zeit waren die Briefe Marias und des Vaters seltener geworden und hörten endlich ganz auf. Nur Ernst schrieb noch fleißig, aber es lautete meistens betrübt. Der Vater kränkelte viel, und Maria, die nun nebst der Sorge des Haushaltes auch noch die Pflege des verehrten Kranken auf sich hatte, konnte ihrem ermüdenden Berufe keinen Augenblick für den Fernen abgewinnen. Schon war der Tag der Heimkehr festgesetzt, als dieselbe ein Brief des Bruders durch die Nachricht beschleunigte, dass der theure Kranke sehr gefährlich sei und sich nach dem abwesenden Sohne sehne. Adolf zögerte keinen Augenblick; er reiste Tag und Nacht, von Kummer und Entzücken vorwärts getrieben.

»Endlich erblickt er den spitzen Kirchthurm seiner Heimat. Er verlässt den Postwagen und die Heerstraße und schlägt einen bekannten Fussessteig nach dem theuren Vaterhause ein — mit welchen Empfindungen, ist leichter zu errathen als auszudrücken. Es war bereits Abend, die Sonne sank hinab, und Dämmerung lagerte sich über den silbernen Nebeln des Thales. Jetzt betritt er den stillen Park, schreitet durch den Bogengang, so reich an süßen Erinnerungen. Wie vor sechs Jahren schimmert ihm ein Licht aus dem theuern Fenster entgegen, von Zeit zu Zeit von einem Schatten verdunkelt. Sein Herz pocht ungestüm, als wolle es die Brust zersprengen — er muss eine Weile innehalten, um sich zu fassen. Rasch tritt er nun auf die Schwelle zu — in demselben Augenblicke öffnet sich die Thüre — Maria steht vor ihm. Das holde zehnjährige Kind war zum jungfräulichen Engel geworden. Ein Schrei der Freude entfährt beiden, sie liegen sich in den Armen, alles ringsumher vergessend. Da erscheint eine andere, bleiche und schwarzgekleidete Gestalt an der Schwelle — Maria entweicht, und Adolf liegt an der Brust seines Bruders. »Was macht der Vater, führe mich schnell zu ihm!« ruft, sich emporrichtend, der heimgekehrte Sohn und drängt nach der Pforte. Mit einem tiefen Seufzer hält ihn Ernst am Arme zurück und spricht mit erstickter Stimme: »Du kommst zu spät!« Bei diesen Worten sinkt Adolf bewusstlos auf den Sand hin.

»Als er wieder zur Besinnung kam, fand er sich in seinem Zimmer, auf seinem Bette, und neben ihm stand Ernst mit bekümmertem Gesichte. Schmerzlich waren die ersten Mittheilungen der wiedervereinten Brüder; sie blieben bis in die tiefe Nacht beisammen. Endlich siegte die Ermüdung über Adolfs schneidendes Weh, und er entschlief. Spät erwachte er des andern Morgens; wie gestern fand er Ernst an seinem Bette, und ein Blick auf seine Miene und Kleidung rief ihm schnell die traurige Gegen-



wart zurück. Ernst fasste, nach einem kurzen Kampfe mit sich selbst, die Hand des Bruders und sprach: »Wirst Du mit Geduld und Fassung anhören können, was ich Dir über den letzten Willen unseres Vaters und über meine eigenen Pläne mitzutheilen habe?« Adolf nickte mit dem Kopf, und jener fuhr fort: »Da der theure Verklärte lebte, war er unser aller Vater, und wir waren seine gleichgeliebten Kinder. Sein Tod hat zwar nicht unser Band, wohl aber unser Verhältniß zu einander geändert. Maria, die sechzehnjährige Jungfrau, kann nicht mehr unter demselben Dache mit zwei jungen Leuten leben, die aufgehört haben, ihre Brüder zu sein. Der Vater, welcher dies wohl fühlte, rief mich in den letzten Tagen seiner Krankheit zu sich. ‚Ernst,‘ sprach er, ‚ich habe nicht mehr lange zu leben; ich befürchte selbst, dass ich Deinen Bruder nicht mehr werde segnen können — er war stets ein guter, frommer Sohn; sage ihm, dass ich mit dieser beglückenden Überzeugung die Welt verlasse und mit der Gnade Gottes jenseits für ihn beten werde. Was mich wahrhaft bekümmert, ist das Los eurer Schwester, die nicht länger mit euch wohnen kann; es wäre denn, dass ein anderes heiliges Band das gewohnte, das mein Scheiden auflöst, ersetzte. Hast Du mir nichts anzuvertrauen, mein Sohn, das mich hierüber beruhigt?‘ Ich war zu sehr von meinem Schmerze gepresst, als dass ich ihm hätte antworten können. Ich konnte nur mit dem Kopfe nicken. ‚Ich verstehe Dich, mein Kind,‘ sprach der theure Greis, ‚rufe mir Maria herbei.‘ Ich that es; und als wir nun beide an seinem Bette standen, fasste er unsere Hände, legte sie ineinander, segnete uns und sprach: ‚Seid so glücklich miteinander, als ich es mit meiner unvergesslichen Dorothea war.‘ Maria konnte die Bewegung dieser Scene nicht ertragen und wurde ohnmächtig fortgebracht. ‚Du, Ernst,‘ fuhr der Vater mit erlöschender Stimme fort, ‚wenn Du Deine letzte Pflicht erfüllt hast und Dein Bruder zurückgekehrt

sein wird, mache Dich ungesäumt nach Rom auf, um die Dispens zu eurer Verbindung vom heiligen Vater zu erlangen — sie wird Dir nicht verweigert werden.« Einige Stunden darauf war seine Seele im Himmel.« Ernst hielt eine Weile inne, während Adolf sein Haupt ins Kopfkissen einwühlte, unfähig, noch etwas zu vernehmen. Als er etwas ruhiger geworden war, richtete er sich empor, schaute dem Bruder tief ins Auge und sprach: »Liebst Du Maria? — und liebt sie Dich?« — »Ich liebe sie mit aller Leidenschaft der ersten Liebe,« erwiderte dieser, »und glaube, dass auch sie mir gut ist.« — »Es ist genug,« sprach Adolf, »verlasse mich auf einen Augenblick. Ich will beten und aufstehen — und dann lasse uns das Weitere besprechen.«

»Als Ernst die Thüre hinter sich zugezogen hatte, erleichterte der Einsame sein Herz mit einem heißen Strom von Thränen; darauf kniete er im Bette auf und betete mit Inbrunst. Einmal war es ihm, als hörte er schleichende Schritte auf dem Gange — er setzte mit lauter Stimme sein Gebet fort, und Gott stärkte seine Seele mit wunderbarer Kraft. Der Bruder war zurückgekehrt. Adolf fiel ihm um den Hals mit den Worten: »Ich habe gebetet und dann nachgedacht über das, was Du mir mitgetheilt hast. Bleibe in Deinem Hause und bei Deiner Braut. Ich will für Dich nach Rom wandern. Diese Reise wird mich zerstreuen und zu meinem künftigen Berufe tauglich machen. Doch sage Marien nichts davon. Noch heute in der Dämmerung verlasse ich euch — und bald sollet ihr von mir hören.« Ernst wollte Einwendungen gegen dieses nächtliche, abschiedlose Scheiden machen; da aber jener fest darauf bestand, gab er nach. Adolf verschloss sich in sein Zimmer und sah niemand als seinen Bruder, der ihm das Mittagmahl zu bringen kam. »Maria,« sprach er, »hat sich ängstlich um Dich bekümmert; ich wandte, um ihren Fragen nach Deiner Zurückgezogenheit auszuweichen, Deinen Kummer und die große Ermüdung vor. Du solltest das

gute Kind doch nicht ohne Gruß verlassen.« — »Lasse mich in meiner Weise verfahren,« erwiderte Adolf; »Gott hat es mir so eingegeben, und so muss es sein.«

»Als es Dämmerung geworden war, verließ Adolf das Haus. Im Bogengange kniete er noch einmal hin, streckte seine Arme nach den theuern Fenstern aus, küsste den Boden — und lief dann unaufhaltsam fort, bis die werthe Gegend aus seinen Augen entschwunden war.

»Ein redlicher Wille und ein inniges Vertrauen in Gott helfen über jeden, noch so tiefen Schmerz hinweg. Lange ist oft und beschwerlich der Kampf, und die Siege in unserer Brust veröden, wie jene auf dem blutigen Schlachtfelde, auf geraume Zeit den Kampfplatz — manche irdische Blüte erholt sich nimmer wieder; aber die unsterblichen Keime streben nur desto höher empor.

»Der Pilger erreichte sein Ziel. Der heilige Vater goss das Öl der Barmherzigkeit in reichem Maße über sein gebeugtes Haupt; er gestattete dem Beladenen, die Confession zu seinen Füßen abzulegen, und gewährte ihm die Bitte, mit welcher er von seinem Bruder beauftragt war. Da Adolf den Vorsatz gefasst hatte, sein Leben in einem Kloster fern von seinem Vaterlande zu beschließen, ertheilte ihm der heilige Greis die Nachsicht der üblichen Vorbereitungsjahre und versah ihn mit einem Empfehlungsschreiben an den Prior des Magdalenenklosters. Seine Aufnahme fand keine Schwierigkeit, und in wenigen Wochen war das Gelübde abgelegt. Indes war die Dispensationsbulle nach Tirol abgegangen, begleitet von einigen Zeilen des jungen Mönches, die den theuren Anverwandten seinen Segen überbrachten und den Tag bezeichneten, an welchem er sie in sein erstes Messopfer einschließen würde. Name und Gegend seines Asyls blieb ihnen verborgen.

»So waren zwölf Monden vorübergegangen. Am Jahrestage seiner Einkleidung war Adolf eben vom Altare



in seine Zelle zurückgekehrt, als ihn ein Auflauf vor dem Klosterthore ans Fenster lockte. Er erblickte einen zertrümmerten Wagen, den die scheu gewordenen Rosse fort-rissen, und auf der Straße einen Menschen in seinem Blute liegend, welcher hinauszuspringen versucht hatte und mit der Brust gegen einen der steinernen Wegpfeiler ge-stürzt war; in seiner rechten Hand hielt er einen Vogel-bauer hoch empor, worin ein unverletzter Canarienvogel munter umherhüpfte. Ich eilte dem Verunglückten zuhülfe — es war mein Bruder. Ich fasste ihn in meine Arme, trug ihn in meine Zelle, legte ihn auf mein Bett und wusch ihn mit frischem Wasser. Langsam erholte er sich. Das Glück, sich in meinen Armen zu erblicken, machte ihn im ersten Augenblicke die befremdenden Umstände unseres traurigen Wiederfindens übersehen. Bald aber fühlte er die ganze Bedeutung unserer Lage. Er heftete mit einem unaussprechlichen Ausdrucke seine Blicke auf meine Züge und Gestalt, krampfhaft umschlang er dann mit beiden Armen meinen Hals und sank ohnmächtig zurück. Als er wieder zum Leben erwacht war, schaute er ängstlich um-her, als ob er etwas vermisste; er erblickte den grünen Käfig, den man indes hereingebracht hatte, und bedeutete mir, ihn neben sein Haupt zu stellen. Ich that es. Darauf machte er ein anderes Zeichen, welches ich ebenfalls be-folgte, indem ich das Thürchen des Bauers öffnete. Der gefangene Vogel benützte ungesäumt seine Freiheit, hüpfte dicht an die Wange des Ruhenden, näherte den kleinen Schnabel seinen bleichen Lippen und schlug fröhlich mit den gelben Flügelchen. Ein seliges Lächeln verklärte das blasse Antlitz. Ernst flüsterte mir kaum hörbar zu, ihn emporzurichten; ich that es und lehnte seinen Kopf über meine Schultern. Diese Stellung schien ihm zu behagen. Ich führte ihm meinen Wasserkrug an den Mund, er that einige Züge daraus. Mit schwacher, oft unterbrochener Stimme begann er:

»Weine nicht, mein Adolf — bald wird es mit mir vorüber sein — Gott sei gelobt dafür! Höre die kurze Geschichte der Epoche, die uns trennt. Zu der Stunde, die Du uns als den Moment Deiner Einkleidung bezeichnest, führte ich Maria zum Altare. Sie schien mir trauriger, aber auch liebevoller und holder als sonst. Gott segnete unsern Bund. Schon nach zwei Monaten kündete sie mir die schönste Hoffnung meines Lebens an. Sechs glückliche Monate, die dieser Verkündigung folgten, verlebten wir wie einen seligen Tag. In der Mitte des siebenten entband sie unter unsäglichen Schmerzen von einem holden Knaben — und fünf Tage darauf begrub ich Mutter und Kind. Meine Verzweiflung schildert keine Sprache. Die ganze Nacht war ich auf ihrem Grabe gelegen, mein Gesicht in die theilnahmlose Erde wühlend, die das Glück meines Lebens verschlungen hatte. Erst am Morgen war ich heimgekehrt. Ich stand mit vereisten Thränen am offenen Fenster, ich erinnere mich nicht, was ich dachte und fühlte. Vielleicht betete ich, ohne es zu wissen — aber der allbarmherzige Gott hatte es dennoch vernommen. Ein Geräusch wie von Flügelschlägen erweckte mich; ich blickte nieder und gewahrte einen wunderschönen goldenen Vogel, der wie vom Himmel herabgefallen schien. Er schaute mich vertraulich an und sang. Wie ein Blitz durchzuckte mich der Gedanke, dass Marias Seele diese Gestalt angenommen habe, um mich zu trösten. Ich fiel auf die Knie und dankte Gott für seine unendliche Gnade. Indes war der kleine Himmelsbote ins Zimmer geflogen — und seit der Zeit hat er mich nimmer verlassen. Kurz darauf verkaufte ich die Beszung meines Vaters, verwendete den größten Theil davon zu einer milden Stiftung im Namen Marias für tugendhafte Mädchen und behielt nur so viel für mich, als mir nöthig schien zur Ausführung meines letzten Entschlusses: meine Maria mit mir in den Reisewagen zu nehmen und Dich aufzusuchen. Ich vermuthete

mit gutem Grunde, dass Du irgendwo in der Romagna zu entdecken sein müsstest. Hatte ich Dich gefunden, dann wollte auch ich von der Welt Abschied nehmen und mit Dir betend mein Leben beschließen. Wunderbar hat Gott unsere Zusammenkunft bewirkt — wir werden nun nimmer getrennt werden.«

»Diese Worte hatten meinen armen Bruder dergestalt erschöpft, dass er ohnmächtig zurücksank. Ich konnte ihn zwar wieder auf einige Augenblicke ins Bewusstsein rufen — aber sie waren nur die aufzuckenden Schimmer des verlöschenden Lichtes. Ich benützte sie, ihm die letzten Tröstungen unserer Religion zu spenden. Alle Kraft zusammennehmend, flüsterte er mir zu, auf den Vogel deutend: »Versprich mir, sie jeden Tag in meiner Sterbestunde auf mein Grab zu bringen — und bete für mich.« Schon war ihm die Sehkraft entschwunden, die kalten Finger begannen ihr krampfhaftes Spiel, nur sein Ohr schien noch aufmerksam auf das Geschwirre des Vogels, der sein Haupt ängstlich umflatterte. Ein unendlich seliges Lächeln verklärte die marmornen Züge des Sterbenden. Plötzlich griff er in die Luft, als ob er etwas haschen wollte — bleiern sank sein Arm herab — es schlug zehn — er hatte vollendet.« — —

Der gute Mönch hielt inne, und zwei Thränen rollten ihm langsam über die blassen Wangen. Darauf erhob er sich und wandelte vor mir durch die kleine Pforte in den stillen Garten nebenan. Vor einem reich mit Rosen überdeckten Hügel, unter welchem die kleine Waise mit fröhlichem Gezwitscher umherhüpfte, angelangt, blieb er stehen, und mit dem Zeigefinger nach einem Steine weisend, sprach er: »Hier schläft er!«





III.

AUS DEM  
TAGEBUCH EINES ENTHUSIASTEN.



DIE PRIMADONNA.



Ich langte gegen Abend in dem lieblichen Lucca an. Nur mit großer Mühe konnte ich mich unterbringen, da die während der Badstagnone daselbst etablierte Oper als di primissimo cartello gilt und daher Einheimische und Fremde aus nah und ferne herbeigezogen hatte. Ich kam eben noch zurechte, um meine Toilette in Ordnung zu bringen und vor dem Beginnen am Opernhause einzutreffen, über dessen Pforte ich mit ellenlangen Buchstaben die Ankündigung der ultima rappresentazione dell' opera seria Anna Bolena, del celebre maestro G. Donizetti <sup>1)</sup> erblickte. (Zur Vermeidung großen Ärgernisses muss ich bemerken, dass seitdem dreizehn Jahre verflossen sind, und dass dem gefeierten Maestro nun ebenfalls der Superlativ zuerkannt worden ist, welcher zu jener Zeit nur ein Privilegium des Schwanes von Pesaro <sup>2)</sup> war.) Ich erlegte den Eintrittspreis, und zwar als Fremder den doppelten, und trat mit nicht geringer Spannung in die überfüllte Platea. <sup>3)</sup> Ich drängte mich so nahe als möglich ans Orchester, mit jener Suffisance, zu welcher einen das stolze Bewusstsein, einen Recommandationsbrief an die Primadonna in der Tasche zu haben, allerdings berech-

<sup>1)</sup> Vgl. die Einleitung.

d. Hg.

<sup>2)</sup> Rossini.

d. Hg.

<sup>3)</sup> Parterre.

d. Hg.

tigen konnte. Mit gesteigerten Pulsen horchte ich auf die Gespräche meiner Umgebung, die sich in den maßlosesten Lobpreisungen der Primadonna erschöpften. Endlich ertönt das Zeichen. Nach kurzem Eingange rollt der Sipario<sup>1)</sup> empor und enthüllt einen Prunksaal des stolzen Windsor, woran sich eine Reihe festlicher Gemächer schließt und in die Tiefe des Theaters verliert. Geputzte Herren und Damen, die sich sehr langweilen, drücken ihr Befremden über das lange Ausbleiben der königlichen Wirtin aus; ich ennuyirte mich mit ihnen, denn auch ich erwartete die Königin. Nun erscheint eine Dame durch die rechte Flügeltüre, hübsch und jung, von zarten, etwas mageren Verhältnissen; ein rosafarbiges Sammtkleid, reich mit Silber gestickt, ein Reif von Diamanten im schwarzen Haar setzt die Vorzüge der zierlichen Gestalt ins beste Licht. Ist sie es? Anna? die Primadonna? Keine Hand regt sich. Es ist Lady Seymour, Favoritin der Königin und Königin des wankelmüthigen Herzens des achten Heinrich. Die geflöteten Noten, womit sie ihre Bewegung ausdrückt, hätten eine bessere Aufmerksamkeit verdient; aber ich war nun einmal zu sehr auf die Primadonna erpicht, um von irgend was anderem gefesselt zu werden. Da erschallt der Ruf unter die verworrenen Höflinge: »La Regina!« — »La Regina!« rufe ich unwillkürlich mit. Ehrfürchtig reiht sich die Versammlung, und im Fond erscheint die Königin und schreitet rasch und majestätisch vorwärts. »La Regina!« ruft nun jedes Herz, und eine stürmische Salve, die nicht enden will, begrüßt sie als solche. Fortgerissen von der allgemeinen Begeisterung, tobe auch ich in meine geschwollenen Hände, indes meine Augen mit Begierde das Bild verschlangen, das wie aus einem Rahmen der Windsor-Gallerie getreten zu sein schien, worin es bis jetzt Van Dycks Zauberpinsel gebannt hatte; so stolz und reich, so

<sup>1)</sup> Vorhang.



voll Kraft und Schwermuth. Nie ruhte die Krone auf einer Stirne, würdiger, damit geschmückt zu sein. Die Augen, von feinen, wunderbar gezogenen Brauen überwölbt, hatten, ohne weder sehr groß noch ausgezeichnet schön zu sein, etwas dunkel Glühendes, Forschendes und dabei Zerstreutes: eine Nase, ein kleinwenig à la Roxelane,<sup>1)</sup> doch voll Grazie, ein Lippenpaar, das einem den Reiz der Smorfia<sup>2)</sup> begreifen lehrte, und auf Kinn und Wangen der Fingerdruck der Charitinnen vollendeten das Bild eines reizenden, königlichen und unglücklichen Weibes. Man mochte schwer begreifen, wie Heinrich neben ihr die minderjährigen Cabinetsreize der kleinen, braunäugigen und zierlichen Französin bemerken konnte; doch vielleicht lag eben für einen Heinrich in jenem scheuegebietenden Wesen etwas, das seine Schlächterseele incommodierte, und das er deshalb zuerst mied und dann verwüstete.

Nachdem der erste Beifallssturm vorüber war, wurde es todt stille.

*Si taciturna e mesta Mai non vidi assemblea,*

spricht die Königin zu ihrer Vertrauten, und fährt fort, weniger auf die Erwiderung dieser, als auf einen schmerzlichen Traum, worein sie sogleich versinkt:

*Afflita, è ver, son' io . . . Nè so perchè.*

Der Page Smeton beginnt seine buhlerische Romanze. Anna ist in einen Armstuhl zurückgesunken; ihre Gedanken sind weit von dem singenden Knaben, weit von der ängstlichen Assemblée, weit vielleicht von dem königlichen Windsor und dem alten England. Plötzlich dringt ein

<sup>1)</sup> Gemeint ist die gleichnamige Gestalt in Favart's Lustspiel »Les trois Sultanes ou Soliman II.« Über den Charakter Roxelanens handelt ausführlich Lessing im 33. Stücke der Hamburgischen Dramaturgie. d. Hg.

<sup>2)</sup> Geberdenspiel. d. Hg.

Klang durch die farbigen Wolken, die ihr die Welt ringsumher verhüllen; er scheint wie ein heißer Strahl aus diesen Wolken selbst zu brechen und den goldenen Reif auf ihrer Stirne anzuglühn — sie springt auf — bestürzt verstummt der Sänger, weichen die Höflinge zurück. Aber dem Strome nicht mehr gebietend, der, von allen Quellen der Erinnerung geschwellt, ihre Brust überflutet, bricht Anna in die bitteren Gesangstränen der Cavatine aus:

Come, innocente giovane,  
 Come m' hai scosso il core!  
 Son calde ancor le ceneri  
 Del mio primo amore!  
 Ah! non avessi il petto  
 Aperto ad altro affetto,  
 Io non sarei sì misera  
 Nel vano mio splendor.

Ich konnte in das Toben nicht einstimmen, das am Schlusse dieser Strophen wie ein stürmisches Meer gegen die Zauberinsel brauste, von welcher die süßeste Sirene ihre Klänge aussandte. Es war mir wie einem, der, aus langer Verbannung heimkehrend, sein Vaterhaus verbrannt, sein Kindergärtchen verwüstet wiederfand und die theuersten Namen auf den steinernen Folioblättern geschrieben erblickt; inmitten dieser trostlosen Verwaisung aber steht die Linde weitschattend und unversehrt, in deren markige Rinde er vor vielen Jahren einen unvergesslichen Laut gegraben, in ihrem Blütenwipfel scheint die altvertraute Nachtigall ein bekanntes Lied zu singen, und, um die schmerzlichste Wahrheit und süßeste Täuschung vollkommen zu machen, bewegt sich eine weiß umflatterte Gestalt auf dem braunen Fußsteig zwischen schwankenden Goldähren heran, indes Hesper hinter dem grünen Hügel emporsteigt. Ja! alle tiefsten Schmerzen und Freuden, welche die Polargegend unseres Lebens mit mildem, blei-

chem Nordlichte der Erinnerung umschimmern, tauchten wunderbar aus diesem Gesange auf.<sup>1)</sup>

Ich konnte den ganzen ersten Act über des Eindruckes nicht los werden von Annas Worten zur Seymour, am Schlusse der Cabaletta: »Non lasciarti lusingar.«

Die ganze Trostlosigkeit der Selbstanklage über ein verfehltes Leben seufzte darin; eine Prophetenstimme, die von zwei noch verhüllten Blutgerüsten gerufen zu werden schien. Vergebens flötete Percy seine hoffnungslose Liebe, vergebens riefen mich lustige Hörner ins Gefolge der königlichen Jagd — unaufhörlich wiederklangen jene Seufzer in meiner Seele.

Wieder erscheint Anna: nach langer Finsternis trifft der Strahl des theuren Auges das ihre; auf die von den diamantenen Ketten ermattete Hand fällt die heiße Thräne der Liebe.

Io sentii sulla mia mano  
La sua lagrima corrente —

Der Stern ihres heitern Morgens steigt noch einmal empor — aber von den schwarzen Wetterwolken umthürmt, aus welchen bald der Blitz zücken wird, der sie vernichtet.

Di me non iscordarti<sup>2)</sup>

ruft sie — und schließt dann ihr holdes Auges der Freude auf ewig. Anna ist begraben und nur mehr die Königin lebt, um noch wenige Stunden zu leiden und jener nachzusterben.

Nun folgt die höchst bewundernswerte Scene, da der hinterlistige Heinrich die Königin zwischen den erhitzten

<sup>1)</sup> Die symbolische Verwertung des Abendsterns und des Nordlichts ist dem Dichter eine geläufige Vorstellung; vgl. »Hesperus« (Bd. III, 1 ff.) und »Aurora borealis« (Bd. II, 129 ff.).

d. Hg.

<sup>2)</sup> Diese Worte sind im Libretto der Oper nicht nachzuweisen (vgl. Einleitung).

d. Hg.



Nebenbuhlern überrascht hat — und derselben mit dem Pairsgerichte droht.

Giudici! — ad Anna? — . . . Ad Anna giudici!

Ich verstand nun die Sphinx, die in jenen Brauen mich so wunderbar geheimnisvoll angeschaut hatte, ich verstand ihre Verwandtschaft mit dem schwärmerischen Paradiese, das sie bewachte. Alle Jahreszeiten dieses tropischen Lebens lagen mit einemmale vor mir; mein Blick war von der herrlichen Blüte, worauf er mit staunender Lust verweilt hatte, zu dem Blätterkranze herabgeglitten, aus welchem sie sich in den blauen Himmel hob, und sah seine Knoten und Stachel. Ich wusste nun, dass aus dieser stolzen Pflanze die Blüte der Liebe nur wie eine Überraschung sich entwickeln konnte und als Vorbote der Zerstörung. Arme Anna! seufzte ich — und der Vorhang fiel.

Ich hatte mir vorgenommen, meinen Brief während des Zwischenactes, der durch ein Ballet ausgefüllt ward, zu überreichen. Ich begab mich daher auf die Bühne, erkundigte mich nach dem Camerino<sup>1)</sup> der Primadonna und befand mich alsobald, nachdem ich eine enge Wendeltreppe emporgestiegen und in einem schmalen Gange etwa zwanzig Schritte gemacht, vor einer halb angelehnten Thüre, hinter welcher mir ein helles Licht und ein wunderliches Gemisch von Stimmen und Tönen entgegenquoll. Fast ergieng mir's wie dem Lehrlinge von Sais; mehrmals streckte ich die Hand aus nach der Hülle, welche mir die geheimnisvolle Gottheit entzog, und weilte unschlüssig auf halbem Wege. Da prallte rasch die Thüre auf, und an mir vorüber polterten lachend Heinrich und Percy, dass sie mich beinahe umgerannt hätten. Ich konnte nimmer zurück — ich trat ein — und stand im Camerino — und vor der Primadonna.

<sup>1)</sup> Garderobe.

Ein Camerino — wie oft habe ich von einem Camerino geträumt; wie hat meine erhitzte Phantasie dasselbe bevölkert mit den süßesten Ahnungen, mit den zaubervollsten Offenbarungen. Hier, so schwärmte ich, hat das von der prosaischen Gegenwart verschüchterte Feengeschlecht sich zurückgezogen, und wohl dem glücklichen Sterblichen, den die günstige Stunde unversehens ergreift und ihn entrückt nach jenem der blöden Alltäglichkeit in Wolken verhüllten Brautgemache unsäglicher Entzückungen. Hätte ich mir eine Erfahrung meiner Kinderzeit besser zunutzen gemacht, ich wäre dieser Täuschung, wie so manch anderer meines Lebens, nicht so blind taumelnd nachgerannt; ich hätte manchen schweren Sturz erspart — aber auch manche harmlose Seligkeit entbehrt. Ich erinnere mich noch recht lebhaft des Eindrucks der ersten *Laterna magica*; wie ich den im magischen Lichtkreise vorüberschwebenden Bildern zujauchzte und nicht müde werden konnte, sie zu betrachten. Mein guter, aber ernster Vater, der dem bedenklichen Übergewichte meiner Einbildungskraft stets entgegenarbeiten zu müssen glaubte, griff plötzlich in meinen Traum mit den Worten: »Hast Du denn auch schon daran gedacht, wie wohl all die prachtvollen Dinge entstehen möchten?« — »Und werden sie nicht von Christengelchen gemacht aus den schönen, goldbefransten Abendwolken?« — »Das sollst Du sogleich sehen.« Er nahm mich an der Hand und führte mich hinter das Geheimnis. Da sah ich denn freilich, wie meine alte Wärterin bemalte Glasstreifchen in ein ärmlich blechernes Laternchen schob — mit dem Wunder war's vorbei, aber auch mit meiner Freude an dem Spiele.

Mein Camerino glich nur zu sehr jener Kindertäuschung — all sein entzückender Zauber löste sich auf in ein ärmlich blechernes Laternchen und bemalte Glasstreifchen. Ein wackelndes Spinett, ein mit vernütztem Kattun überzogenes Ruhebett, ein halberblindeter Ankleidspiegel,

eine Toilette, mit tausenderlei köstlichen und flimmernden Dingen bedeckt, mit Silbergeräthe und Haartressen, Arm-bändern und Schminktöpfchen, Diademen, Gürteln, Kämmen, Blumensträußen, Dolch und Sonetten — derselbe wüste Prast über Tisch, Stühle und Boden verstreut — an den Wänden der bunte Trödel ausgebälgter Parisinen, Imogenen, Desdemonen etc. — O mein Camerino! O mein Feenpontus!

Ich fand unsere Anna Bolena ohne Krone und Mantel im weißatlassenen, silbergestickten Unterkleide auf das Ruhebett hingestreckt; ihre lichtbraunen Flechten waren unter den Händen des Kammermädchens, welche sie der Perlenschnüre entkleideten; zwischen ihren Fingern schwebte ein schweres goldenes Kreuz an gleicher Kette. Das Angegriffene der ganzen Gestalt, die bleiche Gesichtsfarbe — der Purpur der Wangen war mit dem königlichen, als Vorbereitung zum zweiten Act, verschwunden — verlieh ihr einen unaussprechlichen Reiz. Sie erhob sich mit einem feinen Lächeln, das einen Gruß und eine Frage zugleich an mich richtete. Ich erwiderte den einen mit einer Verbeugung — die das zarte Kräuseln der Lippen noch ein wenig zu vermehren schien — und die andere mit dem Briefe, den ich aus der Tasche zog und ihr präsentierte. Sie hatte ihn mit einem einzigen Blicke inne. »Ich hatte in Ihnen gleich den Landsmann weg,« sprach sie, mir recht freundlich die Hand reichend. »Sie sind wohl seit kurzem in Italien und werden mir daher recht viel Neues aus der Heimat erzählen.« Meine Antwort wurde durch ein Pochen an der Thüre unterbrochen. Ein schlanker, edelgebildeter Mann in Begleitung von zwei etwas phantastisch alla giovine Italia<sup>1)</sup> façonnierten Jünglingen trat herein. »Permettete, adorabile Carolina,« sprach er, »di

<sup>1)</sup> Mazzini schuf 1832 aus italienischen politischen Flüchtlingen eine geheime revolutionäre Verbindung, die sich bald über



presentarvi due miei amici, esaltatissimi ammiratori del vostro merito.« Nach einigem Hin- und Wiederreden wurde mir der Marchese Sp. und ich ihm vorgestellt. Es giengen und kamen noch mehre dergleichen Gestalten, bis endlich ein rothes Perücklein, wenig über der Klinke, herein schaute und eine pfeifende Stimme darunter kreischte: »Signora, il ballo va cominciare.« — »Scusate, Signori!« rief die Primadonna, wirbelte sich in einen Shawl und setzte einen tiefen Capuchon auf. »Se volete favorirmi nel' mio palco, sarete i ben venuti.« Mit diesen Worten legte sie ihren Arm in den meinen und enteilte, mich durch ein Gewirre von dunklen Treppen und Gängen fortziehend, wie die liebliche Alethe ihren Schützling durch die Labyrinth der Pyramiden zu Memphis.

Das Ballet hatte bereits begonnen, als wir in die Loge traten. Die Primadonna drückte sich, ohne meiner weiter zu achten, in einen dunkeln Winkel zurück und verfolgte den Gang der Vorstellung mit einer Aufmerksamkeit und Theilnahme, mit welcher Kinder oder Leute, die selten das Theater besuchen, seinen bunten Erscheinungen sich hingeben. Ich gestehe, dass mich dieses auffallende Betragen anfangs befremdete und beinahe ein bisschen verletzte; bald aber gewann dies Monodram, einen Athemzug von mir entfernt, so eigenthümlichen Reiz für mich, dass ich darüber gänzlich übersah, was auf der Bühne vorgieng, und in einige Verlegenheit gerieth, als mich meine Nachbarin zu Ende der ersten Abtheilung fragte, wie mir das Ballet, die prima ballerina u. dgl. m. gefallen habe. Ich musste ihr offenherzig bekennen, dass ich so viel als nichts davon gesehen hätte. Sie lächelte und meinte, das gäbe ihr keine große Aufmunterung. Ich entschuldigte meine

ganz Italien ausdehnte. Für die Zwecke der Verbindung wirkte das von Mazzini in Genf herausgegebene Journal »La giovine Italia«, das dem Bunde seinen Namen gab.

gegenwärtige Zerstretheit mit dem Fortwirken des Eindruckes der Anna Bolena und nahm davon Gelegenheit, ihr meine Bewunderung darüber auszudrücken. »Vielleicht hätten Sie klüger gethan« — unterbrach sie mich — »die Bekanntschaft der Carolina um eine Nacht später als die der Anna zu machen. Ich fürchte für meinen zweiten Act; und Sie würden mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie mich auf zwei Stunden wieder vergessen wollten.« — »Glauben Sie, dass dieses möglich ist?« erwiderte ich. »Still!« fiel sie mir rasch ins Wort; »keine Schmeichelei! Der Künstlerin soviel Sie wollen, die Landsmännin aber will nichts davon hören. Verbittern Sie ihr nicht die Lust, nach langer Zeit mit herzlichen vaterländischen Lauten sich begrüßen zu hören.«

Hier wurden wir von Besuchern unterbrochen, die ihr Blumensträuße in den Schoß legten und tausend Albernnes dazu schwätzten. Die Primadonna tändelte mit beidem. In der Mitte der zweiten Abtheilung bot sie einem der Herren den Arm, um sie ins Camerino zurückzubegleiten. »Bleiben Sie hier,« sprach sie zu mir, »und gedenken Sie meiner Bitte. Morgen hoffe ich Sie um zwei Uhr bei mir zu sehen.« Fort war sie, und hinterdrein schwärmte der summende Hummelschwarm. Nur ein Strauß war auf ihrem Platze zurückgeblieben, und ich konnte mich nicht enthalten, indem ich seine Düfte einathmete, ihn leise an meine Lippen zu drücken.

Das Glöckchen ertönte, der Vorhang rollte empor. Es ist ein eigenes Gefühl, eine Person, mit der man soeben in unmittelbarer Berührung der nächsten menschlichen Verhältnisse gestanden, plötzlich wie durch einen Zauberschlag hinweggehoben und unter den fremdartigsten Bedingungen wieder zu erblicken. Mir erging es im ersten Augenblicke — als ich meine trauliche Logennachbarin hinter der rothen Lampenreihe in königlichen Trauergewändern schaute, den weißen Arm auf ein goldgesticktes

Kissen gestützt, — wie jenem Eremiten des Volksmärchens, vor welchem die reizende Mädchenerscheinung als Schwan aufflog; oder vielmehr wie einem Träumenden, in dessen Seele gegen Morgen wunderliche Phantasien durcheinanderjagen, aber lauter süße, weil er vor dem Einschlafen eine Rose unter sein Kissen gelegt hatte. In der That lenkte auch hier eine Rose — der von der Sängerin hinterbliebene Strauß — meine Träume. Aber nur kurze Zeit. Ein mächtigerer Zauberstab — der uralte Bezähmer von Steinen und Troglodyten — vernichtete die Herrschaft dieses blühenden Feenrühlens. Anna hatte bald Karolinen verdrängt.

Dio, che mi vedi in core,  
 Mi volgo a te . . . Se meritai quest' onta  
 Giudica tu.

Lady Seymour naht, um der Unglücklichen des arglistigen Heinrich Vorschläge zuzuflüstern. Stolz weist Anna jede Vermittlung zurück.

Ch'io compri  
 Coll' infamia la vita?

Im Verfolge dieser Mittheilung erfährt die Königin, aus welcher Veranlassung all ihr Elend stammt. Eine Nebenbuhlerin hat sie aus Heinrichs wankelmüthigem Herzen und von den blutbefleckten Stufen seines Thrones gestoßen. Sie übergibt ihr das ahnungsvolle Erbe mit einem furchtbaren Fluche.

Al par del mio  
 Sia straziato il vil suo cuore.

Sia di spine  
 La corona ambita al crine;  
 Sul guancial del regio letto  
 Sia la veglia ed il sospetto . . .  
 Fra lei sorga e il reo suo sposo  
 Il mio spettro minaccioso . . .



E la scure a me concessa,  
Più crudel, le neghi il Re.

Einem solchen Scirocco, der über die schwächliche Eintagsblume losfährt, widersteht diese nicht; sie bricht welkend zusammen und haucht vergehend ihre Schuld. Eine vom Wetterstrahle entflammte Palme, nun vom Sturme erfasst und als ein entwurzelter Vulcan an den Himmel geschleudert, könnte vielleicht ein Bild geben, dem Ausrufe Annas vergleichbar:

Tu! mia rivale?!

Aber schon liegt die Palme verkohlend am Boden, mit einem Sternenkranze ihr gebrochenes Dasein verklärend. Annas scheidende Seele sieht sich noch einmal um auf Erden. Sie sieht eine gebeugte Blume, deren Dorn zwar ihr purpurnes Erdenkleid zerrissen, aber, davon erschöpft, sich nimmer aufzurichten vermag; sie zieht die Verschmactete an ihr großes Herz, sie nimmt den Fluch vom gedemüthigten Haupte und drückt ihm die goldene Krone — das Vermächtnis ihres kurzen Hoheittraumes — mit einem Kusse der Liebe darauf fest.

Das unselige Paar ist verurtheilt. Percy wird zum Schaffote geführt, Seymour zum Traualtar. Annas Kerkerthüre öffnet sich — ihr königlicher Geist hat abdicirt, und einsam ist es in ihr, um sie. Die verschüchterte Seele hat sich zurückgeflüchtet in die Auen der Kindheit, um auf den Blumen der ersten Liebe endlich einzuschlummern.

Al dolce guidami  
Castel natio,  
Ai verdi platani,  
Al queto rio  
Che i nostri mormora  
Sospiri ancor.  
Colà dimentico  
De' corsi affanni,

Un giorno rendimi  
De' miei prim' anni,  
Un giorno solo  
Del nostro amor.

Und als die bleiche Engelsingstalt bei jedem der Äolenhauhe, die von ihren Lippen wie abgesengte Rosenknospen niederfielen, tiefer in sich zusammenbrach und bei den Worten:

Un giorno solo

den Zeigefinger der Herzenshand emporhob; als das selige Lächeln auf dem gestorbenen Antlitze langsam verlöschte — da wurde der kleine Strauß in meiner Hand voll Thau.

Militärische Klänge, Glockenruf und Kanonendonner brachten mich wieder zu mir selbst. Meine Blicke suchten Anna.

»Chi mi sveglia? ove sono? che sento?«

ruft sie — rufe ich. »Suon festivo?« Sie greift in ihr flatterndes Haar — noch sucht sie einen Kranz darin und eine Krone. Wie eine aufgeschreckte Schlange fährt die getäuschte Hand das Trauergewand hernieder, unsäglichen Jammers Bewusstsein durchzückt den umnachteten Geist —

Manca, ah! manca a compire il delitto  
D'Anna il sangue, e versato sarà.

»Gottlob!« seufzte ich, als ich die Logenthüre hinter mir zuschloss und den Strauß in mein Knopfloch steckte, »morgen werde ich sie sehen; und heute will ich nur mehr an Karolinen denken und Anna darüber zu vergessen trachten, wenn ich anders auf einen gesegneten Schlummer hoffe.«



KRITISCHE SCHRIFTEN.





## Ferdinand Raimund und die Leopoldstadt- bühne.

»Meister Ludwig, woher nehmt Ihr nur  
alle die Possen und Albernheiten?«

(Hippolyt v. Este an Ariost.)

Indem ich Ferdinand Raimund, dem gefeierten  
Lieblinge Wiens, einige Blätter freundlicher Erinnerung  
und Beachtung widmen wollte, konnte ich nicht leicht um-  
hin, die höchst merkwürdige Bühne selbst — die er, mit  
zwei blühenden Kränzen geschmückt, seit länger als einem  
Jahrzehent mit den Zaubercapriccios seiner Laterna ma-  
gica bevölkerte und poetisierte — einem kurzen Über- und  
Durchblicke zu unterlegen. Diese vergnügliche Revue und  
Bilderschau macht keinen anderen Anspruch an andere, als  
ich an sie mache: ein wenig Ergötzen zu geben, indem  
sie an ein vieles erinnert, und dazu höchstens noch man-  
chen Wink, der die Freunde, wenn auch nicht belehren,  
doch versammeln mag. — Da ich aber lieber und leichter  
zu einem Gemüthe spreche, das mich gerne versteht, wie  
es verstanden wird, als zu vielen Geistern, die, so oft miss-

verstanden, missverstehen: so seien diese flüchtigen Bemerkungen an das Deine gerichtet, lieber Karl! Deine stets treibende und in Blüte stehende Phantasie ergreift so leicht das Flüchtige, ergänzt so fruchtbar das Angedeutete, verschönert so lieblich das Makelhafte. Deine liebende Neigung ist ein holdes Morgenroth über jeder Blume — sie sei es auch für die meine. Denn Blumen nur — und auch darum noch keine Rosen — erwarte Dir, lieber Leser, und nicht Früchte . . . und Du weißt ja, was man zu den ersteren bringt und was zu den letzteren!

Wir fordern so ziemlich jetzt von der Schaubühne, was wir von der Poesie überhaupt fordern. Sie ist uns kein Corrections- und Spinnhaus mehr — und obwohl oft eine Pillory,<sup>1)</sup> ein Steele's Tatler,<sup>2)</sup> doch noch öfter ein wahrer Armidensgarten und Hesperidenhain. Wir lösen ihr Entréebillet als eines zum Eintritte in einen Lust- und Tanzsaal. Ich will damit nicht gesagt haben, dass man darin immer lache und hüpfе; wenigstens nicht nach den Geigenstrichen eines Walzers. Wer die Thräne als eine schönere Lust, den Seufzer als ein höheres Athmen kennt, versteht mich — und sie. Die Phantasie verlangt ihre Normatage wie ihre Canicularferien.<sup>3)</sup> Wir leben in einer Zeit, worin es an beiden wenig fehlt. Wie sehr sich aber um letztere jene erwähnte Bühne verdient gemacht und vor allem die zie-

1) Englisch: pillory = Schandbühne, Pranger; ein auch bei Jean Paul, z. B. im »Titan«, sich vorfindender Tropus. d. Hg.

2) »Tatler. The Lucubrations of Isaac Bickerstaff, Esq.« — ist der Titel einer zuerst von Sir Richard Steele 1709—1711 zu London herausgegebenen und später wiederholt neu aufgelegten Wochenschrift. Sie brachte moralphilosophische, literarisch-kritische und novellistische Aufsätze. Ihr berühmterer Nachfolger war der »Spectator«, den Steele von 1711 ab in Gemeinschaft mit seinem Freunde Addison erscheinen ließ. d. Hg.

3) Hundstagferien. Auch hier bedient sich Heusenstamm der Terminologie Jean Pauls. d. Hg.

hende Sonne ihrer Fata Morgana, unser einziger Raimund, des wollte ich mich vor Deiner Seele eben erinnern und freuen; vor ihr, die sich so gerne über den wunderlichen Urdarsee<sup>1)</sup> beugt voll umgestürzter, taumelnder Ufer und Gestalten und darin belächelt, als sie über der heiligen Flut voll tiefruhender Himmel und Gestirne in ernster, betender Betrachtung weilet! . . . Wir fordern vom Leben fast zuwenig, wenn wir den ersten, dringendsten Wunsch an dasselbe entweder verschmerzt oder vergessen — oder übersättigt haben, und von der Kunst fast zuviel, wenn wir einmal zu fordern angefangen. Sie ist nicht, das vergessen wir so leicht, eine Mutter der Götter — höchstens der Götterbilder. Sie ist aber noch so vieles und gibt so vieles, dass wir ihr's schon verdanken dürfen . . . Sprache ich nicht zu Dir, Karl, sondern zum Publico, mir würde sterbensbang über diese Abschweifung! Sie soll aber die letzte gewesen sein.

Wenn wir die Bilderrollen auseinanderziehen, die ein Jahrzwanzig auf jenem fruchtbaren Treibboden aufstellte und häufte: welch ein bunter Anblick wird unser Auge füllen und verwirren! Aber leichter, als das erste Befremden verspricht, ist der Faden aufgefunden, an welchen sich all diese Erscheinungen reihen; Willkür und Verworrenheit verschwinden, und was als bloße Zufälligkeit vorlag, wird sich in einem bedeutenden Zusammenhange darstellen, der dem Stufen- und Lebensgange eines organischen Wesens so nahe kommt als dieses — ohne außerordentliche Gegenwirkung — seiner endlichen Vollkommenheit. Wie weit der Kreis, wie fruchtbar das Element sei, die eine Volksbühne im Sinne der unsrigen einschließt und behandelt, verkennt kaum irgend jemand. Ihr ist alles Stoff, bis auf den Stoff selbst, und nirgendwo ist das Bedürf-

<sup>1)</sup> Richtiger Urdharbrunnen, die Quelle der drei Nornen, der nordischen Schicksalsgöttinnen. d. Hg.



nis, viel zu geben, so nahe an der Potenz, es zu können, als hier. Überhaupt schließt wohl die Komödie die Tragödie, aber nicht diese umgekehrt jene ein. Sie gleicht hierin der englischen Nationalbank, welche die größten Schulden hat und die größten Gläubiger.

Wenn wir dem historischen Gange dieser Bühne nachspüren, entdecken wir leicht das wachsende Bedürfnis neben der sich ausbildenden Kraft. Betrachtet sie gegenüber dem Volke und seinen Forderungen! Anfangs suchte man die Verhältnisse wieder, die man kannte, worin man warm eingehüllt lag. Man sah gerne außer und vor sich, was man um sich gut leiden konnte und mochte. Man freute sich an dem Zusatze, der nur eine erhöhte Potenz, keine gegebene war; man fühlte sich in dem Scherze gutmüthig wieder; man war unter guten Bekannten, denen man was zuliebe hält; geneckt, fühlte man sich nur angenehm gereizt; man belächelte sich in anderen und andere in sich und gefiel sich in diesem Tausche und erheiterte sich daran. Es war also früher ein gesellschaftliches, häusliches Element, aus dem sich später erst ein nationales entwickeln sollte. Die politischen Erschütterungen, die ein Volk aufmerksam machen auf eine nationale Sonderung und Abzäunung, richteten erst später die Blicke auf jenes zweite Bedürfnis. Der natürliche Trieb eines jeden Menschen, seine Zustände und Interessen durch eine objective Anschauung gleichsam aus der Prose in Verse zu setzen — man that es stets, wovon die gereimten Sprichwörter und Denksprüche zeugen — war nun befriedigt. Man begann unwillkürlich den Trieb zu fühlen nach einer poetischen Befreiung in der Poesie; aber dass diese, wie sie vorlag, jene nicht gäbe, ja hinter dem Leben zurückbleibe, indem sie es bloß copierte, fühlte man zu gleicher Zeit, wenn auch noch dunkel, angedeutet. Der niederländische Stil der Kunst hat immer diesen Nachtheil neben dem hohen italienischen, dass, wenn dieser selbst in seiner Unvoll-

kommenheit doch die Wirklichkeit überglänzt durch seine Idealität, jener als ein Nebenbuhler und Mitwerber derselben in seiner erreichbarsten Vollendung stets das Kürzere zieht . . . Ein Vorschreiten konnte für den Augenblick kein anderes sein als ein Zurückschreiten, in die Vergangenheit nämlich, über der, wie über jeder, ebensoviel Morgen- als Abendroth liegt. Aber es war weniger dabei gewonnen, als man glaubte. Man hatte an dem Zeiger der Zeit gerückt, nicht an der Magnetnadel der Gesinnung. Inmitten der stampfenden Ritter- und spukhaften Geistergestalten stand und arbeitete die alte Erbärmlichkeit, und die traumheiße Mitternacht der Sagen- und Märchenwelt lag fruchtlos brütend über dem Eie der Alltäglichkeit und konnte es zu keiner höheren Entbindung erwärmen. Man griff nun zu einem anderen Mittel, um der Kunst aus ihrem apathischen Zustande aufzuhelfen . . . und hier lässt sich schon eine erfreuliche Sympathie bemerken mit einer späteren wissenschaftlichen Erscheinung, die dasselbe Bestreben auf physiologischem Wege ausspricht, welches jenes Mittel auf ästhetischem zu realisieren trachtete: den Krankheitsstoff durch jene Reize zu heben, die ihn im gesunden Zustande producierten. Es entstanden jene Parodien, die bald einen naheliegenden Stoff mit Mischung von Mythologie, Märchen und Fabel zu sublimieren strebten, bald letztere selbst als Stoff behandelten, um daraus ein vermiedenes Element wunderlichst zu erzeugen. Wie viel oder wenig hier Bewusstsein und Absicht mit der Erscheinung zusammenfällt, thut nichts zur Sache. Sie kann demnach als der erste Hilfsarm aus dem trüben Elemente jener doppelten Verhältnisdarstellung angesehen werden; gleichsam die bittere Chinarinde für das Sumpf- und Wechselieber der Poesie, die sich, im Bewusstsein ihrer Schwäche, in dieser selbst durch grobe Zoten und Spässe aufzuhelfen suchte, aber nur — um mit einem Gleichnisse Jean Pauls zu reden — wie ein Wagen Krebse durch ein darunter

weggetriebenes Schwein um so früher abstand. Der Hanswurst und Kasperl, als elektrischer Condensator des Komischen — beiläufig der ableitende Gimpel für den Rothlauf der Zeit oder der schweißheilende Frosch für ihre schwere, triefende Hand,<sup>1)</sup> ich könnte ihn, wäre ich witzig, noch mit manchem Gleichnisse besser malen und treffen — zersplitterte sich aus einem Narren in hunderte; und in seine bei der Höllenfahrt abgeworfene bunte Jacke und klingende Kappe theilten sich diese und besetzten Rock und Hut.

Ich vermied es absichtlich bisher, der mannigfachen Einschaltstücke zu erwähnen, die den umrissenen Zug in seinem Schritte und Wege bis auf diese Station desselben kreuzten und mitunter verwirrten und aufhielten, die theils von fremden Bühnen und Dramengattungen einwanderten, theils, zwar auf demselben Heimatboden entstanden, diesem dennoch nicht angehörten. Da sie denn zur Einwohner-, nicht zur Bürgerzahl unserer Bühne gerechnet werden mögen, wie sie einflusslos darüber hingingen. So verfolgt oft ein Strom süßen Wassers unvermischt durch die salzige Meeresflut Bahn und Ziel. Auch wird man diese aufgepflanzten Meilenzeiger und Leitarme darum nicht als falsche Wegweiser schelten, wenn der von ihnen bezeichnete Pfad sich manchmal von der Heerstraße und ihrem Ziele zu entfernen scheint. Entwicklungen auf dem moralischen Wege gleichen denen auf physischem. Scheinbare Stillstände, Zwischenwirkungen, ja selbst Rückschritte verwirren oft den Anblick organischen Wachsens und Entfaltens, ohne dass dieses darum in der That gehemmt oder verrückt worden wäre. Wo aber am Ende das Ziel dennoch und glücklich erreicht wird, da war der Weg bei aller scheinbaren Abschweifung der rechte — wenn auch nicht immer der nächste.

---

<sup>1)</sup> Heusenstamm denkt wohl an seiner Zeit vertraute Sympathieuren. d. Hg.



Ich erlaube mir einen Bruch meines Versprechens und folgende kleine Abschweifung. Vielleicht ist sie am Ende weniger eine, als sie es augenblicklich scheint. Momus<sup>1)</sup> hat seine drei dienenden Priester nicht minder als Venus, Pluto und Chronos (diese nämlich die Grazien, Furien und Parzen). Jenes Soccustriumvirat zieht gerne gerade auf die entgegengesetzte Weise einher als die mythologischen — die richtiger ein Triummulierat genannt würden — und das bekannte doppelrömische: nicht in Wolken, Nächten und Triumphen, sondern auf Armensünderkarren und Kinderwägelchen und Steckenpferdchen; und die Pillory ist ihr Predigtstuhl, ihr Rostrum<sup>2)</sup> und Capitol. Shakespeares Narr, Spaniens Gracioso und Welschlands Arlecchino mögen uns die Gattung im Individuo versinnlichen.<sup>3)</sup> Wir stießen seit manchem Jahrzehent unser Contingent redlich an die Bundestruppen jener drei Heerführer des größten Reiches, aber ohne sonderliche Auferbauung für uns und andere und mehr durch das, was wir zu lachen gaben, als empfiengen und selbst belachten. Jetzt ist es freilich anders; aber dies erkennt nicht leicht jemand, der es nicht kennt. — In den Chorführern des komischen Trippelchores stellt sich uns dieser selbst am besten dar. Der Gracioso der Spanier scheint mehr ein Absorbens der so wenig geschiedenen Charaktere und Verhältnisse des

1) Der antike Gott des Spottes und Tadels. d. Hg.

2) Richtiger: Rostra, die mit erbeuteten Schiffsschnäbeln (rostrum) gezierte Rednerbühne des römischen Forums.

d. Hg.

3) Die Zusammenstellung der drei komischen Typen ist literarhistorisch vollkommen gerechtfertigt. Der Shakespeare'sche Clown, der meist als Narr auf die Bühne tritt, dann der von Lope de Vega geschaffene Gracioso, der Diener des Helden, hat die selben Aufgaben zu erfüllen wie der Arlecchino des italienischen improvisierten Dramas, den die Franzosen (Arlequin) und die Deutschen (Harlekin) übernommen haben. d. Hg.

spanischen Dramas zu sein — was eben Charakter und Verhältniss desselben so entschieden ausspricht und abmarket von anderen Bühnen — denn ein Regenschori und Repräsentant des lustigen Fastnachtzuges. Und doch wird seine ironisch feine Beziehung weniger vis-à-vis der Gruppe sichtbar, die er mit seinen Mezzatinten durchbricht und auseinanderhält, als vielmehr im Conflict gegen das nationale Pathos überhaupt und die Schwermassigkeit und Pomphaftigkeit der ganzen Weise dieses Volkes. — Als obenbezeichneter Natur tritt uns Arlecchino mit seiner Veterschaft der Truffaldins und Brighellas<sup>1)</sup> entgegen. Es ist ihm um wahren Spass recht eigentlich zu thun. Er ist das komische Schwanzstück an der Perücke des Ernstes, die Brillensourndine der hochgetragenen Weisheitsnase, die alle ihre vornehmen Ausdrücke in ein lächerliches Castratentrillern und Schnarrorgeln umsetzt. Wahrhaftig, er ist fast jede Thorheit und Schalkheit und parodiert jede — aber auch weiter nichts!

Die wahre Charaktermaske des Humors, welche nicht eines ist mit der faltigen Momuslarve, noch mit dem lächelnden Komusantlitze, passt fast besser jedem als eben dem Lächelnden. Nur im Prunkzuge und Hofhalte der ernstesten, königlichen Melpomene, nicht in Thaliens bürgerlicher Wirtschaft und Fuggerei dient er (der Humor) als ordentlicher lustiger Rath. So ist der Narr im »Lear« und die Narrheit durchaus bei Shakespeare. Wie verschieden von der spanischen Ironie und der italienischen Thorenseligkeit! Wir haben es nie zu einer Eigenthümlichkeit in der Narrheit gebracht. Unsere bald vom Arlecchin, bald vom Gracioso und Clown geborgte Spassjacke und Kappe wollte den usurpatorischen Kronräubern und Trägern der-

<sup>1)</sup> Die stehenden Dienermasken der italienischen Commedia del arte, Brighella, der Schurke von Ferrara, Truffaldino, der Bergamasker Schelm. d. Hg.

selben nie so recht zu Leib und Haupte passen. Man verschnitt und umformte sie auf mancherlei Weise, ohne dass etwas Leidliches damit erreicht worden wäre. Ich spreche hier nur von unserer Zeit und Bühne und nicht von einem weit früheren Bestreben unserer Meistersänger, das jener ebenso fremd blieb, als es ihr entfernt stand.

Ich komme wieder auf meinen Vorwurf zurück. Die Productionen, die beinahe bis in die Mitte des zweiten Jahrzehnts unserer Zeit reichen, behandeln theils Stoffe aus der bürgerlichen und häuslichen Sphäre, theils Erinnerungen einer fernen Vergangenheit, ohne sich darüber mit irgend einer Flügelregung zu erheben. Sie suchten die schwere, faule Masse, die sie nicht zu erhellen und zu befruchten vermochten, durch die Erdstöße gröbster Possen und Zoten in Fluss zu bringen. Mitunter findet sich aber schon irgend ein poetischer Keim. Mancher tönende Klang weht aus der Traumdämmerung des Volkgläubens und Wahnes ahnend darein und deutet mit verheißendem Schwalbenflügel auf einen nahenden Frühling. Diesen brachte aber statt des Storches der wilde Sturm- und Schlachtenvogel.

Die Erweckung der Götter, wenn auch für den Augenblick nur heidnischer, durch eine herein- und herabgezogene Götterwelt war doch schon immer eine Erhebung, wenn auch noch keine in einer Montgolfière;<sup>1)</sup> eine Hügelhöhe, von der wir zwar noch immer Stadt- und Kirchthurm, aber nicht Haus- und Hofraum vor uns erblicken mochten — die uns dem trübenden, beklemmenden Stubenrauche entrückte und, wenn auch nicht von seinem Anblicke, doch von seinem Drucke befreite. Die mannigfachen Götzen verdrängte endlich ein Götterbild, das Schutz- und Patro-

<sup>1)</sup> Nach ihren Erfindern, den Brüdern Montgolfier, hießen die ersten, von erwärmter Luft getragenen Luftballons Montgolfièren.



natsbild der Nation, und wurde ihr Volks- und Bühnenheiliger. Jetzt entstanden Stücke und darin Charaktere, die der Nation ganz eigenthümlich angehörten — wenigstens durch den Antheil, den sie als Modell gab und als Zuschauer empfing — und, indem man dazwischen bereits Aufflüge versuchte aus dem engen Bürger- und Zunftleben zu einer höheren und weiteren Aussicht, jene neuen Erscheinungen, die, mit kleinen Modificationen, bis an die nächste Grenze vor uns reichen. Es konnte mit jenen ein besseres Bedürfnis mehr hingehalten als gestillt werden. Der allen Menschen so natürliche Hang zum Wunderbaren erwachte nun lebhafter als je. Die travestierenden Helden- und parodischen Mythosspiele hatten schon darauf hingewiesen; denn gaben sie auch nicht Wunder, so gaben sie doch eine Erinnerung daran, eine ganze wunderbare Zeit, der selbst ihre wunderlichste Verrenkung nicht allen Wunderreiz zu nehmen vermochte. Nun kamen die Feenfabeln an die Reihe, die aus der Oper — welche stets neben dem Drama, mitunter auch mit demselben einhergieng — leicht Stege zum Übertritt fanden. Sie bewohnen und verweben schon an und für sich ein weit poetischeres Element und konnten in dieser Einführung eine glückliche Wirkung kaum fehlgehen.

Die Anbildung derselben an die Bühne, die ihre Eigenthümlichkeit mehr durch ihre Schauspieler als durch ihre Dichter statuiert hatte, hieng kaum mehr von der Wahl dieser letzteren ab und geschah ganz im Bezuge auf jene. So entstanden jene bekannten und beliebten Zauberspiele und -possen. Indem sie, von einem localen und nationalen Standpunkte ausgehend, zwei ganz heterogene Reiche gegeneinander bewegen und aneinander bunt malen, gibt schon dieser Contrast ein poetisches Bild. Sie färbten das Morgenroth des Wunderbaren in die graue Localtinte des Alltagslebens und diese in jenes und brachten in einer solchen Mischung Geburten zutage, die sich beim Kerzenlichte ansehen ließen.

Von derselben Absicht gehen Raimunds Schöpfungen aus. Aber schon in seinem ersten Versuche dieser Art erscheint der Einfluss höherer Leitsterne.

Im »Barometermacher« findet sich das Element schon besser beherrscht als bei seinen Vorgängern: die Handlung hat mehr Einheit und Adhäsion der Stoffe, die Anordnung ist weniger willkürlich und doch viel phantastischer und ein Mittelpunkt, wenn auch nicht entschieden, doch andeutend sichtbar. Man verkennt nicht, welche Muster der Dichter im Auge hatte, und ich glaube darunter vor allem die reizenden, tiefsinnigen Bildungen Ludwig Tiecks nennen zu dürfen.

Raimund verstand es besser als irgend einer seiner Vor- und Nebenläufer, das Feenreich zu localisieren, und eine solche Gabe spricht sich im »Diamant des Geisterkönigs« ganz vorzüglich aus. Die Umformung und Localisation der zwei Märchen der »Tausend und einen Nacht«, woraus der Stoff genommen, ist mit der glücklichst gewandten Hand ausgeführt. Die Donnerwolke des Humors schwebt inmitten des Ganzen und schlägt nach oben und unten mit tausend leuchtenden und zündenden Blitzfunken. Obwohl hier noch mehr witzig als ironisch, mehr launisch als humoristisch, findet sich schon jenes geistreiche Spiel mit der komisch-pathetischen Doppelfigur, die sich mit einer kleinen Wendung verkehrt und selbst parodiert; jenes Behaglichthun im Schlafrocke und Sorgenstuhle der Laune, das zu solcher Behaglichkeit rückwirkt auf den Zuseher; jenes Lotteriespiel des Witzes, der sich selbst einsetzt, um sich verzehnfacht wiederzugewinnen — oder zu verlieren, wie es eben kommt. Die Charaktere sind schon mehr nach einer idealen Richtung gestellt und hängen unter sich als eine wunderliche Geisterrepublik zusammen und wollen mehr in diesem Zusammenhange gelten und für denselben. Ich werde vielleicht auf diese Eigenheit wieder zurückkommen, wenn ich die Darstellungsweise unseres Künstlers beleuchten werde.

Dieses Capriccio bildet den Übergang zu einer ganz neuen Gattung, welche er mit dem »Mädchen aus der Feenwelt« eröffnet hat. Hier ist der Blick noch offener und höher gerichtet. Es ist diese Dichtung und Wahrheit aus einer reichen, poetischen Anschauung des Lebens und Gemüthes geschöpft; die Bilder fallen aus einem tieferen, helleren Wasserspiegel zurück. Alles darin ist auf die Gruppe berechnet, und jede einzelne fugt leicht und sinnvoll in die schöne Bedeutung des Ganzen. Die charakteristischen Umgrenzungen sind lichter und perspectivischer gezogen, der Dialog ist spielender und willkürlicher und die humoristischen Gegensätze mit weichen Blumenranken bekleidend und verbindend. Die Erfindung zeugt von einem fruchtbaren, originellen Geiste, die Anordnung von einem umfassenden Auge; und wenn die Einführung so vieler allegorischer Figuren oft gewalthätig erscheint und fast peinlich wird durch den Nothzwang, den sie der Phantasie des Zusehers anthut, das Symbol stets mit dem Individuo zu controlieren und auszugleichen — wo es sich denn manchmal nicht vermeiden ließ, in Unzukömmlichkeiten zu gerathen: so geschah sie doch größtentheils auf eine geistreiche und poetische Weise, und jede solche Gestalt hat Contour und Farbe und schließt sich ungezwungen und gefällig der großen Gruppe an. Hierin liegt der bedeutende und schöne Unterschied von Raimunds allegorischen Figuren und jenen seiner Vor- und Nebenmänner. — Jenem schönen Talente entspricht auch die »Gefesselte Phantasie«. In der Erfindung fast nicht minder lobenswert, hält die Ausführung damit nicht ganz gleiche Höhe. Der Dialog hat weniger Intension, die einzelnen Gestalten sind nicht so glücklich behandelt und schießen auch weniger drastisch zur Gruppe an. Doch offenbart sich auch in dieser Dichtung ein schöner Sinn, und die geringere Liebe, die sie fand, beruht sicher auf jenen angedeuteten Umständen.



Man darf all diese Productionen nicht außer der Sphäre beurtheilen, die ihre Erscheinung bedingt. Auf Darstellung sind sie berechnet, auf Darstellung in einem bestimmten und eben diesem Kreise — außerhalb desselben bleicht ihr halber Farbenglanz und -reiz ab. Und dies kann ihrem Werte nichts benehmen. So vieles Schöne ist in zarte Grenzen und Bedingungen seiner Existenz gebannt — und »wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten«. Raimunds Schöpfungen als Dichter sind von seinen Leistungen als Schauspieler kaum zu trennen. Daher wird mir der Übergang von jenen zu diesen leicht genug, da sie schön und reich aus einem Stamme entspringen und emporwachsen zu einem lebenskräftigen Baume.

In gleicher An- und Absicht, als er seine Poesien dichtete, dichtete er die vorliegenden in seinen Darstellungen um. Allenthalben zieht er die Umrisse weiter und höher, aus den hundert gebrochenen Ecken und Krystallanschlüssen in eine geschwungene Schönheitslinie. Stets sucht er das Individuum mit seinem Ideale auszugleichen, wo es denn manchmal geschieht, dass dieses mehr dem seiner Venus Cypria als Urania ähnelt, mehr dem Bilde im Herzen des Verehrenden als auf dem Altare der Verehrten. Aber man richte darum nicht strenger, sondern nur gerechter. Wenn es in irgend einer Kunst fast unmöglich ist für den Künstler, sich also hinter seinem Werke zu verbergen, dass man ihn seiner Darstellungsweise nach nicht alsobald herauskenne — ich sage; den Künstler aus dem Kunstwerke, nicht den individuellen Menschen, denn dieser steht häufig, wie z. B. im Homer oder Shakespeare, in seinen großen Schöpfungen nur als Schöpfer darüber, nicht als Gestalt darin; in allem nämlich, was Form darin ist, sei es nun in der Art logischen Fortschreitens oder in irgend einer eigenthümlichen Ideencombinations- und -associationsweise oder in der noch

materielleren Handhabung des vorgeworfenen und zu verarbeitenden Stoffes und Sprachelementes — wenn aus solchen, einer gewissen Manier unterliegenden Eigenthümlichkeiten der Künstler leicht erkannt werden mag: um wie unabweichlicher tritt diese Individualisierung beim Schauspieler hervor, der allein durch Persönlichkeit wirken kann und kein anderes Organ hat zur Offenbarung seiner künstlerischen Anschauungen als sein engstes, unmittelbarstes Ich. Es kann daher nicht vermieden werden, dass der hierin Freieste seine darzustellenden Objecte mehr sich zubilde als sich selbst jenen. Nach solchen Prämissen möge man erst an Beurtheilung einer dergleichen Kunstleistung schreiten, um sich nicht in unbillige Forderungen eines Unzuleistenden zu verlieren. Denn wie sehr es auch manchem Ausgezeichneten in jenem Fache gelingen mochte, durch tiefes, anhaltendes Studium, geleitet von dem fruchtbarsten Talente, Proteuskünste hervorzubringen, so waren dies im engsten Sinne dieses Gleichnisses nur dergleichen Kunststücke, und die äußere Täuschung für den äußeren Sinn ersetzte schwerlich, was für den tieferen innern damit verloren gieng. Ich meine, es habe sich jeder Schauspieler dergleichen Künstlichkeiten zu enthalten, wobei die wahre Kunst nichts gewinnt. Niemand wird mich so arg missverstehen, als könnte unter einem hier Erwähnten eine schickliche Composition der Äußerlichkeit abgewiesen werden; ich dachte damit nur auf die falschen und unfruchtbaren Bestrebungen dieser Art hinzuweisen, die mit dem unnützen Eifer für allzu strenge Zeit- und Localfarbe und anderes übelverstandene Beiwerk der Schauspielkunst zusammenfallen. Der komische Schauspieler als ein Künstler im niederländischen Stil der Kunst darf und soll strenger äußerlich individualisieren als der pathetische in seinem hohen italienischen; und Raimund besitzt dieses Talent in einem seltenen Grade. Was kann es Glücklicheres geben dieser Art als die höchst wahr und kräftig gefärbten

Gestalten, die er aus dem Leben und der Nationaleigenthümlichkeit des Volkes hervorholt und auf die Bretter stellt? Sein keckes, plastisches Mienen- und Geberdenspiel, das auf den ersten Anblick oft den Tadel der Überladung auf sich ziehen wird, mildert sich hier zu den feinsten Umrissen, und man erkennt leicht, dass ihm jenes An- und Absicht, nicht Zufälligkeit oder Angewöhnung ist . . . Aber er darf auch das Verwechslungsspiel mit seiner Persönlichkeit freier und kühner anwenden. Eine gewisse Willkürlichkeit hierin — freilich muss sie das Genie offenbaren — ist ganz am Platze. Dass Raimunds Darstellungen von dieser Anschauung ausgehen, ist leicht ersichtlich. Daher sein Bestreben einer gewissen Objectivierung alles Hartgezeichneten und alle oben bemerkten Eigenthümlichkeiten seiner Weise, da ihm nur unter solchen Bedingungen der losgebundene Flügelschlag möglich gemacht werden konnte. Er will deshalb anders angesehen und beurtheilt werden als irgend ein Künstler neben wie vor ihm. Da er gleichsam vor dem großen Götterbilde der Nationalgöttin opfernd steht und nicht vor einem Laren oder Penaten des Einzelnen, oder um mit einer anderen Wendung besser zu treffen und sprechen, als Archimime nicht eines Einzelnen, sondern eines ganzen Volkes vor einem solchen steht, wird er darum oft von dem Individuum, das eben dieses wieder sucht, nicht gehörig verstanden, ja gar missverstanden werden. Aber dies beirre weder ihn, noch uns.

Mit Raimund bildete sich demnach eine neue Schule der Schauspiele und Schauspielkunst auf unserer Bühne, die im Gegensatze und Kampfe gegen die alte einen ebenso interessanten als bedeutenden Anblick gewährt. Wenn jene frühere in ihren holländischen Cabinetsstücken eine seltene Vollendung erreichte und daher ihrer Zeit vollkommen genügen mochte, so sind die Frescomalereien der neuesten, die sie auf dem weiteren, nebelfeuchten Hinter-



grunde der Gegenwart auftrag, dieser nicht minder wert. Wie lange musste der neue, ungewohnte Ton angeschlagen werden und fortzittern, bis er die Dissonanzen besiegte, die sich ihm entgegensetzten, bis er sich Sympathien erweckte und harmonisch anschloss. Und doch gelang es — und so schön! Wir besitzen nun eine Volksbühne wie vielleicht keine andere Nation und wissen, was wir besitzen, und freuen uns daran. Sie ist uns eine köstliche Reimchronik, ein Verklärungstabor auf unserem Monte Testaccio, ein Corso voll unaufhörlichen Carnevals — o, sie allein ist ja unser Palais Royal und unsere Champs Elysées, unser Westminster und Vauxhall und alles! Darum wende sich unsere Liebe dankbar vor allem zu ihm, der so vieles dafür gethan, uns diese Bühne und Freude zu geben, dessen schönes Talent, dessen unermüdeteter Eifer ein stets pflegender Gärtner ist in unserem Lusthaine . . . Und wie schön fügt es sich, dass unser Dank mit unserem Glückwunsche<sup>1)</sup> zusammentrifft und die Erinnerung an so vieles Freudige mit der Hoffnung auf sein Gedeihen und Fortblühen! Es kann nicht fehlen, dass, wo der schönste Wille ein Bündnis schließet mit der schönsten Kraft, die Hoffnung sich in ein lebenskräftigstes Kind der Erfüllung entwickle.

---

<sup>1)</sup> Ferdinand Raimund wurde vor kurzem zum Director der Leopoldstadt Bühne ernannt.





Nach Aufführung des Zauberstückes:

»Der Alpenkönig und der Menschenfeind.«

A.: Willkommen! Ich erwartete Sie schon mit Ungeduld. Nun berichten Sie nur schnelle! Was denken Sie, was sagen Sie von dem neuesten Producte unseres prächtigen Mannes?

B.: Sie fordern fast zu viel und zu ungeduldig. Noch ist es mir kaum gelungen, die neuen Eindrücke zu ordnen und einem Focus zuzuwenden.

A.: Sie kommen schnurstracks vom Schauspiel?

B.: Ja, mein heftiger Freund! Und darum sollten Sie mich ziemlicher behandeln. Ich bin todmatt.

A.: Nun, ich will Ihnen schon ein Weilchen Erholung gönnen! Aber das wird Sie doch nicht zu sehr erschöpfen, mir sogleich zu sagen, ob Ihnen das Stück gefallen?

B.: Was wäre Ihnen auch mit einer solchen Antwort geholfen, womit Sie von dem Nächstbesten, an den Sie sich wenden möchten, ebensogut befriedigt werden können als von mir! Es ist hier von etwas ganz anderem die Frage als von einem Gefallen im hergebrachten Sinne.

A.: Ei, so nehmen Sie die Frage in dem anderen, besseren!

B.: Dazu habe ich eben im Augenblicke kaum die Fassung. Doch lassen Sie mich's versuchen! Auf jeden Fall fürchte ich, mit der allgemeinen Stimme hierüber nicht ganz zusammenzutreffen.

A.: Sie machen mich ungewiss, was ich von Ihrer Äußerung denken mag.

B.: Das sollen Sie nicht lange bleiben. Beurtheile ich das Dargebrachte von dem gewohnten Standpunkte, so stände ich keinen Augenblick an, es vortrefflich zu nennen. Man bewundert einen Zusammenwurf von effectvollen Szenen, man trägt sich erfreut mit einer Ausbeute guter Einfälle — und was dergleichen mehr solcher Auffassungsendchen sind, woran man sich hält, an die man Lob und Beifall knüpft. Um ein Ganzes und seine Bedeutung fragt niemand viel, und doch ist's nur dieses, woraus der Wert des Einzelnen bestimmt werden mag.

A.: Ich merke schon: Ihre Medaille hat kein ganz reines Goldgepräge.

B.: Wie Sie es nehmen. Ich gestehe, das »Mädchen aus der Feenwelt« hat mich inniger befriedigt, wenn ich gleich die Fortschritte nicht verkennè, die mit dieser neuesten Schöpfung geschehen. Vor allem muss es ausgesprochen werden, dass mit ihr eine neue Bahn eröffnet scheint, ein neues — wir werden am Ende sehen, ob höheres — Ziel, wozu eben diese den Übergang bildet. Und ich erwartete dies. Es musste sich das Bedürfnis platzmachen, die dramatische Gabe, die der Verfasser in einer seltenen Fülle besitzt, an einer festen Form gestaltend zu versuchen; dasjenige, was früher in Gruppe anschoss, in lebendige Gestalt herauszubilden; was sich in Allegorie verkleidete, in Gesinnung darzulegen; was Person war, dass es nun Charakter würde, was willkürlicher Wortwechsel, Dialog — mit einem Worte: die Nothwendigkeit that sich hervor, der Phantasie (die, wie es mir äußerst sinnreich angedeutet erscheint, in dem letzten Kinde aus



des Dichters goldner Saturnuszeit Fesseln bekam, um sie zu schönerer Freiheit zu sprengen) ein festes Reich anzuweisen, und der Dichter versuchte es zum erstenmale, ihr in dem Vorliegenden zu genügen.

A.: Irre ich nicht, so haben Sie vor wenigen Minuten das als einen Vorzug betrachtet und belobt, was Sie nun gegen Ihre aufgestellte Meinung haltend, in den Hintergrund drängen. Sie haben das »Mädchen aus der Feenwelt« um seiner Eigenheit gepriesen und hochgestellt, und nun wollen Sie eben jene Eigenheit nicht als einen Vorzug gelten lassen.

B.: Sie wollen mich missverstehen; denn dass ich meinen Ausspruch nicht zu widerrufen brauche, um mir nicht zu widersprechen, ist Ihnen nicht minder deutlich als mir selbst. Wenn ich vor ein Kunstwerk trete, hüte ich mich wohl, einen mit- oder hergebrachten Typus beurtheilend daranzuhalten. Ich suche mir vielmehr aus demselben selbst den Maßstab herauszufinden, den ich richtend daranlege. Ich suche mir den Mittelpunkt, von dem ich ausgehen möge, unmittelbar in dem Werke, nicht in irgend einer ästhetisch fixierten ars Aristotelica.<sup>1)</sup> Auf solche Weise hoffe ich, bequem und genügend zum Zwecke zu gelangen, ohne dem Dichter oder mir Gewalt anthun zu müssen. Da ich dem »Millionär« einen Vorzug zusprach über den »Menschenfeind«, verfuhr ich eben auf solche Weise. Ich pries jenen um seiner schönen innern Einheit und Bedeutsamkeit, um der glücklichst benützten Mittel, jede Bedingung seiner Absichten zu erfüllen. Wenn ich dagegen den »Menschenfeind« tiefer setzte, so geht dies aus der Erkenntnis jenes Unzureichenden hervor. Sie werden mich nicht mehr missdeuten, sobald ich Ihnen den

<sup>1)</sup> In der Ablehnung feststehender poetischer Regeln, also auch des aristotelischen Kanons, berührt sich der vorliegende Aufsatz mit den oben S. 84 ff. vorgebrachten Anschauungen. d. Hg.

Stufengang meiner Ansicht vors Auge führe, indem ich Sie auf jenen Platz stelle, den ich mir alsobald fixierte, um mir die Möglichkeit eines genügenden Überblickes zu verschaffen.

A.: Ich bin begierig. Doch muss ich Ihnen vorerst bekennen, dass ich sogleich einen sonderbaren Zwiespalt in mir verspürte, da ich der ersten Aufführung des Stückes beiwohnte. Nur konnte ich mir schwer Rechenschaft darüber geben, was jenen peinlichen Zustand bedingte, der sich platzmachte neben dem des lebhaftesten Entzückens.

B.: Nichts unterstützt kräftiger meine Meinung, als was Sie mir eben gestehen. Das Stück beginnt; ein Chor geisterhafter Alpenjäger führt uns sogleich in das romantische Märchenland. Höchst poetisch und lieblich erscheint mir diese menschenfreundliche Rotte, die das mit goldenen Kugeln erlegte Wild unter die armen Alpenbewohner zu vertheilen beschließt. Der Gedanke, der zurückbleibt, da sie sich zu diesem Zwecke entfernt, hat was recht Labendes. Nun soll eine zweite Scene den Tag geben zu dieser Morgenröthe — aber es geschieht eben nicht. Die moderne Gesinnung, die sich darin ausspricht, der Dialog, der ganz unserer Komödie angehört, die Charaktere, die sich in derselben Weise ankünden und entwickeln (abgesehen von dem Trefflichen, das sie für sich bieten mögen), finden keinen Leitton, der sie an jene Zauberwelt schließt. Ich nenne diese zwei Scenen, da ich mit ihnen am bequemsten den Tadel andeuten kann, der sich im Verfolge des Ganzen begründet.

A.: Lassen Sie uns aber über eine solche Rüge nicht übersehen, wie in anderem Bezuge diese Exposition in ihrer dramatischen Lebendigkeit vor jed früherer ihrer episch breiten Vorgänger Lob verdient.

B.: Ohne Zweifel! Doch erlauben Sie mir fortzufahren. Es geschieht hier dem Dichter zuerst, dass er in der Mischung der Elemente auf Widerstand stößt — und die Ursache liegt nahe genug.

A.: Ich glaube, sie aussprechen zu können. In den früheren Productionen herrschte durchgehends die Parodie; sie verknüpfte gefällig das Heterogenste, ja, es war keines vorhanden in jenem Reiche der Willkür, dessen Gestalten sich in bunter Mischung freiwillig zur Arabeske verschlangen. Dies gilt hauptsächlich vom »Diamant des Geisterkönigs« und der »Gefesselten Phantasie«, obwohl hier schon spröder und nicht so heiter. Im »Mädchen aus der Feenwelt« ist ohnehin die Einführung der Zauberwelt weniger eine solche und die Allegorie derselben substituiert. Und wenn es schien, als vertrüge sich ein Entgegensetzen so mannigfacher Stoffe nicht, so ist dies eben nur äußerer Schein — an demselben Haupte vertragen sich die zwei Larven des bunten Jocus und der ernstern Muse wohl, aber neben einander möchten sie kaum bestehen.

B.: Sie treffen ganz meine Meinung. Nicht fehlgehen konnte unser Dichter, solange er die bunte Farbentafel des Scherzes zur Grundlage machte, worauf er mit geistreicher Hand seine Risse warf. Er durfte im kecksten Humor die Grenzen nach Gefallen erweitern, ohne befürchten zu müssen, grenzenlos zu werden; er durfte die abenteuerlichsten Dinge reimen, ohne ungereimt zu werden, wenn er es in der von ihm selbst so glücklich erfundenen Weise anstellte. Aber anders ist es mit dem neuest Vorliegenden, das den Ernst ernsthaft will. Die Einführung des Wunderbaren auf einen festen Boden verlangt auf demselben Motive, die sie auf jenem Nebelgrunde leicht entbehren mochte. Es befremdet uns dort nicht, Märchenhaftes und Mythologisches im Conflict des Alltäglichen und Gemeinen zu schauen, denn dieses selbst ist ja spukhaft und ohne Heimat. Es spielen sich die eigensinnigsten Combinationen gefällig ineinander, und nichts tritt vor uns, das uns daran mahnte, das Ding sei doch nicht so recht glaublich und geheuer. Der Zuseher verwundert sich so wenig über die Wunderlichkeiten, die ihm vorgeführt werden, als die handelnden



Personen erstaunen, da eine sich im Hohlspiegel der anderen erblicket. Es ist alles, als ob es so sein müsse, und man lässt sich's gefallen, ohne viel darüber zu reflectieren. Betrachten Sie dagegen die Contraste unserer neuen Erscheinung! Dringt sich einem nicht alsobald der Gedanke auf: wie kommt der Alpengeist in diese Welt? Nicht mehr würden wir überrascht sein, einen Geist am Mittag zu schauen.<sup>1)</sup> Der Dichter selbst ist in Verlegenheit, wie sich seine Figuren dabei zu benehmen hätten, und hofft, mit einem flüchtigen Staunen oder Schreck sei allem abgeholfen. Ich will die Frage unerörtert lassen, ob denn auch der Eintritt einer solchen höheren Macht noth gewesen, um die beabsichtigte Wirkung zu erreichen, und ob sie als etwas anderes erscheine denn ein Maschinengott. Es genügt hinzuweisen, inwieweit sie zu rechtfertigen, auf welche Art sie günstiger eingliedert werden konnte, wenn es schon des Dichters Wille gewesen, damit einer hergebracht und schwer zu umgehenden Forderung nachzugeben. An den Sagen von Rübezahl, an die man sogleich erinnert wird, könnte man vielleicht am besten das Vorliegende prüfen. Es gibt kein Wunderbares ohne den Glauben daran. Diese Gesinnung setze ich voraus, wo ich es einzuführen gedenke. Sie muss es vorbereiten, sie allein kann es halten. Das fühlte unser Dichter; darum that er dafür, was er noch konnte, und suchte die Erscheinung durch die vorausgehende Furcht davor zu motivieren. Ich habe nichts dagegen, dass sich ein anderer Rübezahl in den Alpen umhertreibe, dass er darin Glück verbreite und mitunter Spuk, wie es ihm eben Laune ist. Ich lasse mir's gefallen, dass er den Liebenden erscheine und seinen Beistand

<sup>1)</sup> Trotz der Ablehnung der »ars Aristotelica« (oben S. 205) stellt sich Heusenstamm mit dieser Bemerkung auf den Standpunkt des Aristotelikers Lessing (Hamb. Dramaturgie, St. II.). Vgl. indes S. 215.

verheiße — hier aber setze er seinem Wirken mit sichtbaren Händen ein Ziel. Er treffe darauf den einsiedlerischen Menschenfeind im Waldesdunkel; er versuche mit Lehre und Spuk an ihm, was er vermag; er schaffe ihm einen Doppelgänger (über die Art des Wie später), worin dieser sich selbst erkennen und bessern lernen möge; er erscheine endlich, um sein beglückendes Werk zu segnen — wer wollte was dagegen einwenden? Aber zu weit geht sein Eifer, da er unnütz und effectlos hinter einem Spiegelrahmen sich ankündigt, da er sich selbst dazu hergibt, den bittern Narren<sup>1)</sup> zu archimimisieren.

A.: Wir sind am Ziele, Freund! Dem rappelköpfigen Misanthropen gegenüber und dem idealisierteren Zustande zweier Liebenden mochte sich unser freundlicher Geist behaupten, nicht aber gegenüber dem leeren, flachen Alltagsleben.

B.: So ist es. Lassen Sie uns jetzt weiterschauen!

A.: Noch nicht! Sie müssen mir vorerst zugestehen, dass es unter die glücklichsten Contraste gehört, unter die sinnreichsten Gedanken irgend eines Poeten, eben einen Rappelkopf dem gutmüthig-ernsten Geiste zu entgegenen; dass es unter die köstlichsten Erfindungen zu zählen, diesem ein Bekehrungswerk solcher Art mit solchen Mitteln zuzuführen.

B.: Wenn ich den Geist überhaupt tolerieren mochte, gewiss. — Aber lassen Sie uns unsere Bahn wacker verfolgen. Wir haben uns gleich anfangs darüber vereinigt, das Stück gehöre vermöge seiner Gesinnung und Charaktere der Komödie im hergebrachten Sinne dieses Ausdruckes. Wollen wir dies nun nicht näher beleuchten und untersuchen, inwieweit es der Fall sei, und wo der charakteristische Unterschied zu suchen, der es von dieser Gattung dennoch sondert? Läge dies vielleicht eben bloß

1) »Bitterer Narr«: König Lear, 1. Aufz., 4. Sc. d. Hg.

in dem Wunderbaren, wodurch freilich eine Scheidewand alsogleich hervorspringt; oder beruht der Grund noch auf anderen, nicht minder bedeutenden und mehr nach der Tiefe liegenden Merkmalen?

A.: Ich glaube allerdings mit jenem das letztere; und wenn ich nicht irre, so ist er in der Gruppierung zu suchen; — eine Eigenschaft, die der Komödie ganz fehlt, die sich in einer symmetrischen Scenenfolge in- und auseinanderrollt und in einer Pointe endigt, während das unserer Untersuchung vorliegende geradezu nach entgegengesetzter Richtung strebt, nämlich aus einem ursprünglich gestellten Mittelpunkte in allen Radien auslaufend und dahin wiederrückkehrend.

B.: Getroffen! Und wo wäre dieser Mittelpunkt hier zu suchen?

A.: Wohl in der Brust des Dichters, und daraus, als seine poetische Weltanschauung, in das vorgeschobene Bild reflectierend.

B.: Sie nehmen mir den Gedanken aus der Seele. Es ist nicht irgend ein Verhältniß der Gesellschaft, ein Zustand der Person, die Eigenheit oder Richtung eines Individuums: es ist der Complex aus alledem, das Bild der Menschheit, das der Dichter zum Vorwurfe nahm und in wenigen treffenden Zügen und glücklich aufgegriffenen Partien darzulegen strebte. Ein Blättchen aus dem großen Lebensbuche, nicht eine Novelle oder Anekdote aus einem Modealmanach. Die Wahl und Anwendung der Mittel, die ihm dabei zur Hand lagen, gibt dann Zeugnis von der Fülle oder Nüchternheit des Talentes und Geschickes. Betrachten wir einmal die Gestalten gesondert, die uns der Dichter vorführt. Gleich an der Spitze und als primo mobile des Ganzen erscheint uns der Charakter, den der Verfasser selbst darstellt. Unmöglich kann er mit jenem Blicke angesehen werden, wozu uns der Eingang aufzufordern scheint, ohne Tadel und Missfallen zu erregen. Er scheint in seinen Zügen



verworren, verzerrt, ja gar ins Abgeschmackte auszulaufen sobald der Zuschauer den Gesichtspunkt irregeht, von welchem aus er betrachtet werden muss. Aber dieser findet sich eben nicht im Parterre unserer Komödienbühne, sondern aus dem Schauraume einer anderen, von der wir schon manches Frühere ansehen und beurtheilen gelernt haben. Es würde auch keinem von uns, die wir der Sache eine schönere Aufmerksamkeit zuwandten, geschehen, ihn mit jener zu verwechseln, wenn uns der Dichter nicht selbst irreführte und das Fixieren erschwerte. Wir erwarten nach allen Anzeichen einen Misanthropen, ein individuell durch solch einen Zustand bezeichnetes Wesen, und entgegentritt uns eine jener sich willkürlich spielenden Capriccios nach des Dichters früherer Weise. Diese Gestalt nun ist es hauptsächlich, was den Begriff der Komödie in diesem Drama, wozu es in seinen übrigen Charakteren und theils in den Situationen hinneigt, aufhebt. Sie bewegt sich in ihrer tragisch-komischen Doppelfigur durch einen Orbis pictus voll Umfassung und Bedeutung. Wäre es ein Menschenfeind im abgeschlossenen Sinne dieses Begriffes, der uns vorgeführt werden sollte: wie vertrüge sich in ihm Scherz und Ernst — ich sage in ihm, mit Bewusstsein und Thätigkeit; denn dass ein Komisches aus dem Pathos eines solchen Zustandes für uns hervorgehen könne, unterliegt keinem Zweifel. Eine so ausgeleerte und mit Hass vollgeschüttete Brust ist wohl jeder Empfindung fähiger als der des Scherzes, welcher überhaupt nur im Spiegel des ruhigen Gemüthes aufprallt und reflectiert, aber in keinem leidenschaftlichen — am wenigsten jedoch einem hassenden. Die Äusserung durfte demnach allerdings komisch sein, aber nicht in der Seele, vor dem Auge des Gepeinigten selbst.

A.: Verstehe ich Sie recht, so ist die besprochene Figur als eine Maske zu nehmen. Wie verträgt sich dies aber mit der lebendigen Gruppierung ihrer Umgebung?

B.: Nicht ganz zum besten; das ist es eben. Darum wurde an ihr auch manche Tusche versucht, die ihr einen Schein des Lebens geben sollte; theils um eine Annäherung zu erleichtern, theils um das Interesse daran zu erhöhen. Aber ich kann nicht umhin, trotz all dieser Zeichen, meine ausgesprochene Meinung zu behaupten. Ja es scheint mir jene im zweiten Acte dargestellte Doppelgängerei früher symbolisch angedeutet in einer und derselben Figur.

A.: Die Idee wäre äußerst sinnreich und frappant!

B.: Verfolgen wir sie! Finden Sie den gezeichneten Zustand nicht rein objectiv, selbst dem Wesen gegenüber, das ihn ausspricht? Wird nicht jeder leidenschaftliche Ausbruch alsobald willig vom Dichter zerstört und aufgehoben? Ist nicht selbst dem Culminieren desselben in dem Momente, da der überreizte Misanthrop seine Habe zerstört, sein Theuerstes verflucht, sein Haus verlässt, um in Waldeseinsamkeit zu fliehen, die Spitze abgebrochen und damit deutlich darauf hingewiesen, dass es ein Maskenstab ist und kein Speer, womit der Dichter schlägt und trifft? Noch deutlicher wird eine solche Absicht im Verfolge, da sich die zwiespaltige Zwillingsseinheit wirklich trennt und nun der lächelnde Menächme<sup>1)</sup> dicht vor den dräuenden hintritt.

A.: Erlauben Sie, dass ich Sie unterbreche! Ich kann die mannigfachen Züge Ihrer Äußerung noch nicht vollkommen zusammenfassen zu einem Resultate. Gestatten Sie mir einen Versuch. Sie bemerkten zuerst einen Zwiespalt in dem neuen Producte unseres Dichters, der bei früheren Leistungen nicht sichtbar war; Sie wollten ferner darin eine Übergangsbrücke entdecken zu einer neuen Weise, und das Schwankende der vorliegenden erklärte

---

<sup>1)</sup> Menaechmi heißen die beiden Zwillingsbrüder in dem gleichnamigen Stücke des Plautus, der Quelle von Shakespeares »Komödie der Irrungen«.

sich leicht daraus; Sie setzten eine Annäherung an die Komödie, deren charakteristische Merkmale Sie andeuteten, als eine solche fest. Sie giengen nun weiter und traten der Eigenthümlichkeit unseres Vorwurfes an die Seele. Zuvörderst sollte die Einführung des Wunderbaren zum Theile verfehlt sein und das wie und warum beruhte in seiner Stellung zu den Charakteren, zur Gesinnung des Stückes; ja, Sie deuteten hin, es könnte wohl gar entbehrt oder auch zweckmäßiger ersetzt werden. Sie wollten sich aber dennoch bereit finden lassen, die Person, die es in der Gestalt des Alpenkönigs repräsentierte, zu tolerieren, und gaben die Bedingungen zum Theile an, unter welchen Sie dies gestatten mochten. Sie suchten ferner darzulegen, inwieweit sich Ihre früher geäußerte Ansicht mit der danebenlaufenden vertrüge, dass unser Drama doch keine Komödie sei, indem Sie Gruppe und Anschauung den Charakteren und der Gesinnung entgegensetzten und aus dem Conflict beider die Mischung des Stoffes entnahmen und benannten. Endlich kamen Sie an das Stirnblatt des Werkes, das auch zugleich sein Mittel und Puls ist, und wollten in dieser Figur eine personifizierte Idee erblicken, eine Zwillingsgestalt mit zwei Köpfen und vier Armen an einem Leibe. Ist es also? und brauche ich Sie aufmerksam zu machen, wo ich noch Unterstützung, wo ich Ergänzung wünschte?

B.: Ich hoffe nicht. Da ich von der Stellung des Alpenkönigs zu unserem Drama sprach und sie als nicht genügend motiviert angriff, wies ich zugleich auf die Sage von Rübezahl als auf ein Seiten- und Probegemälde hin. In welche Verhältnisse tritt dieser mit seinem Geister-Hocuspocus ein? In die einfachsten, dürftigsten. In das Stilleben anspruchsloser, unbewusst vor sich hinlebender Riesengebirgsbewohner reckt er seinen fruchtbaren Geisterarm. Seines langweiligen Lebens überdrüssig, sucht er sich Spass auf und wählt seinen Schauplatz vernünftig und



handhablich genug. So auch sein Nachfahrer in den Alpen? Keinesweges! Der ernste Mann, viel klüger und civilisierter als sein Geistervetter, zettelt ganz andere Intriguen an. Es macht ihm Lust, in ein keckes neunzehnte Jahrhundert mitten hineinzutreten und seinen greisen Bart den Fingerspitzen eines schnippischen Zöfchens preiszugeben. Es ergötzt ihn, sich mit einem misanthropischen Narren in einen philosophischen Bekehrungskrieg einzulassen und endlich gar zu Feuer und Wasser und dem ganzen Apparate seines Handwerkes zu greifen, um seine Absicht durchzusetzen. Ein sonderbarer Humor! Gar zum Schauspieler wird der ernste Alte und agiert mit einer Virtuosität, die von Übung zeugt.

A.: Wie wollten Sie aber diesen Anstoß vermeiden? Wie wollten Sie jene Doppelgängerei, die doch schon einmal in des Dichters Absicht lag, anders herbeiführen?

B.: Vielleicht dadurch, dass ich bloß die eine Seele meines Sünders exilierte und in ein dem alten ähnliches Gehäuse bannte, die andere ihm gelassen, um zu beobachten und zu reflectieren.

A.: Sie werden immer kühner und paradoxer!

B.: Warum dies? Finden Sie es seltsamer und ungerimter als die vorliegende Seelenauschwehlung, wobei doch dem Beraubten eine gelassen oder gegeben werden musste? Aber lassen Sie uns erwägen, ob denn eine solche Macht überhaupt im Bereiche unseres Berggeistes liegen konnte! Nach den Begriffen, die einmal in unserer Phantasie seit frühestem festgestellt sind von einem solchen Wesen, gehörte sie gewiss nicht unter seine Wirkungskräfte. Er konnte ein täuschendes Phantom gestalten, welches das Menschengebilde nachspielte; aber einen Seelenbann jener Art sind wir gewohnt, allenfalls den Magiern zuzuschreiben, und solch ein Wesen z. B. wäre es, wodurch mir unser Rübezahl zweckmäßiger ersetzt dünkte.

A.: Wäre aber einer solchen Gestalt — wenn ich ihren Vorzug vor jenem zugestände — die Umgebung

nicht noch weit unverträglicher? Ich wenigstens kann mir in ihrem Mittagslichte leichter einen rüstigen, märchenhaften Berggeist, als einen matt athmenden Magier mit Effect denken.

B.: Vielleicht haben Sie recht — und ich doch nicht unrecht. Sie müssen sich mein Bild nicht mit jenen Zügen malen, womit man es auf dem silbergrauen Hintergrunde der Vorzeit aufgetragen erblickt. Ich erinnere Sie nur an die ergreifenden Gestaltungen Hoffmanns,<sup>1)</sup> die weder den Mittag, noch unsere frivole Zeit scheuen, um Ihnen anzudeuten, was und wie ich es meine. Aber schon zuviel davon, wenn ich nicht befürchten muss, durch die stets neu sich entwickelnden Anlässe ins Grenzenlose zu gerathen. Es lag nicht in meiner Absicht, zu sagen, wie es der Dichter allenfalls besser machen konnte, noch liegt es in derselben, das, was er gewollt und geleistet, mit Elle und Gewicht zu untersuchen und darnach seinen Preis anzusetzen. Auf einen Standpunkt nur wollte ich hingedeutet haben, von welchem aus die mannigfachen Gestalten, Gruppen und Bilder betrachtet werden können zu einem einheitsvollen Gemälde. Ob dieses genau mit jenem zusammenfällt, das der Dichter vor uns aufstellte, steht dahin. Es ist die Eigenschaft jeder wahren Kunstschöpfung, anzuregen wie zu geben; das Wieviel und Wieso bedingt zum Theile das empfangende Gemüth; und wenn dem einen der Kreis der Anschauung enger, dem andern weiter sich eröffnet, so ist dies eben eine nothwendige, unvermeidliche Sache. Und hierin liege die Entschuldigung für ein Zuviel und Zuwenig in der meinigen.

---

<sup>1)</sup> Über E. T. A. Hoffmanns eigenthümliche Kunst, das Wunderbare realistisch darzustellen, vgl. insbesondere G. Ellinger »E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke«. Hamburg und Leipzig 1894. S. 173. d. Hg.

A.: Sie haben vollkommen recht — und behalten es auch in jed anderem Bezuge, wenn vielleicht manches nicht ganz so sein dürfte, wie Sie es sehen. Auch mögen Sie nicht fürchten, von mir missverstanden zu werden, indem sich Ihr Urtheil ganz polemisch auszusprechen schien. Die Rüge ist der Probiertestein des Preises, und das echte Gold bewährt sich eben daran. Jetzt aber gönnen Sie mir, mich ganz der Freude über einiges vorzüglich Gelungene zu überlassen. Ich nenne Ihnen vor allem die köstliche Scene in der Waldhütte. Sie ist von unvergleichlicher Erfindung und der kräftigstestesten Ausführung. Ein Bildchen im niederländischen Stil, aber von der tiefsten Bedeutsamkeit, dergleichen ich wenig Ähnliches kenne. Erfreute sich die Scene mit den drei Weibern einer solchen Ausführung, wäre sie mit jenem Humor behandelt, als sie entworfen, sie lieferte ein würdiges Seitenstück zu der gepriesenen. Aber ich kann mich in diese Weise, sowie in alles, was nun folgt, nicht mit Behagen finden. Überhaupt wünschte ich das Stück in drei Acten, in die es von selbst natürlich zerfällt, und den Schluss des ersten machte die obbenannte Scene.

B.: Sie haben in ihrer früheren Bemerkung Recht. Der Spass verletzt in jener Situation. Ich könnte sie mir von schlagendem Effecte denken, von schauerhaftem Eindrucke, ohne dass sie pathetisch gehalten sein müsste. Sie dürfte immerhin barock, ja parodisch behandelt sein, aber in keinem Fall spasshaft. — Und so gäbe es manches im Detail zu bemerken, manches Schöne, Treffende, ja Unvergleichliche herauszuheben. Aber was wollen wir lange nach Lobsprüchen aus sein? Wer zweifelt an der Fülle des Trefflichen im Ganzen wie im Einzelnen? Der zweite Act besonders ist so voll lebendigen, mannigfachen Ausdrucks, voll feiner und individueller Züge, zarter Bedeutung und echt komischer Kraft, die nur auf einem fruchtbaren Talente wurzeln können. Und was auch



Unvollendetes, Unzureichendes mehr oder minder sich hervorthun möge: die frische Urkräftigkeit ist nirgendwo zu verkennen, der schöne Wille, der hoffnungsreichste Fortschritt. Und somit lassen Sie uns ein Glas füllen, dessen Inhalt es wert sei, auf das Gedeihen und Beharren des Mannes geleert zu werden, der uns schon so oft und so reich beschenkte und für jede Gabe, die er beut, von den Göttern mit einem schöneren Schatz in seiner Brust beschenkt wird . . .

A.: Dem unsere Liebe ein werter Zusatz sei!

B.: Er lebe und freue sich lange, und die Jugend und Phantasie sei stets bei ihm und bekränze seine heitre Stirne!

A.: So rufen wir ihm mit tausend freundlichen Herzen zu.





## Ein musikalisches Glaubensbekenntnis.

»Ein jeglicher muss seinen Helden wählen,  
Dem er die Wege zum Olymp hinauf  
Sich nacharbeitet.«

[Goethe, Iphigenie, II. 1.]

Weniges dürfte für die Philosophie der Geschichte bedeutender erscheinen als ihre Kunstläufte. Nicht allein die schaffenden Kräfte derselben, sondern auch — und vielleicht noch charakteristischer — die empfangenden bieten dem forschenden Geiste einen günstigen Leitfaden zur Beurtheilung der moralischen Zeitzustände. Denn wenn jene auch wie jedes Product der Zeit von deren Einflüssen sich nicht frei erhalten mögen, so taucht doch hier und da eine selbständige Kraft daraus empor, die entweder — gleichsam als eine anticipierte Zukunft — über der Gegenwart oder — als eine in stiller Abgeschlossenheit sich entfaltende Specialität — doch außer ihr steht. Aber die Äußerungen der Empfänglichkeit werden stets mit den allgemeinen dringendsten Bedürfnissen einer Generation im Einklange stehen, der Beifall und Tadel, welchen sie den Kunstleistungen spendet, ein unfehlbares Zeugnis geben für ihren moralischen Zustand; und zwar nicht die

Scherbengerichte der launischen Masse, die doch ewig nur von Täuschungen geleitet und vom Blendenden verführt wird und daher demselben kategorischen Imperativ unterthan ist, den sie als vox populi vox dei<sup>1)</sup> geltend macht, sondern nur die Sympathien und Kränze der kleinen Fraction, welche die gesetzgebende Versammlung für den Kunstgeschmack der Gegenwart bildet.

Unter allen Erscheinungen im Kunstgebiete neuester Zeit hat sich keine der Geister und Gemüther siegreicher bemächtigt als Beethoven. Obgleich die Schöpfungen dieses gewaltigen Genius einestheils noch in dem Kreise einer frühern Kunstepoche eingeschlossen sind, anderntheils zwar ihre Saaten bereits außer denselben warfen, aber noch keinen hinlänglich aufgelockerten Boden dafür fanden und daher, streng genommen, nicht der neuesten Zeit angehören: können sie doch nur als ein in genialischer Vorreife getriebenes Product dieser betrachtet werden. Solange die aufbrausende Geister- und Lebensbewegung nicht einen Niederschlag gebildet hat, werden sie ihren mächtigen Einfluss behaupten; denn sie sind erhabene Lieder ohne Worte, deren Text unser Stückchen Weltgeschichte ist. Es kann demnach weder Verwunderung noch Tadel erregen, dass die Jünger dieses musikalischen Mahomets ihren Meister für den eigentlichen Gottgesandten erklären und seinen milderen Vorgänger eben nur für eine Prophetenstimme, welche dazu auserkoren war, jenem den Weg zu bereiten. — Eine aufgeregte Zeit sieht sich um nach einem Fahnenträger ihrer Oriflamme, nach einem Wortführer ihrer Klagen, Bedürfnisse, Hoffnungen und Begeisterungen. Sie sucht vor allem, im instinctmäßigen Gefühle der Abspannung, wovon ihre Aufregung bedroht ist, gewaltige Reize; das Schöne muss dem Enthusiastischen weichen. Wie jenes nur von der Ruhe erzeugt

---

1) Siehe oben S. 78.



werden kann, vermag es auch nur von der Ruhe empfangen zu werden. Der Künstler tritt resignierend vor dem Rhapsoden zurück. Wie könnte jener, dessen Wirkungen auf stille Sammlung und liebevolle Aufmerksamkeit berechnet sind, sich behaupten neben diesem, der seine Effecte aus der momentanen, funkenschlagenden Wechselwirkung zwischen Geber und Empfänger erzeugt?

Von rein menschlichem Standpunkte aus betrachtet, ist demnach, wie gesagt, an dieser Erscheinung weder etwas Verwunderliches, noch — insoweit nämlich der empfangende Theil seine Anerkennung nicht bis zur Ungerechtigkeit und Einseitigkeit steigert — Tadelnswertes. Aber nicht ganz unfruchtbar dürfte es sein, daran nun auch einen ästhetischen Maßstab zu legen, das einzige Maß, das Erzeugnissen der Kunst ihre Geltung für alle Zeiten sichert. Es dürfte für den Unbefangenen von einigem Interesse sein, die Evangelien der beiden großen Apostel der Tonkunst nebeneinander aufzuschlagen, ihren Text zu vergleichen. Gänzlich abgesehen davon, inwieweit sie ihrer künstlerischen Geltung nach eine solche Zusammenstellung rechtfertigen: für die ästhetische und philosophische Geschichte der Musik ist das Wirken derselben an sich und nebeneinander sicher von bedeutenderen Beziehungen und interessanteren Folgerungen als irgend eine andere Erscheinung in diesem Gebiete.

Ein solches Verfahren, welches ich schon vor längerer Zeit zu meiner eigenen Aufklärung eingeschlagen hatte, ergab mir folgendes Schema:

**Mozart.**

**Beethoven.**

Grundzüge.

Schönes.  
Naives.  
Lyrisches.

Enthusiastisches.  
Absichtliches.  
Humoristisches.

## Corollarien.

Himmlische Ruhe und Heiterkeit.

Iris über Gewittern.

Prophetisch - schöpferisch-organisch.

Hingebung — Anregung.  
Elegisch;

Lächeln mit der Thräne;  
harmonisch; versöhnend.

Gigantischer Anlauf gegen den Olymp.

Prometheus.

Sibylinisch — schöpferisch-bildnerisch.

Widerstand — Bewältigung.  
Zerreissend; ironisch;  
durch Contraste wirkend;  
epigrammatisch, ja selbst polemisch; unversöhnt.

## Entwicklung.

Im Innern auf organischem Wege — zuerst an Traditionelles gelehnt, des materiellen Elementes sich bemeisternd. Freier Flügelschlag des Genius; himmlische Offenbarungen desselben im reinen Kunstäther.

Findet bereits ein Fertiges — Versuch, es darin seinem Vorgänger gleich zu machen. Umherschauen nach neuen Hilfsquellen; der Gährungsstoff der Zeit bietet sie. Im Hingeben daran wird der musikalische Instinct verdunkelt, das Gefühl für die zarten Grenzen vertrübt. Unmöglichkeit eines Rückschreitens, obgleich das Weiterschreiten über den Kreis der Kunst hinausführt.

In diesem zusammenstellenden Überblicke suchte ich mir vorerst die charakteristischen Grundeigenthümlichkeiten der beiden Meister klarzumachen und schritt nun zu einer speciellen Betrachtung weiter.

Leider sind uns Mozarts dramatische Jugendarbeiten entzogen. Ist es auch leicht erklärbar, dass dieselben über

seine spätern, mit rastlosen Überraschungen hereinbrechenden Wunder vergessen werden konnten, so kann doch die Gleichgiltigkeit dagegen schwer gerechtfertigt werden, nachdem ein halbes Jahrhundert den Zauberrausch genüchert, nachdem die unschätzbare Verlässenschaft das segenreiche Eigenthum aller Herzen und Geister geworden. Ja, ganz unbegreiflich müsste dieser Mangel an Pietät gegen unsern größten, edelsten Genius erscheinen, läge nicht einige Entschuldigung dafür in dem alle Kunstschränken überflutenden Töneschwall, der uns seit dreißig Jahren in besinnungslosem Wirbel dreht und (hauptsächlich dem neuen Geschlechte, das unter seinem Korybantenlärm auferzogen wurde) die Empfänglichkeit für Eindrücke edlerer Natur großentheils abgestumpft hat.

Es liegen uns aus Mozarts Kunstnoviziat nur wenige Proben vor. In ihnen erkennen wir, wenn wir die Umstände erwägen, unter denen sie entstanden, wohl die erstaunenswerte musikalische Anlage, aber noch kaum mehr; eine Schärfe nämlich des musikalischen Instinctes, wovon weder früher noch später Ähnliches bekannt geworden ist. Und obwohl es nach den Wirkungen, welche der zarte Wunderknabe auf seinen Kunstreisen durch England, Frankreich und Italien hervorbrachte, nicht bezweifelt werden kann, dass seine Improvisationen mit einem weit höheren, freieren Flügelschlage sich bewegten als seine Compositionen,<sup>1)</sup> so sind doch auch jene sicher nur natur-

---

<sup>1)</sup> Wahrscheinlich hat der kleine Künstler in diesen getrachtet, durch das Anschließen an die hergebrachte Weise seinen Werken Stil zu verleihen, was ihm damals wohl identisch mit der Form erscheinen mochte. Finden wir doch ein ähnliches Verfahren in Albrecht Dürers historischen Bildern, eine Ängstlichkeit in der Anordnung und hauptsächlich in der Behandlung der Draperie, während seine Skizzen und Handzeichnungen von der großartigsten Freiheit sind.



gemäß gewesen — Offenbarungen eines Götterkindes, unähnlich den als Wunder angestaunten derartigen Erscheinungen der neuesten Zeit.<sup>1)</sup>

Aber treten wir nun vor das erste, aus seinem Götterhaupte gesprungene Minervabild, vor seinen edelsteingewappneten »Idomeneus«; durchwandern wir das Pantheon seiner Schöpfungen bis zu seiner Transfiguration, dem himmlischen »Requiem«; überblicken wir die Schätze, welche eine Spanne von fünfzehn Jahren umfasst — die Wage, womit wir eine solche Größe zu messen versuchten, wird unseren Händen entfallen, wir werden mit andächtiger Bewunderung erkennen müssen, dass es dafür im Reiche der Erscheinungen weder ein Gleichnis, noch einen Maßstab gibt.

---

1) Diese Wunderkinder haben selten einen andern als einen peinlichen Eindruck auf mich hervorzubringen vermocht, und ich konnte die Hoffnungen nicht theilen, die sie zu erregen pflegen. Die Natur macht nie Sprünge in ihren Entwicklungen; wo dergleichen Ausnahmewesen erscheinen, weisen sie auf krampfhaftes Ueberspannung oder auf krankhaften Organismus hin. Psyche und Materie sind demselben Gesetze der Entfaltung unterworfen, haben ihren Kreislauf zu verfolgen nach denselben leisen Fortschreitungen, die alles Geschaffene durchwandeln muss, bis es den Zielpunkt seiner Bestimmung erreicht hat. Ein Kind, das mit Leistungen eines Mannes auftritt, ist eben kein Kind mehr; wir hätten an ihm allenfalls eine außergewöhnliche Triebkraft zu bewundern, aber nicht außergewöhnliche Fähigkeiten. Nur dann, wenn seine Offenbarungen zwar gesteigerte, aber dennoch den Bedingungen seiner Existenz angemessene sind, ergreift es uns mit den heiligen, ahnungsvollen Schauern einer großen Zukunft. Und gewiss hat nie ein Mensch solche Hoffnungen freudiger angeregt und schöner erfüllt als Mozart. Er war ein wahres Lieblingskind der Natur, in ihm hat sie mit seligem Mutterstolze ein Musterbild ihrer Schöpferkraft aufgestellt — ein Wunder, aber, wie alle ihre Wunder, nicht als Anomalie, sondern als umfassend-energischen Ausdruck ihres Gesetzes.

Und wie Mozart in jedem seiner Werke nur er selbst ist, so ist er auch stets ein anderer; nur an seiner Größe und Vollendung erkennbar, nicht an einem bestimmten Typus. Er hat gewissermaßen für jede seiner umfassenderen Schöpfungen eine neue Musik erschaffen, und eben seine letzten Werke, die »Zauberflöte«, »Titus« und das »Requiem«, geben uns bedeutungsvolle Winke, welche neue Quellen in der Tiefe seiner Seele zum Durchbruche bereit waren. Ihr Inhalt ist nicht zu berechnen, aber es kann wohl behauptet werden, dass die Musik sich nie nach der Richtung hätte entwickeln können, die sie seit dreißig Jahren genommen, wenn sein gesetzgebender Einfluss noch durch ein Jahrzehntig darüber gewaltet hätte.

Ich habe in meinem vergleichenden Schema als Grundzüge der Mozart'schen Musik bezeichnet: Schönes, Naives, Lyrisches. Die Schönheit von Mozarts Musik beruht nicht allein auf dem unnachahmlichen, unverwelklichen Reize und der eingeborenen Geschlossenheit und Bedeutsamkeit seiner Melodien, in der hohen Vollendung der Anlage und dem reinsten Ebenmaße aller Theile seiner Compositionen, in der unerschöpflich reichen und dabei jeder Aufdringlichkeit, jedem Effecte durch Überraschung so entfernten instrumentalischen und harmonischen Einkleidung seiner Ideen: sondern hauptsächlich auf der Idealität<sup>1)</sup> seines Gefühlsausdruckes, auf der jungfräulichen Keuschheit und Innigkeit desselben.

<sup>1)</sup> Am überzeugendsten spricht sich diese Richtung Mozarts in solchen Gebilden aus, die ihrem Charakter nach der niederländischen Schule angehören, z. B. Zerline. Wie ideal und doch so durch und durch Natur ist jeder Zug an diesem unvergleichlich köstlichen Bildchen, ein Gemisch von Kindlichkeit, Koketterie, Schalkhaftigkeit und Schwärmerei! — Es war mir interessant, bei der letzten Aufführung von Haydns »Jahreszeiten« (wohl das schönste Werk dieses liebenswürdigen Tonsetzers, weil es so ganz innerhalb des Gebietes seines Genius

Er hat es nie mit den Sinnen, immer mit dem Gemüthe zu thun; und so sehr dies der Möglichkeit einer allgewaltigen Wirkung zu widersprechen scheint, so bemächtigt sich dieselbe dennoch aller Seelen mit einem Eindrücke, den kein anderer Tonsetzer je hervorzubringen im Stande gewesen ist. In jeder Brust schlummert ja ein Engel, und Mozarts Töne wecken ihn mit seinen Heimatliedern. Ist es nöthig, an seinen Pagen im »Figaro«, an Pamina, an das »Addio«-Quintett in »Così fan tutte« und unzählige andere Belege dafür in seinen Opern, Symphonien, Messen, Liedern und Sonaten zu erinnern? Wahrlich, die Klage um unsere höhere Heimat und die sehnsüchtige Hoffnung unserer Heimkehr dahin hat nie einen geweihteren Vertreter gefunden als jene Seraphsklänge — wahrlich, keiner Zeit als unserer wäre es mehr Bedürfnis, sich daran

lag und daher jene vollkommene Befriedigung gibt, welche z. B. die »Schöpfung«, deren Vorwurf dasselbe überragte, nicht gewährt) darüber nachzusinnen, wie wohl Mozart diesen Stoff behandelt haben würde. Weit entfernt, mir den entzückenden Genuss der Gegenwart zu schmälern, erhöhete mir eine solche Zusammenstellung denselben. Hier hatte Haydn seinen Nebenbuhler sicher nicht zu fürchten, obgleich ich mir nicht verhehlen konnte, dass Mozart auf einem ganz andern Wege diese Aufgabe gelöst haben würde. Wo zwei Talente in der ihnen vollkommen angemessenen Sphäre wirken, wird ihre Verschiedenheit nicht als ein Abstand bezeichnet werden können ohne Einseitigkeit oder Ungerechtigkeit. Aber sobald Capacität neben Capacität, unabhängig von einem speciellen Falle ihrer Wirksamkeit, gewogen werden sollen, kann Haydn so wenig neben Mozart genannt werden als irgend ein anderer Componist — und wohl weniger als mancher andere. Nicht allein in Berücksichtigung der Vielseitigkeit und Elasticität Mozarts, die ihn allein schon über alle bekannten Musiker erheben würde, sondern hauptsächlich wegen des Timbre seines Talentes (wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf), dem vielleicht einzig Händels Genius ebenbürtig ist.



zu reinigen und zu erheben! Statt unsere Kinder mit den sinnenberauschenden Sirenentönen, mit den leidenschaftserhitzenden Schlachthymnen der modernen Tonkunst groß-zuziehen, sollten wir zu einer der Hauptgrundlagen unserer Erziehung Mozarts Musik machen. Ich habe die innigste Überzeugung, dass ein unter ihrem Einflusse sich entwickelndes Gemüth der schönen Eigenschaften des Glaubens, der Liebe und der Toleranz, deren eben wir in der flutenden Bewegung, welche alle Satzungen und Formen der geselligen und intellectuellen Zustände auflockert und zu neuen Krystallisationen drängt, mehr als jedes andere Zeitalter benöthigen, um uns vor Irrthümern und Unrecht zu bewahren, nie verlustig gehen wird.

Mit tiefem Sinne haben die Alten der Musik die höchste civilisierendē Kraft zugeschrieben und dieselbe in schönen Mythen dargelegt, obgleich ihre Musik nur noch das Kinderlallen des himmlischen Tongenius war.<sup>1)</sup>

Es ist gewiss ungemein bedeutsam, dass diese Kunst erst mit dem reinen Begriffe von der Gottheit zur Ausbildung gelangte. Aber ist sie nicht eben auch die reinste Offenbarung derselben? Wo wäre sonst ihr Lehrmeister zu suchen, wenn nicht im Urquell aller Harmonie, in Gott?

---

<sup>1)</sup> Man lese nach, was über den Einfluss der Musik auf die Sitten, ja selbst auf die Staatsverfassungen Polybius, Aristoteles, Theophrastus, Plutarch, Plato gedacht haben. Bei dem letzteren heißt es im vierten Buche der Gesetze, dass die Präfecturen der Musik und der Gymnastik die wichtigsten Ämter des Bürgerstaates seien, und im dritten Buche seiner »Republik«: »Damon wird dir sagen, welche Töne die Eigenschaft haben, Niedrigkeit der Seele zu erzeugen, Insolenz und die ihnen entgegengesetzten Tugenden.« — Welch ein Feld fruchtbarer Betrachtungen bieten nicht diese Worte, und wie nahe zur Hand liegt deren Anwendung und Erhärtung in unseren Concertsälen und Opernhäusern! [Die citierte Stelle: »Platons Republik« 3, 400 B. d. Hg.]

Die musikalischen Inspirationen sind die einzigen, die durchaus keinen Anstoß von der Sinnenwelt empfangen, durchaus nichts gemein haben mit irgend einer Wahrnehmung aus derselben. Und je mehr die Schönheit Herrscherin der Erde werden wird, umsomehr wird die Musik an Bedeutung und Wirkung gewinnen.

Mozarts Stil<sup>1)</sup> beruht auf keinem formellen Typus, sondern ganz allein auf dem Vereine aller der inneren und äußeren Vorzüge, wodurch ein Kunstwerk seiner höchsten Aufgabe entspricht: auf Schönheit. Diese Eigenschaft durchdringt alle seine Schöpfungen mit jenem unfehlbaren

---

<sup>1)</sup> Es ist schwer, eine Definition des Begriffes Stil in seiner höhern Bedeutung zu geben. Man pflegt zu sagen: »Dieses Bauwerk, Gemälde, Musikwerk hat keinen Stil.« Obgleich hiermit meistens Stil synonym mit Charakter erscheint, kommen doch Fälle vor, wo diese beiden Begriffe sich anstoßen, wo man nämlich einem Kunstwerke Charakter zugestehen muss und ihm doch Stil abspricht. Charakter ist der Ausdruck der moralischen Individualität, Stil der Ausdruck der künstlerischen; wobei uns nicht beirren darf, einem Dinge eine Eigenschaft zugemessen zu sehen, die nur der Person zukommt. Jedes Kunstwerk muss eine Idee zur Anschauung bringen, oder es ist keines; durch diese wird es gleichsam zum moralischen Wesen und tritt uns als solches allerdings mit einer moralischen Individualität entgegen. Das Verfahren des Künstlers ist hierin ein absichtliches, während die künstlerische Individualität eines Werkes von der nothwendigen, eingebornen Künstlerorganisation bedingt und der reinste Ausdruck derselben ist. Wo eine solche Künstlerorganisation in abgeschlossener Eigenthümlichkeit vorhanden ist, wird sie allein ihren Productionen den Typus derselben aufdrücken, und dieses Gepräge der genialen künstlerischen Schöpferkraft ist dasjenige, was wir mit Stil bezeichnen. Dass diese auf eine innerliche Bildnerkraft sich beziehende Bezeichnung nicht verwechselt werden darf mit den formellen Eigenschaften einer Leistung, die man gewöhnlich ebenfalls dadurch zu bezeichnen pflegt, bedarf wohl keiner Erinnerung.

Naturtriebe, der den Kelch der Rose mit bezaubernden Düften füllt. Überall begegnen wir dieser Schönheit, im anspruchlosesten Liedchen, wie im »Pentiti« seines »Don Juan«. Mozarts Inspirationen sind niemals durch den Verstand vermittelt, sondern rein aus der innersten Anschauung geschöpft, daher sie auch mit so hinreißender Gewalt der Seele sich bemächtigen.

Indem ich auf den zweiten Grundzug der Mozartschen Musik übergehe, sei es mir erlaubt, die unvergleichlichen Worte Schillers<sup>1)</sup> über das Genie anzuführen: »Naiv muss jedes wahre Genie sein, oder es ist keines. Seine Naivetät allein macht es zum Genie und was es im Intellectuellen und Ästhetischen ist, kann es im Moralischen nicht verleugnen. Unbekannt mit den Regeln,<sup>2)</sup> den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeistern der Verkehrtheit, bloß von der Natur oder dem Instinct, seinem schützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmacks, in welchen, wenn es nicht so klug ist, sie schon von weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verstrickt wird. Nur dem Genie ist es gegeben, außerhalb des Bekannten noch immer zuhause zu sein und die Natur zu erweitern, ohne über sie hinauszugehen. Zwar begegnet letzteres zuweilen auch den größten Genies, aber nur, weil auch diese ihre phantastischen Augenblicke haben, wo die schützende Natur sie verlässt, weil die Macht des Beispiels sie hinreißt oder der verderbte Geschmack ihrer Zeit sie verleitet.<sup>3)</sup>

»Die verwickeltesten Aufgaben muss das Genie mit anspruchloser Simplicität und Leichtigkeit lösen; das Ei des

<sup>1)</sup> »Über naive und sentimentalische Dichtung.« d. Hg.

<sup>2)</sup> Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass hier »Regeln« nur im conventionellen Sinne verstanden werden muss.

<sup>3)</sup> Ich kann mich nicht enthalten, hiebei vorgreifend auf den gewaltigen Genius hinzuweisen, dessen Betrachtung zunächst meinen Vorwurf bildet.



Columbus gilt von jeder genialischen Entscheidung. Dadurch allein legitimiert es sich als Genie, dass es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphiert. Es verfährt nicht nach erkannten Principien, sondern nach Einfällen und Gefühlen; aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes (alles, was die gesunde Natur thut, ist göttlich), seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen.

»Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privatleben und in seinen Sitten. Es ist schamhaft, weil die Natur dieses immer ist; aber es ist nicht decent, weil nur die Verderbnis decent ist. Es ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegentheil sein; aber es ist nicht listig, denn das kann nur die Kunst sein. Es ist seinem Charakter und seinen Neigungen treu, aber nicht sowohl, weil es Grundsätze hat, als weil die Natur bei allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfnis zurückbringt. Es ist bescheiden, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimnis bleibt; aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. . . .«

Wer sollte nicht glauben, dass unserem großen Dichter zu diesem Porträte Mozart<sup>1)</sup> gesessen? Der erhabensten und tiefstinnigsten Entwürfe entledigt er sich mit jener naiven Auffassung und Behandlung, die an dem Producte nichts zu wünschen übrig lässt, ja das Werk der Kunst als ein Werk der Natur erscheinen macht, das nicht mehr anders gedacht werden kann. Hier ist keine Absicht der Urtheilskraft, keine Combination des Verstandes, keine Künstlichkeit der Mittel; so allein konnte in wenig Stunden vor der Aufführung die Overture zu »Don Juan« entstehen; so allein lassen sich all die Wunder erklären, die

<sup>1)</sup> Thatsächlich diente Goethe als Modell.

Mozart in seinen dramatischen Werken und hauptsächlich im »Don Juan« und der »Zauberflöte« geoffenbart hat — wohl die tiefsinnigsten, bedeutungsvollsten und schönsten Schöpfungen in allen Gebieten der Kunst aller Zeiten und Völker. Hieraus allein kann begriffen werden, wie Mozart die verwickeltsten Aufgaben, z. B. das Finale des ersten Actes des »Don Juan«, das Duett vor der Statue, oder selbst gänzlich stoffstarre, wie das Quartett derselben Oper: »Non ti fidar quel perfido«, auf rein musikalischem Wege zu lösen im Stande war; wie er nicht nur jedem Gefühlsausdrucke den vollkommenst entsprechenden Laut zu verleihen, sondern denselben dergestalt zu individualisieren vermochte, dass in dem reichen Bildersaal seiner dramatischen Schöpfungen jede einzelne Gestalt ihren eigenthümlichen, typisch ausgeprägten Accent hat und dennoch als ein organisches Glied des einen, selbständig abgeschlossenen Ganzen erscheint, wozu es gehört. Ein solches Verfahren ist vor Mozart nicht einmal in der Ahnung vorhanden gewesen; er selbst hat diesen Weg erst mit seiner »Entführung« betreten und eine Gallerie von Charakteren aufgestellt, mit der selbst die Shakespearesche nur im Reichthume sich messen kann.<sup>1)</sup>

Ich habe als dritten Grundzug von Mozarts Musik bezeichnet: »Lyrisches«. Nach dem Vorausgeschickten scheint es mir unnütz, in eine nähere Erklärung darüber

<sup>1)</sup> Die Versuche neuester Zeit, sich einem solchen Verfahren anzuschließen, haben schlagend herausgestellt, wie unzulänglich sich der Verstand erweist neben dem genialischen Instinct. In ihnen drängen sich die Absichten peremptorisch genug auf, um nicht übersehen werden zu können; doch »man merkt die Absicht und man wird verstimmt«, oder man fühlt sich wohl überwältigt, überredet, aber nicht sympathetisch eingebürgert. Wir erblicken, mehr oder minder, geistreiche Charaktermasken, aber keine lebendigen Charaktergestalten. Dazu kommt, dass dergleichen Probleme meistens auf Kosten des guten Geschmacks, des musikalischen Reizes gelöst werden, ja nicht

einzugehen. Die Weise seines Verfahrens ist eben in sich eine rein lyrische, d. h. eine unbedingte Hingebung an seinen Genius, den Begeisterungen desselben mit kindlicher Frömmigkeit gehorchend; gleich den Propheten des alten Testaments für die Welt, aber nicht durch die Welt erfüllt, ein Gefäß Gottes, ein Ausfluss seiner Huld und Herrlichkeit und selbst als Verkünder seiner Strafgerichte nur mit Psalmen bewegend, niemals mit Gewittern erschreckend. Aber freilich, wer Gott verloren hat, für den sind auch seine Propheten verloren; und zu dem er nicht mit seinem gestirnten Himmel, mit dem Säuseln seiner Lüfte spricht, der wird auch gegen die Verkündigungen seiner Abgesandten stumpf bleiben!

Und da, wo Mozarts Genius fessellos schwärmt durch seine Paradiese, wo sein Gemüth sich in sich selbst versenkt, sich selber zum Gegenstande wird, in seinen rein lyrischen Schöpfungen, in seinen Symphonien, in seiner Kammermusik, in seinen Sonaten — welche Sprache ist jemals der seinigen gleichgekommen auf der ganzen Gefühlsleiter einer reingestimmten Menschenseele? Aber freilich, von der krampfhaften Überreizung, von der spukhaften Rhapsoderei und Mondsüchtigkeit, von der wilden Leidenschaftlichkeit und Überstürzung, die man jetzt so häufig allein für Begeisterung, Wärme und Tief-sinn will gelten lassen, ist nirgends eine Spur in dem gesunden Organismus dieses edlen Gemüthes zu entdecken. Und ebensowenig hat dieser echte Künstlergeist sich darin gefallen, Übergriffe in andere Bereiche zu versuchen, der Musik Aufgaben zu stellen, wozu sie ihrer Natur nach nicht befähigt ist. Er erkannte mit der Sicherheit des genialischen Instinctes nicht allein die Bestimmung seiner Kunst und

---

selten mit dem Wohllaute dergestalt in Anstoß gerathen, dass wir uns ähnliche künstlerische Anregungen ebensogut in einem Feldlager oder auf einem Jahrmarkt holen können als im Opernhause oder Concerte.



den Umfang ihrer Mittel, derselben zu genügen, sondern auch die Grenzen, Bedingungen und Kräfte jeder ihrer besonderen Gattungen. Was ist uns damit gewonnen, dass man ihre Sphären willkürlich durcheinandergekreuzt, ihre Stilarten vermengt, ihre Effecte verwirrt hat? Wird es je möglich sein, in Tönen ohne Text so deutlich zu sprechen, wie in Drama, Cantate, Messe, Lied? Wozu existiert rein lyrische Musik — es sei mir hier wie im Folgenden erlaubt mit diesem Ausdrucke nur den Gegensatz unmittelbarer musikalischer Äußerungen zu jenen, die durch eine textliche Unterlage bedingt sind, zu bezeichnen —, wenn man sie des Vorzuges beraubt, der ihr eben allein eigen ist: auf dem Wege der Ahnung zu wirken, in süße bezaubernde Töne einzuwiegen? Und wie beseligend sind diese Ahnungen, wie reizend diese Träume, die uns Mozarts lyrische Gebilde offenbaren! Wollen wir es ihm zum Vorwurfe machen, als Mangel bekritteln, dass er vorzugsweise in heiteren, in elegischen Schwärmereien sich ergeht? Hat er nicht im »Idomeneus«, im »Don Juan«, im »Titus«, im »Requiem«, in der »Zauberflöte« hinlänglich und ohne Nebenbuhler hier wie dort gezeigt, mit welcher Gewalt sein Genius auch im Tragischen, Heroischen, Pathetischen zu walten vermag? Hat nicht die »Entführung«, »Figaro«, »Così fan tutte« hinlänglich bewährt, wie er jedes Stoffes sich zu bemächtigen verstanden?

Ja, ich erkenne auch in Mozarts lyrischen Compositionen die hohe Schönheit, die edle Simplizität und tiefe Bedeutsamkeit, die seine anderen Schöpfungen zu ewigen Vorbildern für alle kommenden Zeiten und Geschlechter stempeln!

Mit welchem Interesse auch der botanische Feinschmecker die wunderlichen Spielarten betrachten mag, worin der auf Laune und Verkehrtheit speculierende Prokrustes der armen Kinder der Erde seine zarten Zöglinge quält: der wahre Freund der Natur wird sich mit Wider-

willen und Pein abwenden von solchen Zerrbildern ihres heiligen Antlitzes; er wird den stillen Pfad einschlagen nach der hohen Alpe und, gelagert zwischen den thaubeglänzten Blüten und Kräutern, welche der ungetrübte Himmelsstrahl so reizend gezogen und geschmückt, der echte Gottessauch gefüllt mit lebenskräftigem Balsam, seines eigenen Daseins schöner und inniger genießen im Gefühl der Sympathie, die um ihn und aus ihm wirkt und alles Geschaffene in einen Gedanken des Schöpfers auflöst. — O Mozart! Solch eine erhabene Alpenwelt erschließen Deine Töne demjenigen, der mit unverfälschten Sinnen, mit unverdorbenem Gemüthe ihren Offenbarungen sich hingibt. — Frische, duftige Kinder des jungfräulichen Lichtes und Athems, wie reizend in eurer bunten Pracht, wie sinnig in eurem wunderbaren Baue, wie rührend im Schimmer der Wehmuthsthräne! Und in dieser Wehmuthsthräne, die fast keinem, wenn auch noch so heiter lächelnden, eurer Kelche fehlt, liegt euer höchster, rührender Reiz — ein Abglanz des Edens unserer heiligsten Sehnsucht, für den wir keine andere Bezeichnung haben als die: »Das ist echt Mozartisch!«

Beethovens Compositionen zerfallen in drei Epochen, die, wenn auch nicht immer in der Zeitfolge, doch im Gehalte streng abgesondert erscheinen: in die Werke nämlich, in denen sein Genius auf den Spuren seiner großen Vorgänger Haydn und Mozart wandelte; in diejenigen, da derselbe in losgebundener, urgenialer Schöpferkraft waltete; und endlich in die höchst merkwürdige Periode seines athemlosen Entdeckungsfluges durch Wüsten und Meeresöden nach neuen Welten.

Die Werke des ersten Abschnittes können trotz aller ihrer Vorzüge weder mit Mozarts, noch selbst mit Haydns Werken eine Vergleichung aushalten, sowohl was ihre künstlerische Behandlung, als auch was ihren ästhetischen Gehalt anbelangt. Sie werden nie jenen Eindruck organi-

scher Nothwendigkeit gewähren, der den Compositionen dieser Meister den Stempel innerer und äußerer Vollendung eines Productes der Natur aufdrückt. Der Charakter der Naivetät mangelt ihnen; sie sind geistreiche Gaben einer hoch befähigten Anlage, aber nicht Ausdruck eines genialen Individuums. Auch sind sie nur als Versuche anzusehen; gleichsam eine Recognoscierung des Terrains. Aber ein Genius wie Beethoven musste bald erkennen, dass ihm seine Bahn in einer anderen Richtung vorgezeichnet war, und mit der überraschenden Kühnheit der selbstbewussten Kraft flog er in die Arena und pflückte sich den Siegerkranz von ihrem Ziele, bevor wir nur dieses selbst noch errathen hatten.

Die charakteristischen Merkmale der Tonschöpfungen aus dieser Periode, wie sie mir sich darstellen, sind bereits in meinem Schema angedeutet worden; sie bedürfen, glaube ich, keiner weiteren Ausführung. In jedem Producte aus diesem Abschnitte finden sie sich mehr oder minder ausgeprägt; nur wird es uns bei aufmerksamer Betrachtung auffallen, wie das polemische Element mehr und mehr die Oberhand gewinnt über das enthusiastische, wie die rhetorische Gewalt, worin es, vor wie nach, niemand Beethoven gleichzuthun vermocht hat, dem Effect durch Contraste weicht. Immer greller tritt die humoristische Skepsis an die Stelle lyrischer Begeisterung; die Zerrissenheit selbst, nicht mehr die Vermittlung derselben, wird sein Vorwurf. Mit trotzigem Übermuth wagt es der Gewaltige, die geheimnisvollen Räthsel der Menschenbrust ans goldene Tageslicht heraufzubeschwören, die Hieroglyphen des Erdendaseins mit Tönen zu commentieren, die Dissonanzen des Lebens mit Harmonien darzustellen; aber

»Der Mensch versuche die Götter nicht

Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,

Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.«



Beethoven hat wie jedes wahre Genie seine eigene Bahn eingeschlagen; was ihn aber hierin von allen seinen Vorgängern unterscheidet, ist, dass er kühn die Brücken der Tradition hinter sich abwarf, dass er mit der alten, geheiligten Hierarchie trotzig brach. Er musste nun vorwärts; er konnte nicht mehr berechnen, wo er anlangen, stillhalten werde. Er war aus einem Priester der großen allgemeinen Tongemeinde zum Parteihaupt einer neu sich bildenden Secte geworden und, wie es allen solchen ergeht, von seinem Vorwurfe selbst überwältigt, fortgerissen und an ein Ziel gedrängt, das wohl nach einer von seinem Ausgangspunkte weit abweichenden Himmelsgegend liegen mochte.

Beethovens genialische Kraft und Eigenthümlichkeit offenbart sich mehr im poetischen als im musikalischen Inhalte seiner Schöpfungen, und die Effecte, die innerhalb dieses Gebietes liegen, beruhen seltener auf der Erfindung, als auf der Behandlung. Sein Stil charakterisiert sich daher nicht durch die Prägnanz der Schönheit der Melodien (die in Mozarts Weise sprichwörtlich geworden ist), sondern durch den kühnen Anlauf des Gedankens, durch die großartige Anlage der Construction, die oratorische Gewalt der Phrase, die tropische Farbenpracht des Ausdruckes. In der Zündkraft des Affectes hat wohl niemand Beethoven erreicht; die wechselndsten und entferntest voneinander abliegenden Sympathien erklingen, von seiner unwiderstehlichen Zauberruthe berührt. Aber eben im Bewusstsein dieser Wundergewalt liegt für ihn auch die Versuchung, sich derselben mit allzu übermüthiger Willkür zu bedienen, die verschiedenartigsten Gefühlssaiten schwirrend ineinandertönen zu lassen, das Gemüth in rastloser Flucht vor sich selbst abzuhetzen. Gesellen sich, wie es so häufig der Fall, zu dieser beängstigenden Seelenspannung noch ähnliche Reize auf das sinnliche Organ, so steigert sich unsere Empfindlichkeit bis zur Pein und

gibt uns statt eines Kunstgenusses Aufregungen, wie sie uns etwa ein Gewitter oder ein Zustand des Deliriums gewähren würden.

Deshalb schätze ich über alle dithyrambischen Tondichtungen des gewaltigen Meisters die erhabenen Illustrationen, mit welchen er poetische Meisterwerke verklärt hat: seine Ouvertüren zu »Egmont« und »Coriolanus«. Hier zwingt die fest umrissene Idee den Flug der Einbildungskraft in eine bestimmte Richtung, ohne dem mächtigen Schwingenschlage selbst Fesseln anzulegen. Diese wunderbaren Palingenesien sind aber mehr als musikalische Illustrationen jener poetischen Meisterwerke; sie sind eine erhabene Illustration zweier Blätter der Weltgeschichte selbst, ein Posaunenruf ihres Gerichtsengels, welcher die verstaubte Asche der Vergangenheit in ihre einstigen Riesenformen ballt und mit all ihren Leidenschaften und Kämpfen, Begeisterungen und Krämpfen, Jubelhymnen und Jammer-schreien an uns vorüberführt.

Aber so groß und einzig Beethoven auf dieser Bahn schreitet, die zwischen dem lyrischen und dramatischen Ausdrücke die Mitte hält — sobald er dieselbe verlässt, um in unmittelbaren Verkehr mit der objectiven Welt zu treten, erscheint seine Bewegung gehemmt, seine Kraft gelähmt. Dies ist der Fall in seiner Oper »Fidelio«. Hier kann er nirgends die vollkommen gemäße Form, den individuellen Gefühlsausdruck finden für seine Gestalten. Stoff und Geist vereinzeln, widerstreben sich; das lyrische Element macht sich immer wieder frei, trotz aller Mühe, es in den widerspenstigen Stoff aufzulösen; alle Bildungen schwanken — mit einem Worte: man gewahrt, dass der Gewaltige hier in ein Gebiet gerathen, wo er nicht heimisch ist.

Dies wurde auch zur Zeit des Erscheinens jener Oper, wo noch das Urtheil durch den beständigen Verkehr mit dem Trefflichsten in der theatralischen Musik zu gesunder Verständigkeit erzogen war, richtig gefühlt, wenn man

auch, eben durch die Befreundung mit diesen Mustern, in der Anerkennung der reichen Vorzüge der neuen, befremdenden Erscheinung allzuweit hinter dem Werte derselben zurückblieb. Das folgende Geschlecht hat die Sühnung dieses Vergehens übernommen, ist aber leider hierin über alles Maß hinausgegangen, einerseits von leidenschaftlicher Parteisucht, anderseits von gänzlich verworrenener und verdusteter Gefühls- und Urtheilskraft irregeleitet.

So lange noch die erstaunenswerte Lebensthätigkeit und Einbildungskraft des großen Meisters mit voller Energie wirkten, erscheinen selbst die übermüthigsten Äußerungen derselben, die bizarrsten Combinationen, die blendendsten Strahlenbrechungen als Offenbarungen echter Begeisterung und Schöpferkraft beglaubigt. Als aber innere wie äußere feindselige Anfechtungen das Mark des Lebens angekränkelt, den Quell der Phantasie vertrübt hatten — wie anders ertönte nun das einst so mächtig erschütternde Saitenspiel! Mit schmerzlicher Selbsttäuschung hatte der edle Geist die letzten Schranken zertrümmert, ins Unbegrenzte sich ergossen. Selbst die kolossalen Dimensionen, in welchen er bereits gegen die Mitte der beleuchteten Periode seine Bildungen ausgeprägt hatte, genügten ihm nimmermehr; die harmonischen Mittel erschienen ihm zu eigensinnig, die musikalische Phrase bei aller Elasticität, die er ihr verliehen, noch immer zu starr, der melodische Rhythmus zu compact zur Darstellung seiner Intentionen.

Er wagte es, den allverbreiteten, alldurchdringenden Urgeist der Harmonie zu beschwören, ihm zuzurufen:

»Der du die weite Welt umschweifst,  
Geschäftiger Geist, wie nah' fühl' ich mich dir!«

Doch konnte ihm eine andere Antwort werden als:

»Du gleichst dem Geist, den du begreifst,  
Nicht mir!«



Und dasselbe, edler Verklärter, würdest nun wohl Du Deinen fanatischen Derwischen entgegenen, wenn ihr Pään zu Dir in die seligen Gefilde ewigen Friedens und ungetrübter Schönheit dringen könnte!

Zwei große, merkwürdige Offenbarungen liegen uns vor aus der Abenddämmerung dieses hohen Genius: die »Neunte Symphonie« und die »Zweite Messe«; gleichsam die letzten Aufzuckungen der ermüdeten Psyche, das unmuthige Sträuben gegen die Fesseln, die sie vom Auffluge nach ihrer ewigen Heimat zurückhalten, ihr prophetischer Scheidetraum. Sie liegen zu sehr ausser den Grenzen der Kunst, um mit einem ästhetischen Maßstabe gemessen zu werden — und eines andern Maßes entbehren wir, um Kunstwerke zu beurtheilen. Ich bekenne es offen, dass mir die »Neunte Symphonie« beinahe durchaus einen peinlichen Eindruck gemacht hat; eben wie ihn die wenn auch noch so bedeutungsschweren Fieberträume eines gewaltigen Geistes erregen, der uns in seiner gesunden Vollkraft zu Staunen und Entzücken hinriss, da er noch mit kühnem Flügelschlage hinbrauste zwischen Himmel und Erde, bald aus Gewitterwolken, bald aus Morgenröthen seine Hymnen niederjubilnd. — Eine ganz andere Wirkung äußerte auf mich die erwähnte »Messe«. Wenn auch sie die Befriedigung eines schönen Kunstwerkes nicht zu gewähren vermag, so bemächtigen sich doch die tiefsinnigen Absichten, die großartigen Combinationen, die gewaltigen Anregungen dieser Composition der Seele mit unwiderstehlicher Macht, halten sie in starker Spannung und eröffnen ihr die überraschendsten Blicke ins Wunderreich der Ahnung, ins geheimnisvolle Helldunkel der Geisterwelt.

Indem Beethoven die ohnehin so unkörperliche Sprache der lyrischen Musik des herkömmlichen Rhythmus entkleidete, verflüchtigte er sie zum vagen Naturlaute. Allerdings hat es die Musik in ihrer schönsten Bedeutung mit der höchsten Sympathie der menschlichen Seele, mit

der Ahnung, zu thun; aber sie hat diese Sympathie stets nur künstlerisch zu vermitteln, oder sie hört auf, Kunst zu sein. Die Gesetze für ihre Manifestationen sind keine willkürlichen, erfundenen, sondern ewige, nothwendige; Kunst und Wissenschaft erfinden nichts, sie finden nur auf die ewigen Gesetze der Natur — und ein solches Gesetz ist auch die Harmonie. Gewiss sind ihre Regeln keine conventionellen Satzungen, sondern Urwahrheiten, denen alle großen Genien mit rastlosem Fleiße nachgespürt und dieselben für alle Zeiten und Geschlechter als unwandelbare Normen aufgestellt haben. Wer sie verkennt, wer das Gesetz seiner Laune an ihre Stelle zu rücken unternimmt, thut es nur auf seine eigene Gefahr. Ich will damit nicht gesagt haben, dass die herrlichen Meister, welche den großen Bau gegründet haben, nichts an demselben für die kommenden Geschlechter zur Ausschmückung und Erweiterung übriggelassen. Die Kunst ist Leben, sie kann nie zur Stereotype werden; der Umgestaltungstrieb ist ihr nicht minder Gesetz als allem Lebendigen. Aber in allen ihren mannigfaltigen Verwandlungen behauptet sich auch ein Festes, Bestehendes, das gläubig anerkannt, demüthig bewahrt werden muss. Dies war die Künstlerreligion der Pergolese, Bach, Händel, Glück, Haydn, Mozart, deren Werke in ihrer hohen Vortrefflichkeit bis jetzt unerreicht geblieben sind und wohl kaum je werden übertroffen werden.

Wenn uns die Meister aus der älteren Schule auch noch in ein gewisses Formelwesen eingewickelt erscheinen — wer wollte mit ihnen rechten über das zufällige Costüm,<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Es wäre gewiss höchst interessant, zu untersuchen, worin es liegt, dass es der Musik erst so spät gelungen, sich von gewissen Formeln loszumachen, worin sie bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, und hie und da noch darüber hinaus, befangen war. Ich glaube, den Grund davon hauptsächlich in dem Gange ihrer Entwicklung zu entdecken, der, seltsam

in welches sie ihre Gestalten gekleidet, wenn nur diese selbst das reinste Gepräge ihrer ewigen, göttlichen Abkunft tragen! Gluck, Haydn und Mozart haben um die Verwandlung des mechanischen Formelwesens in die freie ästhetische Form das meiste Verdienst. Sie sind daher als die eigentlichen Gründer der neuen Musik zu betrachten.

Der Einfluss, den hauptsächlich Mozart auf diese Befreiung und Umgestaltung geübt, wird uns in seinem ganzen Umfange offenbar, wenn wir seine dramatischen Schöpfungen mit demjenigen zusammenhalten, was vor ihm in diesem Fache hervorgebracht worden ist. Die großartige Kühnheit seiner Behandlungsweise hierin lässt das Verwegenste, was man nach ihm zur Erweiterung der Grenzen der Tonkunst gewagt hat, als Versuche erscheinen, eine der erhabenen Schweizeralpen durch ein daraufgesetztes Säulchen zu erhöhen.

Beethoven hat so wenig auf Mozart höher gebaut als Shakespeare auf Äschylos oder Sophokles, oder Byron auf Homer. Mit Welch reichen und gewaltigen Eroberungen er auch das Gebiet des musikalischen Ausdruckes, der harmonischen und instrumentalischen Wirken- und Wissenschaft erweitert haben mag (und hierin als Gründer einer neuen Schule zu betrachten ist, die, auf die That ihres großen Meisters schwörend, ihre dürftige Kraft hinter sinnreiche und künstliche Combinationen und Effecte verbirgt) an Erfindung eigentlicher musikalischer Typen kann er nicht nur mit Mozart nicht entferntest verglichen werden, sondern überhaupt kaum als eine außerordentliche Schöpferkraft gelten. Was hierin Mozart geleistet, dringt

---

genug, vom Wissenschaftlichen ausgieng und die Grundsätze nicht aus dem Gegebenen ableitete, sondern dieses aus jenem gestaltete. Die musikalische Idee, Melodie, war erst die nachgeborne Schwester der musikalischen Philosophie, Harmonie.



sich uns nur deshalb nicht in seiner unermesslichen Fülle auf, weil es nicht ausgeschieden werden kann aus seinen Compositionen, weil der poetische und musikalische Gehalt sich so innig durchdringen wie Geist und Materie in der Menschenbildung. Und derselbe Fall ist es mit allen jenen Eigenschaften der Mozart'schen Musik, die man mit Composition im engern Sinne bezeichnen kann: Anlage, Führung und harmonische und instrumentalische Behandlung. Unbekannt mit all den Reizmitteln und Künstlichkeiten, durch welche man in neuerer Zeit den Mangel musikalischer Ideen zu verhüllen sucht, durch welche man der Nervenerschütterung, dem Sinnenkitzel einen Beifall abzubuhlen strebt, den man vom Gemüthe zu gewinnen, sich zu schal und dürftig fühlt — mit der hohen Ruhe und Zweckmäßigkeit der Natur treten uns Mozarts Schöpfungen entgegen, deren reiche Mannigfaltigkeit in der großen Einheit sich verbirgt, und die eben darum mit keiner Einzelheit anregen, weil sie ein vollendetes Ganzes sind.

Niemals ist mir schlagender der Abstand zwischen Mozarts und Beethovens Künstlergröße entgegengetreten als in jenem unvergesslichen philharmonischen Concert, das uns Mozarts »G-moll-« und Beethovens »C-moll-Symphonie« vorführte.<sup>1)</sup> Ein Gott und ein Titane — in diesem Gegensatze drückte sich mir alles aus, was über Inhalt und Behandlung jener beiden Werke gesagt werden könnte; er enthält auch das Résumé meines Glaubensbekenntnisses über diese beiden Meister.

Als Parteifrage mögen sie immerhin nebeneinander genannt, gegeneinander gewogen und mit steigender oder

<sup>1)</sup> Gemeint sind die ersten Wiener philharmonischen Concerte, die von Otto Nicolai, dem Componisten der »Lustigen Weiber von Windsor«, 1842 begründet und bis 1847 geleitet wurden. Sie machten in Wiens Kunstleben Epoche (vgl. Hanslicks »Geschichte des Concertwesens in Wien«, 1869, S. 315 ff. Die Aufführung beider Symphonien: ebenda, S. 317<sup>1)</sup>). d. Hg.

sinkender Schale abgeschätzt werden — nicht also jedoch als Kunstfrage; denn sowohl was Umfang, Versatilität und Höhe der Schöpferkraft, als was Künstlerschaft und kunsthistorische Bedeutsamkeit anbelangt, ist Mozart erhaben über jede Rivalität, nicht nur im Gebiete seiner Kunst, sondern in allen Kunstgebieten.

Diese seine Größe ist auch von den edelsten und tiefsten Geistern anerkannt worden; und wenn einige der wahnseligen Kunstrichter unserer Zeit mit dem wilden Ungestüm und der rohen Frechheit des moralischen Faustrechtes — das leider wie im Leben, so auch in Kunst und Kritik auf eine beklagenswerte Weise um sich gegriffen hat — sich nicht entblödeten, an seinem Kranze zu zerren: so können sie damit nur sich selbst erniedrigen, nicht den Herrlichen, dessen geweihte Evangelien zu verstehen sie unwürdig geworden sind. Die Edlen und Kunstverständigen dieser wie aller kommenden Zeiten und Geschlechter werden in Mozarts Werken stets den Ausdruck schönster und reinsten Menschlichkeit und Gottoffenbarung verehrend anerkennen und daran sich erbauen und selbstheiligen.



# REFLEXE UND REFLEXIONEN.

Non posui custodiam ori meo.





## VORWORT.

Als ich dem Grafen Anton Auersperg<sup>1)</sup> bei seiner Heimreise nach Graz aus den großen parlamentarischen Schlachten im Herrenhause 1876 — der bald ein so überraschend trauriger Heimgang folgen sollte — mein Manuscript: »Im Abendstrahl, Dichtung und Betrachtung« zu freundschaftlicher Meinungsäußerung darüber mitgab, begleitete der edle Dichter, Patriot und Freund die Rücksendung desselben mit den folgenden mir ungemein wertvollen Zeilen:

»Da ich nicht mit Verlässlichkeit bestimmen kann, wann ich wieder nach Wien komme, und da ich Sie Ihres mir freundlichst anvertrauten Manuscriptes nicht allzulange berauben möchte, so stelle ich dieses anbei auf dem Postwagen in Ihre Hände zurück, obschon ich dies am liebsten persönlich gethan hätte. Ich habe Ihre reichhaltige Sammlung bis zu Ende gelesen, und zwar in allen Theilen nicht nur mit Aufmerksamkeit und Interesse, sondern mit wahren, mannigfaltigem Genusse. Wenn mich die Schonung meiner

---

<sup>1)</sup> Anastasius Grün († 12. September 1876); vgl. Bd. 2, S. 307. d. Hg.

Augen veranlasste, die Lectüre auf mehrere Tage zu vertheilen und damit nur absatzweise vorzugehen, so entsprach dies der innern Natur der Sache, indem eine so feine und zugleich so nahrhafte geistige Kost ihr ganz eigenes, verständnisvoll eingetheiltes Regime erfordert. Durch dieses sind die Stunden des Genusses für mich vervielfacht und dieser selbst gesteigert worden. —

»Schon in der vorausgehenden eigentlich poetischen Hälfte des Manuscriptes <sup>1)</sup> erfreute ich mich an der Innigkeit der Sprüche, an dem Schwunge und der Gefühlswärme der lyrischen, wie an der Präcision in Gedanke und Ausdruck der mehr contemplativen und didaktischen Stücke; aber auch in der folgenden, welche Sie »Reflexe und Reflexionen« überschrieben haben, war dies in gleichem, wenn nicht erhöhtem Grade der Fall; ja ich finde gerade in diesen das eigentliche Schwergewicht des Ganzen. Es ist eine reiche und edle Gedankenwelt, welche sich in Beobachtungen und Erlebnissen, in eigenen Anschauungen und in Urtheilen über fremde Gestaltungen, in Rückblicken auf Vergangenes, im Vorwärtsblicke auf erst Werdendes u. s. w. hier vor dem Leser aufschließt. Ihre Kritik ist mitunter scharf und abfällig, aber immer gerecht und wohlbegründet, niemals verletzend und immer wohlwollend. Ich kann nur von Herzen dem Autor gratulieren; und wirklich bedauern müsste ich, wenn solche literarische Kleinode der Öffentlichkeit vorenthalten und noch fernerhin, wie bisher, in Ihrem Pulte verschlossen bleiben sollten.«

Das Buch erschien im Winter 1879, aber ohne seinen prosaischen Theil.

Ich hatte gehofft, denselben noch ergänzen zu können aus dem Schatze der Erinnerungen an die Erlebnisse und Begegnisse meiner mehrjährigen wiederholten Wanderun-

---

<sup>1)</sup> Die Abtheilung »Liebe« war darin noch nicht enthalten. A. d. V. [Vgl. Bd. 3, S. 115 ff. und die Einleitung. d. Hg.]

gen auf dem europäischen Continent. Hauptsächlich aber waren es die Reflexe aus dem gesellschaftlichen Verkehr im Salon der mir als Freundin wie als Künstlerin gleich unvergesslichen wie unvergleichlichen Karoline Unger<sup>1)</sup> zu Paris (wie später zu Florenz, Dresden und Berlin), wovon ich mir anziehende Illustrationen für mein Buch versprach.

Diese große Sängerin (*musicis modis summa*, *gestu major*, wie die Aufschrift der von Reggio 1837 auf sie geprägten goldenen Medaille lautet) war nicht minder die bezauberndste Wirtin an ihrem häuslichen Herde und versammelte um ihren Theetisch alles, was durch Genie, Geist und irgendwelche Begabung und Thätigkeit Bedeutung hatte und, wie verschieden auch an Farbe und Richtung, einer heitern, edleren Geselligkeit sich zu erfreuen gedachte. —

Denn nirgendwo zeigt sich die versöhnende Macht der Kunst anmuthiger als in solchen Heimstätten der humansten Toleranz und Freiheit.

Mein Pariser Aufenthalt umspannt die Epoche von 1832 und 1833. Das »Théâtre italien« hatte die Diva ihrem theuren, sie vergötternden Italien für die hergebrachte Herbst- und Frühlingsstagione abgewonnen, um mit der Giulietta Grisi, Giuditta Brambilla und mit Rubini, Tamburini, Santini etc. jenes köstliche Ensemble zu bilden, welches die musikalischen Feinschmecker der ganzen gebildeten Welt nach Paris lockte; nach dem damaligen Paris, das noch in allen Lebensnerven zuckte von dem Fieber der Julitage 1830; wo Victor Hugo mit seinem »Notredame de Paris« und seinen ersten Dramen gegen das *ancien régime* des Classicismus, Lamennais mit seinen »*paroles d'un croyant*« gegen jenes des Clerikalismus Protest einlegten

---

<sup>1)</sup> Über Heusenstamms Beziehungen zu Karoline Unger-Sabatier vgl. die Einleitung zu Bd. I und die Novelle »Die Prima-donna« (oben S. 169). d. Hg.



und das historische Parapluie Louis Philippes nach allen Seiten Front zu machen genöthigt war gegen die Reminiscenzen von 1789 mit ihren erbarmungslosen, cynischen, auf die »meilleure des republicques« abgedrückten Spottpfeilen.

So erinnere ich mich der Vignette eines am Neujahrmorgen des Jahres 1833 erschienenen Journals, die den »roi citoyen« in seiner unverhüllten behäbigen Leibhaftigkeit, den Regenschirm unter dem Arm, als Amor über Paris hinfliegend darstellte, mit der Unterschrift: »L'amour est l'Idol des Français«.

Es genügte damals schon, ein Deutscher zu sein, um — im schreiendsten Gegensatze zu der gegenwärtigen Stimmung — Sympathie und Wertschätzung zu erregen. Deutsche Kunst und Literatur wurde mit Vorliebe gepriesen und ihr Einfluss, wenn auch mehr mit dem Reize des Absonderlichen von ihren Schöpfungen — z. B. Hoffmanns und der Romantiker —, im Apostolat der noch nach Geltung ringenden neuen Schule bemerkbar. Unter solchen Umständen wurde es mir nicht schwer, Freunde unter allen Classen der Strebenden und Producirenden zu gewinnen; denn wer Theilnahme bringt, dem wird sie auch gerne gewährt, und ich war stets lieber ein Hörender und Anerkennender als ein Sprechender und nach Beifall Verlangender. —

Der Italiener hat einen ungemein treffenden Ausdruck zur Bezeichnung gewisser Mittelzustände im Genusse, wie in der Ausübung künstlerischen Gestaltens: un dilettante — ein sich erfreuender, ohne eine Berufsrichtung oder Meisterschaft ansprechender Theilnehmer an den Darbietungen der Künste.

Ich selbst habe mir nie etwas anderes als ein solcher dilettante bedeutet; ein sich Erfreuer im Verkehr und Genuss wie im Streben und Schaffen.

Indem ich mich auch in meinen Beziehungen zu den mannigfachsten Individualitäten nur als einen solchen gab,

erwuchs mir daraus, neben der wohlwollenden Anerkennung dessen, was ich selbst durch Naturell wie durch Bildung und Talent allenfalls zu bieten fähig war, der Gewinn und die Anerkennung unmittelbarer und unverkümmelter Eindrücke des rein Menschlichen aller Zustände für mein Sein wie für meine »Dichtung und Betrachtung«.

Da ich aber nun nach vier Decennien darauf zurückblicke, nachdem die frischen Farben der Eindrücke abgeblasster Erinnerung, die pulsierende Theilnahme an Erscheinung schattenhafter Reflexion platzgemacht, kann ich mir auch das Bedenkliche nicht verhehlen, das ein solches unbedingtes *vivere memento* zur Folge hat. Es verführt uns zur Saumseligkeit im Festhalten unserer Erlebnisse durch Aufzeichnung, dessen Nachholen weit über den Kräften des Greisen liegt, und bringt uns selbst und andere um manches Gute und Bedeutende, das uns in vielerlei Beziehung zu erfreuen und zu fördern geeignet gewesen wäre. —

Und somit seien diese Blätter, wie sie eben sind, derselben wohlwollenden Aufnahme empfohlen, deren sich ihre Vorgänger erfreuten. —





I.

A. W. Schlegels Reproduction von Shakespeares dramatischen Werken gehört wohl zu den bewundernswürdigsten Leistungen, welche irgend eine Literatur in diesem Zweige aufzuweisen hat.<sup>1)</sup>

Ich sage Reproduction; denn also und nicht Übersetzung im gewöhnlichen Sinne muss diese Arbeit genannt werden. Mit einem Bild aus dem Gebiete der Musik wäre vielleicht am glücklichsten der Eindruck derselben wiederzugeben: die Transposition einer für die Geige geschriebenen Composition für die Flöte oder Clarinette. Die Accente erscheinen gedämpfter, der ganze seelische Anhauch duftiger. Wenn man sich einen Begriff von der Schwierigkeit einer solchen Arbeit machen will, nehme man die nächstbeste Stelle des Originales vor und versuche sie deutsch wiederzugeben — und dann lese man sie in Schlegels Verdeutschung. Man wird jedesmal überrascht sein, mit welchem Fein- und Scharfsinne die Aufgabe gelöst ist; selbst wo es sich um stilistische Dunkelheit handelt und all die mannigfachen lapsus ingenii, die uns nicht

---

<sup>1)</sup> Schlegel übertrug 17 Dramen Shakespeares: »Shakespeares dramatische Werke, übersetzt von August Wilhelm Schlegel.« (Berlin 1797—1810, IX.)



selten begegnen in diesem vollaftigen, von dem Übermuth des Schöpfungsdranges überschäumenden Talente, weiß er stets einen Ausweg, ein Äquivalent zu finden. Shakespeares Genius zieht freilich mit einem Fluge, der auch den glücklichsten Gefährten um hundert Schwingenschläge hinter sich lässt, und der wunderbare Lebenshauch, der von allen seinen Schöpfungen ausströmt, entzieht sich häufig dem nachbildenden Künstler; aber eben in dem feinen Takte, womit einem Versuche ausgewichen wurde, unerreichbare Wirkungen zu erreichen, bewährt sich die hohe Meisterschaft des Künstlers.

## 2.

Shakespeare ist vielleicht der einzige Genius, vor den man, auch bei dem häufigsten Verkehr, immer mit derselben Überraschung tritt. Er allein widerlegt den bekannten Ausspruch: dass niemand ein großer Mann sei vor seinem Kammerdiener — *cum grano salis* wohl auch anwendbar auf Künstlergrößen — denn seine Größe wächst wie die der Gebirge, je näher man ihr tritt; und ihrer Wirkung machen seine Schwächen so wenig Eintrag als jenen die Klüfte und Risse.

## 3.

Was für ein wunderbar reizendes Gedicht ist doch Shakespeares »as you like it«. In dergleichen Schöpfungen zeigt sich, mehr als irgendwo, dieses einzigen Genius Talent. — Eine Welt aus nichts hervorgezaubert; wo jeder andere als er rathlos gestanden wäre, solch ein hinreißendes Meisterstück der Phantasie!

Es hat, möchte ich sagen, einen aristophanischen Wurf über die Grenzen hinaus des dramatischen Usus. Und wenn wir uns in manchen der Dramen Shakespeares nicht Charakteren und Situationen im herkömmlichen Sinne gegenüber befinden, sondern gewissermaßen dem Symbol und

Naturell des Vorzustellenden in den mannigfachsten Modificationen: so haben wir hier den Genius Shakespeares selbst vor uns, verkleidet in die glitzernden und leuchtenden Gebilde seines übermüthigen Witzes und seiner unvergleichlichen Schöpferkraft.

## 4.

Shakespeare und kein Ende<sup>1)</sup> — jawohl! und so wird es auch bleiben. Denn wie oft man auch an ihn herantreten mag, man findet kein Ende des Genusses, der Bewunderung, der Anregung. In ihm durchdringen sich Realismus und Idealismus auf eine so merkwürdige Art, dass man wohl sagen kann, die Welt seiner Schöpfungen vereinige alle Merkmale der Natur mit allen höchsten Eigenschaften der Kunst. Hat er mit jener gemein die Mannigfaltigkeit, Schalkhaftigkeit und Versatilität: so befähigt ihn diese, immer die richtigen Mittel zu ergreifen, um seine künstlerischen Absichten zu erfüllen.

## 5.

Gewisse Gestalten in Shakespeares Lustspielen machen mir mehr den Eindruck von Charaktermasken als von Charakterbildern. So z. B. in »taming of the shrew«. Eine Figur wie die der Katharina ist eine dramatische Charge. Überhaupt gemahnen die derben, grell auftragenden Pinselstriche und die sprungweise Fortschreitung mehr an die Posse als ans Lustspiel. Auch scheint die seltsame Einleitung und Zwischenfarce darauf hinzudeuten, in welchem Sinne das Stück gemeint sei. Es ist daher mit den Abschwächungen, die man zum Gebrauche der Darstellung daran vorgenommen, nichts gewonnen. Ins rechte Licht gerückt, wird es durch seinen köstlichen Humor und die

<sup>1)</sup> Goethes Aufsatz gleichen Titels: Cottas »Morgenblatt« 1815, Nr. 113. (Hempel'sche Ausgabe 28, 729.) d. Hg.

unvergleichliche, frische Lebenskraft seine Wirkung nie verfehlen, während in der hergebrachten Zählung dieser »Zählung« die gerechten Bedenken und Apprehensionen stets störend dazwischen treten werden, indem sie uns einen falschen Maßstab in die Hände gibt.

## 6.

Wenn wir in »Richard II.« die ganze Frische dieses einzigen Talentes zu bewundern haben, in Szenen von einer Macht der Unmittelbarkeit und inneren Fülle wie vielleicht in keinem andern Drama Shakespeares, so ist andererseits auch nirgendwo seine Gleichgiltigkeit auffallender gegen den symmetrischen Aufbau der Handlung und die Entwicklung der Motive, von denen seine Charaktere bestimmt werden.

Was muss man nicht alles zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, um die Handlungsweise der in den Vordergrund gestellten Personen zu begreifen! Sie scheinen den bekannten Ausspruch Talleyrands bestätigen zu wollen, dass die Sprache erfunden sei, um unsere Gedanken zu verbergen. Schelme, oder Thoren in unserem Sinne, vom König bis zu Bolingbroke, welche die Kette anfangen und schließen. Und das Seltsamste bei der Sache ist, dass sie mit einer ganz unvergleichlichen Naivität ihre Schandthaten verüben, als ob alles dies sich von selbst verstände. Man nehme nur z. B. den Monolog Richards, Act V, Scene 5, dieses kostbarste Juwel von Seelenschilderung; alle Vorwürfe, die er sich macht, concentrieren sich in den Worten: »I wasted time, and now doth time waste me«, <sup>1)</sup> nicht ein Reueblick auf sein Verfahren gegen seinen alten Oheim »time honour'd Lancaster«, dessen Sohn nun mit ebenbürtiger Niedertracht all sein Weh über ihn ergießt. Es gewährt einen eigenthümlichen Einblick in die Moral jener Zeit und in das königliche Gottgnadenthum, das sich

<sup>1)</sup> A. a. O. V. 49.



darin breit macht mit einer uns jetzt ganz unbegreiflichen Schwerkraft.

## 7.

Wären nicht zu Shakespeares Zeiten die Frauenrollen von Jünglingen gegeben worden, so würde ihnen der Dichter kaum die nicht seltenen unpassenden Äußerungen und Zweideutigkeiten entschlüpfen lassen, die uns mitunter an seinen zartesten Gebilden verletzen. Letzterer Art zum Beispiel Mirandas: »the tempest«.

I should sin  
To think but nobly of my grandmother:  
Good wombs have borne bad sons.<sup>1)</sup>

oder die zu ihr gesprochenen Worte Prosperos auf ihre Frage:

Sir, are not you my father?  
*Pr.* Thy mother was a piece of virtue, and  
She said thou wast my daughter.<sup>2)</sup>

So mochte es wohl geschehen, dass Shakespeare, der stets die Bühne im Auge hatte bei seinen Schöpfungen, durch die Darsteller seiner Frauengestalten, unvermerkt, die geschlechtliche Wirkung mit dem geschlechtlichen Schein verwechselte. — Von einer andern Seite betrachtet, geben uns dergleichen ästhetische Hitzbläschen einen bemerkenswerten Einblick in die geschlechtlichen Beziehungen des Zeitalters der »jungfräulichen Königin«, denn stets pflegt in so hochcivilisierter Gesellschaft das Wort schüchtern zu sein als die Handlungsweise — wie mag es daher um diese ausgesehen haben? —

## 8.

»The tempest« ist wohl eine der schwächsten Compositionen Shakespeares. Das Stück hat in Conception,

<sup>1)</sup> Act I, Sc. 2, V. 117 ff.

d. Hg.

<sup>2)</sup> Ebenda V. 55 ff.

d. Hg.

Aufbau und Charakteren etwas Opern-, ja ich möchte sagen Marionettenhaftes an sich — freilich mit edlen Stoffen und dem echten Demantschmuck der Shakespeare'schen Schatzkammer ausgestattet. Das reizende Liebesidyll steht wie eine thaubeglänzte Lilie inmitten des wüsten, schalen Spukes der Leidenschaften und Begebnisse, die durch ihre forcierten Geberden und Fortrückung aller Wahrheit eine Grimasse schneiden.

Man hat hie und da Caliban als eine dämonische Gestaltung gepriesen. Ich kann nichts von einer dämonischen Natur darin entdecken, nur einen ganz ordinären Schurken, ins Ungeheuerliche verzerrt. Der widerliche Beischmack pöbelhaftester Lüderlichkeit in den beiden lustigen Figuren und die schließlich so leichten Kaufes davonkommende tiefste Verworfenheit der fürstlichen Verbrecher steigern den Eindruck dieser wunderlichen Schöpfung mitunter bis zum Peinlichen. Man kann sich nicht recht vorstellen, für welche Art von Publicum dieses Product bestimmt war. Mich gemahnt es an die Zauberpantomimen, wie sie in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts auf dem Wiener Kasperltheater im Schwange waren.

## 9.

»Two Gentlemen of Verona«. In keinem der Dramen Shakespeares herrscht eine solche Willkür in Behandlung des dramatischen Stoffes wie in diesem Lustspiele. Sie ist um so auffallender, als die Charaktere und der Stil dieses Stückes nichts von der romantischen Färbung an sich haben, welche uns zuweilen über die dramatischen Bedenken manch anderer nach Novellen bearbeiteter Dramen Shakespeares hinwegheben. Und hier sei gleich eine allgemeine Bemerkung ausgesprochen über die specifisch charakteristischen Unterschiede dieser beiden Gattungen der Poesie. Die Novelle hat eine von dem Drama ganz verschiedene Grundlage der Motivierung, und zwar als äußerliche wie als innerliche.

Was die erstere anbelangt, so kann sie durch Zeichnung des Schauplatzes, durch Vorführung der Umstände und Bedingungen, innerhalb deren ihre Personen empfinden und handeln, diese in den gewünschten Sehpunkt des Lesers stellen, Licht und Temperatur günstigst über sie verbreiten und sozusagen den Stil des Gemäldes bestimmen. Was die Motive der innerlichen Umstände anbelangt, so hat sie den Vortheil, dieselben, wenn es noththut, bis an die Quelle zurückzuleiten, den ganzen Gang der inneren Prozesse vorzuführen, stille zu halten, wo es ihr gutdünkt, über die ihren Absichten hinderlichen Phasen wegzufiegen und wieder anzusetzen, wo es der beabsichtigten Wirkung am günstigsten ist. Auch kann der Dichter jeden Augenblick für seine Geschöpfe eintreten und ihre zweifelhaften Texte erläutern.

Aus dem Vorausgeschickten folgt nun, wenn es richtig ist, von selbst, wie selten sich die Novelle zur dramatischen Bearbeitung eigne. Beinahe ebenso wie ein und derselbe Gegenstand nicht dem Maler und dem Bildhauer gleich dienlich ist. Unterstützen jenen dieselben Vortheile für den Ausdruck seiner Intentionen wie den Roman- oder Novellenschreiber, nämlich: die Wirkung seiner Hauptgestalten durch mannigfache Umgebung zu erklären und zu heben, so muss der dramatische Dichter, gleich dem Bildhauer, dieselben auf sich selbst stellen, aus sich selbst erklären, in sich selbst von allen Seiten vollenden und zum Ausdruck bringen.

Shakespeare hat hierin mit dem Übermuthe und Schaffensdrang seines allgewaltigen Genius verfahren und dabei auf das Entgegenkommen eines naiven Publicums rechnen dürfen, an das wir zu appellieren nicht in der Lage sind.

Shakespeares Dramen einer gewissen Gattung dürfen überhaupt nicht nach dem hergebrachten Maßstabe äußerlicher wie innerlicher Wahrscheinlichkeit — um nicht zu



sagen Wahrheit — gemessen werden. Sie folgen nur dem Gesetze der Opportunität. Und da dieses unvergleichliche Talent mit unwiderstehlicher Gestaltungskraft ausgerüstet ist, erreicht er häufigst seine Wirkung, trotz unserer Vorbehalte und Bedenken. Sic volo, sic jubeo, ruft er uns zu, und wir erwidern: Fiat voluntas tua.

## 10.

Wenn man sich eines vollgiltigen Maßes für Shakespeares Gaben zu bedienen wünscht, so denke man sich alle Eindrücke weg, welche wir anderwärts her empfangen haben, und man wird geradezu betäubt werden von dem, was uns dieser einzige Genius geboten. Man wende nicht ein, dass dies wohl mehr oder minder bei allen Leistungen in allen Kunstgebieten der Fall sei. Allerdings! Aber man übersehe nicht den Zusammenhang derselben mit dem Vor und Neben ihnen, während Shakespeare auf so immenser isolierter Höhe steht wie die Eispyramiden eines Montblanc zu dem Producte seines Fußes. Ein Hamlet, Lear, Macbeth, Kaufmann von Venedig etc. etc., welche Verwandtschaft haben sie mit irgend etwas anderem aller Literaturen? Doch ich wollte ja nur von dem Eindrucke, nicht von der Bedeutung der Dramen Shakespeares sprechen; von der Wirkung derselben ohne vorhergegangene Goethes, Schillers, Molières etc. etc. und der Fülle und Überfüllung aus den Literaturen aller Zeiten und Völker, mit der wir vor seine Schöpfungen treten. Trotz allem, was vor ihm, durch ihn und nach ihm kam, welcher Eindruck! Blendend durch Glanz, erschütternd durch Macht, erhebend durch Weisheit! Ähnlich wirkt Mozarts »Don Juan« als originellstes musikalisches Drama, trotz dem Heer der Epigonen, die aus ihm erstanden.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 229 f.

Der »Merchant of Venice« ist vielleicht Shakespeares reifstes dramatisches Product. An Feinheit der Linien in der Charakterzeichnung und an Durchbildung der Situationen dürfte ihm kaum ein anderes gleichzustellen sein. Hier sind nirgends Glanzlichter aufgesetzt, alles so harmonisch abgedämpft, die Weisheit so weltevangelisch, so milde, der gesellige Verkehr so feinsinnig, die Spukgeisterchen des Witzes und der Schelmerei so anmuthig, die Empfindungen so innig wie in solcher Zusammenstimmung in keinem anderen Drama des großen Dichters. Die Gerichtsscene ist das größte Meisterwerk dramatischer Kunst — welche Anlage, Entwicklung, Steigerung — leider in ihrem vollkommen harmonischen Ausklingen gestört durch die aufgedrungene Bekehrung des Juden, die weder in seinem Charakter, noch in jenem Antonios begründet ist und der ethischen Lösung aufs empfindlichste ins Gesicht schlägt. Zu den Auswüchsen gehören auch die kleinen obscönen Anklänge am Schlusse der vierten Scene des dritten Actes (Schlegel hat sie in seiner Übersetzung weggelassen) und der fünften Scene eben desselben.

So dürfte auch die Neckscene Portias im fünften Acte ihr Bedenkliches haben, wenigstens für die Darstellung. Für mich haben dergleichen Nacktheiten in Gesinnung und Ausdruck so wenig Anstößiges als die Antike oder die Mythe der Psyche von Raphael und dessen nackte Jesuskinder. Denn nur das Lüsterne in solchen Darstellungen und Äußerungen verstößt gegen Sittlichkeit und Sitte; wo sie Natur sind und in der Sache liegen, können sie wohl gegen die conventionelle Sittlichkeit sündigen, aber deren tieferen Inhalt berühren sie nicht. Der fünfte Act ist wohl, strenge genommen, ein dramatischer Wasserschoss; aber wer möchte ihn vermissen? Dieses liebliche Austönen der mannigfachen Eindrücke thut unendlich wohl und wirkt

gleich der Musik, die darin eine so sinnige Rolle spielt. Noch muss ich zwei Bemerkungen anfügen, die sich mir aufgedrungen haben. Die eine betrifft die Liebesscene zwischen Jessika und Lorenzo, worin Musik die Empfindung vertritt, während das Gespräch in den seltsamsten Wanderungen durch Gegenden sich gefällt, die der Situation ganz fernliegen; die andere weist auf einen widerlichen Zerrzug in dem Charakter dieser reizenden Jüdin, wodurch das mit einem wahrhaft Rembrandt'schen Pinsel gemalte Bild verunstaltet wird: der Diebstahl, der ihre Flucht begleitet. Ich habe hin und wieder gedacht, wie dies Brandmal davon entfernt werden könnte, und einen Augenblick den Ausweg ins Auge gefasst, Jessika nur das Erbtheil ihrer Mutter und die Geschenke ihres Vaters mitnehmen zu lassen; aber bald verzichtete ich wieder auf diese Abhilfe in der Erinnerung an den tief bedeutenden Zusammenhang, den der Schelmstreich der Tochter mit dem Seelenzustand des Vaters hat, mit jenen erschütternden Ausbrüchen des in seinen innigsten Interessen geschädigten, in seinen heiligsten Gefühlen verwundeten Greises. Und doch würde ich lieber einige der, allerdings energischesten, Züge an dem Bilde dieses getilgt sehen, wenn damit auch die hässlichen Flecken aus dem mit so zauberischen Reizen des orientalischen Typus ausgestatteten Antlitze weggenommen werden könnten. Und hätte ich das Stück in Scene zu setzen, ich würde es damit wagen, auf die Gefahr hin, von den à-tout-prix-Verehrern des großen Britten darob gesteinigt zu werden.

Es ist übrigens dieser Lapsus moralis eine von den Eigenthümlichkeiten Shakespeares, die sich hie und da bei ihm vorfinden, wo es ihm darum zu thun ist, geradesten und wirksamsten Weges auf seinen Zweck loszugehen. Alles andere dünkt ihm dabei nebensächlich und muss sich accommodieren.

Hier war es ihm darum zu thun, in dem Busen des gereizten Greises alle Motive des Hasses und der



Rache dermaßen aufzuhäufen, dass sein überunmenschliches Verfahren möglichst glaubhaft erscheine; in dem an seinem Herzen und seiner Habgier begangenen Verbrechen der Tochter wurde dieser Process zur äußersten Krise gereift.

Shylock gewann, was Jessika verlor.

Ein besonders glücklicher Gedanke scheint es mir, die Geschichte mit den drei Kästchen in Verbindung gebracht zu haben mit der Fabel des absonderlichen Darlehensvertrages. Der Schauplatz wird dadurch in eine romantische Region gehoben, die das Abenteuerliche des ganzen Handels unserem Verständnisse zugänglicher macht, indem derselbe mehr an unsere Einbildungskraft als an unser Urtheil appelliert.

## 12.

Shakespeares »Othello« ist bis zur Scene IV des dritten Actes das Bewunderungswürdigste, was der Dichter, ja was vielleicht die ganze moderne dramatische Kunst hervorgebracht. Von hier aber fällt er bedeutend ab, um mehr und mehr ins Überspannte zu gerathen. Wie ist es denkbar, dass ein Mann von Othellos Charakter und Denkweise in so rohe Gläubigkeit, in so niedrige, doppelten Meuchelmord planende Rachsucht und in ein Benehmen so pöbelhafter Natur ausarten könne — gegenüber einer Desdemona? Dass er sich betrogen glaube, ich lasse es gelten, aber auf solche Weise, die dem verworfensten Abschaum des Weibes zum Muster dienen könnte, das hebt alle edlere Theilnahme an dem Helden auf, ja schwächt sie für sein Opfer, das sich eine solche Behandlung gefallen lässt. Man frage deshalb bei jeder Frau an und wird sicher dieselbe Antwort erhalten: Ein Verdacht dieses Kalibers und Misshandlungen dieser Art kann kein Weib über sich ergehen lassen, ohne dem Beleidiger allsogleich den Abschied zu geben. Und wie nimmt Desdemona:

»Who has forsook so many noble matches,  
Her father, and her country, and her friends«<sup>1)</sup>

diese Beschimpfung auf? Wie der Hund die Peitsche: »'tis meet I should be us'd so«.<sup>2)</sup> Ich spreche nicht von der Seltsamkeit des fatalen handkerchief, das schon von Othellos Mutter beständig getragen wurde und gleichfalls ein ebenso unablässiger Begleiter Desdemonas zu sein hat; allerdings müsste sein Gewebe eine ganz wunderbare Textur aufweisen und dürfte die Trägerin niemals an Schnupfen leiden, um einer solchen Forderung gerecht zu werden. Und wie ganz unbegreiflich leichtsinnig müsste die Bergwohnte sein, dieses Pfand von solcher Wichtigkeit aus der Hand zu geben. Aber da ist wieder so ganz Shakespeare; sicher der Wirkung durch die unvergleichliche Kunst seiner Seelenmalerei, legt er geringes Gewicht auf die realen Umstände; obgleich er es auch zuweilen ebensowenig genau nimmt mit den inneren Motiven, wie z. B. Jagos Verdacht eines sträflichen Verhältnisses des Mohren zu seiner Frau. Überhaupt kann man fragen: wodurch ist der grässliche Rath motiviert, Desdemona zu erdrosseln, statt, wie Othello (mir scheint ganz gegen die Natur seines Charakters und seiner gegenwärtigen Leidenschaft) vorhat, dieselbe mit Gift aus der Welt zu schaffen?

## 13.

Ich kenne wenig so Unschmackhaftes (im Gebiete genialischer Schöpfung) als Shakespeares »Troilus und Cressida« trotz der Reflexions-Fulgurationen, die es im ungewöhnlichen Maße aufweist. Der an und für sich so widerliche saloppe Inhalt wird es doppelt dadurch, dass die Träger desselben die homerischen Helden sind, die wir von

<sup>1)</sup> Act IV, Sc. 2, V. 125 f.

d. Hg.

<sup>2)</sup> Ebenda, V. 97.

d. Hg.

unseren ersten Bildungsschritten an mit einer Art von religiösem Respect zu betrachten gewohnt sind.

Wem es bei Lesung solcher Erzeugnisse nicht klar wird, wie Shakespeare stets nur von seinem Productionsdrange vorwärts getrieben wird, immer seine Bühne und sein Publicum im Auge; wie weit entfernt seine Thätigkeit sei von allen den intentionellen Motiven, die ihm seine Commentatoren unterschieben, der möge ihn in seiner Weise fortgeniessen und bewundern.

Mir scheint ein solcher Götzendienst nicht nöthig, um mit Genuss und Verehrung Gerechtigkeit zu üben an der wunderbarsten Schöpferkraft, die jemals hervorgegangen aus den Händen der Natur.

## 14.

»To be or not to be, that is the question.«<sup>1)</sup>

Es ist viel hin und wieder gesprochen und geschrieben worden, ob sich der mit diesen Worten beginnende Monolog auf die Absicht Hamlets, seinem Leben ein Ende zu machen, bezöge oder bloß Reflexionen ausdrücke über den Grund seiner Unschlüssigkeit, dem qualvollen Seelenzustande durch Selbstmord ein Ziel zu setzen. Wie man darüber in Zweifel sein könne, ist mir ein Räthsel — schon dem Buchstaben des ersten Verses nach. Denn wer würde im ersteren Falle sich ausdrücken: »Sein oder Nichtsein« und nicht vielmehr »Leben oder Sterben«? woran sich dann ganz natürlich anschließt: »Ob's edler im Gemüth etc.«

Eine überraschende Bestätigung dieser Ansicht fand ich in einer englischen Ausgabe des »Hamlet« (wahrscheinlich nach dem Urmanuscript),<sup>2)</sup> worin die Tragödie in un-

<sup>1)</sup> Hamlet, Act III, Sc. I, V. 56 ff.

<sup>2)</sup> Leider ist mir das unschätzbare Heft abhanden gekommen, und kann ich mich nicht mehr des Verlages, sowie der Jahreszahl desselben entsinnen. [Heusenstamm meint den im Jahre



unterbrochenem Verlaufe, ohne Markierung der Aufzüge und Auftritte, abgedruckt erscheint. In dieser fehlt die Stelle: »whether 'tis nobler in the mind« bis »and, by opposing, end them« und knüpft sich an das: »that is the question«, unmittelbar: »to die — to sleep«. Aus welcher Veranlassung und durch wen die Einschaltung geschehen, ist unbekannt; vielleicht von einem der Darsteller der Titelrolle, der durch dieselbe dem reflectiven Charakter des Vortrages einen dramatischen Accent aufsetzen wollte. Dass hier eine Einschaltung vorliege, war mir auch vor der Bekanntschaft mit der erwähnten Fassung der Tragödie klar; denn sie unterbricht störend den Gedankenfluss des Monologes, der mir folgendermaßen eingeleitet erscheint: Hamlet wird durch das Unerträgliche seiner Lage dahin gedrängt, ein Ende derselben, und sei es selbst auf Kosten seiner Existenz, sehnlichst zu wünschen, und doch kann er sich, »like John a dreams«, <sup>1)</sup> dazu nicht entschließen; weder zu der ihm auferlegten Sühnethat, noch zur Beendigung seiner Bedrängnisse durch Selbstmord. Woran liegt dies? fragt er sich — und nun lautet die Antwort: »to be or not to be, that is the question«. Man lese den Monolog mit den angegebenen Andeutungen und mit Hinweglassung der angeführten Einschaltung, und man wird überrascht sein, wie nun alles darin klappt.

Freilich bleibt noch immer die Seltsamkeit des Ausspruches: »from whose bourn no traveller returns« aus dem Munde desjenigen, der im Auftrage seines der Geisterwelt entstiegenen Vaters handelt. Aber dergleichen Wun-

---

1825 hergestelltem Neudruck der Quartoausgabe von 1603 »The Tragicall Historie of Hamlet Prince of Denmarke«. Die Abweichungen des großen Monologes sind hier allerdings noch weit umfangreicher, als Heusenstamm angibt, und werden von der Kritik heute anders bewertet. d. Hg.]

<sup>1)</sup> A. a. O. Act II, Sc. 2, V. 595.

d. Hg.

derlichkeiten begegnet man eben mitunter bei dem wunderbarsten der Dichter. Geschieht doch die ganze Geistererscheinung Hamlets unter so grillenhaften Bedingungen: nun in der Rüstung, nun im Schlafrock (in his night-gown), nun allen sichtbar (Act I), nun (Act III, Sc. 4) nur dem Hamlet allein; so wie ihm allein nur hörbar; ganz abgesehen von der unterirdischen bald da, bald dort ertönenden Mahnung des »old mole«.

Man könnte »Hamlet« gewissermaßen die Tragödie der menschlichen Widersprüche nennen; denn wie wir an der Erscheinung des Geistes eine seltsame Verschiedenheit in der Vermittlung seiner Manifestation gesehen haben und das Motiv derselben durch die crudeste Verleugnung des christlichen Grundprinzips: »Liebe deine Feinde etc.« sündigt: so erweisen sich auch alle Hauptcharaktere des Stückes im Widerspruche mit sich selbst — wohlverstanden, nicht als Gebrechen, sondern als Absicht des Dichters. Man betrachte nur den Claudius wie den Polonius, den Hamlet wie den Laertes, die Königin wie die Ophelia.

Es geschieht Shakespeare zuweilen, dass ihm in seinen bewunderungswürdigsten Seelenoffenbarungen seine Gelehrsamkeit zur unrechten Zeit in den Weg tritt. Ein Lapsus solcher Art begegnet uns in dem Monolog Macbeths<sup>1)</sup> vor dem Morde, wenn es heißt: »Now o'er the one half world Nature seems dead« und ferner: »With Tarquins ravishing strides«. Wie äußerst störend wirken hier die Erinnerungen an Titus Livius und die astronomische Nacht in Macbeths Seelenzustand, und aus dem Munde des »thane of Cawdor«. Überhaupt ist für meine Empfindung das ganze Bild zu überladen und schadet dem Eindruck: »the courtain'd sleep« — »pale Hecates offerings« — »moves like a ghost« — Schiller hat in seiner Übersetzung wenigstens den Tarquin weggelassen.

<sup>1)</sup> Act II, Sc. I, V. 49 ff.

## 15.

Es ist mit Goethes lyrischen Gedichten wie mit Mozarts Melodien; wenn sie einem so von ungefähr entgegen-treten, so machen sie beinahe einen Natureindruck, wie Blattgesäusel, Wasserrieseln, Nachtigallenschlag. Ein süßer Reiz, ein unaussprechliches Wohlgefühl, eine Lebensempfindung, die sonst ihresgleichen nicht hat.

## 16.

Man sehnt sich förmlich nach der Wildheit der Reformationszeit und der Neunzigerjahre, unter dem Gebaren der charakter- und gesinnungslosen Gegenwart. Diese gemalte Hitze, die weder etwas zu reifen noch zu erwärmen vermag, in allen Fragen der Kunst, Politik und Religion, diese Gehässigkeit gegen jede fremde Meinung und Überzeugung, ohne die Energie der Liebe für den Inhalt des eigenen Denkens und Empfindens! Alles Komödie, sich selbst und den anderen vorgespielt, im Talar wie im Königsmantel, im Diogenesfasse wie im Tempel; um nach heruntergerolltem Vorhange bei Tabak und Bier, bei unzüchtiger Fidel und zotenreißender Posse oder im leeren Prunk und Geplauder des Salons den alten schalen Menschen kläglichst fortzusetzen.

## 17.

Die entschiedenste Differenz zwischen der deutschen und französischen Gesellschaft (in ihrem allseitigen Sinne) ist, dass die französische Frau, wenn sie auf der Höhe ihres Geschlechtes steht (ich betone dies ausdrücklich, da ich hier ganz von literarischen oder künstlerischen Specialitäten abstrahieren muss) dem Manne an Freiheit des Urtheils und des Gefühles überlegen ist. Mir ist noch nie ein vorurtheilsfreier Franzose begegnet, wohl aber schon manche weltbürgerliche Französin.



## 18.

Die wahre Weltbildung zeigt sich darin, überall zuhause, aber auch überall an der rechten Stelle sich zu befinden.

## 19.

In dem Verkehr mit Frauen, auch wenn sie nicht zu den Koryphäen ihres Geschlechtes gehören, wird man selten leer ausgehen, während so häufig der Umgang selbst mit sehr gebildeten Männern uns wenig zu fördern imstande ist. Natürlich auch! denn da die Männer aus derselben Quelle schöpfen, finden wir meistens bei ihnen das, was wir bereits besitzen; während die Frauen größtentheils in allem ihren Denken, Fühlen und Thun Naturalistinnen sind — auch darin der Blume ähnlich, dass sie allen Lebensstoff in ihr individuelles Sein verwandeln.

Ich habe mich daher gerne an Specialitäten gehalten, Künstler, Architekten, Musiker, Schauspieler oder an Männer des Handwerkes und der Industrie, die mir in ihrer gewissen Einseitigkeit mehr Stoff zu Betrachtung und zur Sichtung und Prüfung meiner Erwerbniſse boten.

## 20.

Es ist, im höheren Sinne, ganz gleichgiltig, aus welchen Anfängen die Menschheit sich entwickelt hat; das Wichtige ist: was aus ihr geworden, und zu was sie noch berufen sein kann.

## 21.

Wenn es nicht gleichgiltig ist, was man lernt, so ist es nicht minder bedeutend, wann es uns gelehrt wird. Denn der geistige Anbau hat seine Monat- und Tageszeiten wie der ökonomische. Es ist immer gefährlich, gewisse Erkenntnisse in die noch unreife Urtheilsbefähigung zu säen, die der Lernende auf Treu und Glauben anzunehmen genöthigt ist. Aber unsere ungeduldige Zeit meint hierin

nicht weit genug gehen zu können, und die Resultate eines solchen Verfahrens werden nicht auf sich warten lassen, ja sind schon zum Theile sichtbar genug in allen Verhältnissen und Beziehungen. Nur was den Menschen besser macht, macht ihn auch glücklicher. Dies im Auge zu behalten sollte das Hauptbestreben der Volks- und Familien-erzieher sein. Aber wer denkt überhaupt noch an Erziehung? Es ist immer nur vom Unterricht, niemals von Unterordnung die Rede. Eritis sicut Deus — aber ohne Gott in und außer uns.

## 22.

Wenn wir nun die schriftstellerischen Gaben Grillparzers in ihrer Totalität zu überblicken in der Lage sind, so lässt sich nicht verkennen, dass wir es mit einem bedeutend dichterischen Naturell zu thun haben; aber auch mit einem in seiner Entwicklung verkümmerten. Man hat dies so häufig den äußeren Verhältnissen allein zugeschrieben, unter deren Einwirkungen und Hemmnissen dieses Talent sich entfaltet; mitunter ist sicher auch dieser Einfluss in Rechnung zu bringen; aber die Hauptbedingung wurzelt doch tiefer in dem ganzen seelischen und körperlichen Gefüge des hochbegabten, aber nicht ebenso begnadigten Dichters. Es geht ein organisch krankhafter Zug durch seine schöpferische Kraft. Ihr fehlt der frohe, freie Blick ins Leben und in die Weltzustände für eine unbefangene Wahl ihrer Erscheinungen.

Äußere Verhältnisse können die productive Manifestation wohl hemmen, nicht aber ihr eine der innewohnenden Triebkraft entgegengesetzte Richtung anweisen. In der Wahl seiner Stoffe scheint Grillparzer mehr einer Laune als einer tiefinnerlichen Nöthigung zu gehorchen. Man betrachte nur z. B. »Die Jüdin von Toledo« oder »Den Bruderzwist im Hause Habsburg«. Es ist immer eine große Gefahr für den aufkeimenden dramatischen Dichter, sich

einer großen darstellenden Capacität gegenüber zu befinden. Die Medeas, Sapphos, Griseldis,<sup>1)</sup> die einer solchen Constellation ihren Ursprung verdanken, wie fruchtbar dadurch auch in ihren augenblicklichen Erfolgen, werden kaum einer empfindlichen Abschwächung, wenn nicht gar gänzlicher Beseitigung, entgehen mit dem Verschwinden des gestaltenden Talentes, dessen Anregung sie ins Leben rief. Abgesehen davon, wie abträglich es der eigentlichen Aufgabe des Dramas ist, ihren Pulsschlag in einem Herzen zu concentrieren, wodurch häufig alle anderen Personen zu halben Marionetten werden. Die kolossale Größe Shakespeares beruht hauptsächlich in dem reichen Aderngeflechte seiner Dramen, das wohl aus einem mächtigen Mittelpunkte seine Nahrung empfängt, aber in lebendigem Zusammenwirken einen großen Organismus zur Anschauung bringt, worin jedes Einzelne an seinem Platze fürs Ganze wirkt und bedeutend ist.

## 23.

Wenn es Grillparzer einerseits zum Nachtheile gereicht, seinen Gedanken- und Gefühlsverkehr auf schriftstellerische Vermittlung zu beschränken, so verleiht doch andererseits jene Eigenheit seinen Producten eine charakteristische Innerlichkeit und Originalität, die der häufigen Herbigkeit, Grillenhaftigkeit und Incongruenz der Theile seiner Gestaltungen das Gleichgewicht hält und die Mängel derselben mit so eigenthümlichen Reizen umkleidet, dass sie den Tadel über den Genuss nicht aufkommen lassen.

## 24.

Ich möchte Fr. Halm den Kotzebue der Tragödie nennen; wie dieser die bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, welche die Grundlage des Lustspieles bilden,

<sup>1)</sup> Die erste Darstellerin der genannten Rollen in Wien war Sophie Schröder. Griseldis: Halms Drama von 1834. d. Hg.



streift jener die tragischen Conflict, ohne dass der eine wie der andere den tieferen Inhalt derselben zur Anschauung bringt. So sind auch beide in ihren Wirkungen ganz auf die Bühne berechnet.

Halm hatte dieses seines Hauptaugenmerk kein Hehl und versicherte mich, dass er bei seiner Production stets die Darstellung bis auf das kleinste Detail, wovon ihm keines zu unbedeutend erschien, vor Augen habe. »Sie haben so viel Talent als ich,« sagte er mir einmal, »aber Sie gehen dem Effect förmlich aus dem Wege. Ich sehe und höre alles, was in meinen Stücken vorgeht, im Geiste vor mir aufführen; nicht allein jede Person, auch alle sachlichen Modalitäten der Darstellung bewegen und gruppieren sich vor meinem Schreibtische gleich einer geistigen Generalprobe.« Der reichbegabte Poet kannte sich und sein Publicum genau; und wo er einen geringeren Erfolg erzielte, lag es in der Natur des Vorwurfes, dem der Vortheil jener Praxis nicht zugute kam.

Halms Schöpfungen waren echter Ausfluss seines Talentes und beinahe stets auf praktische Verwertung abgesehen; und nichts ist bezeichnender für das — *sit venia verbo* — Timbre desselben als die höchst seltsame Eigenheit bei einem Poeten, dass er gegenüber der Musik sich nicht nur indifferent, sondern selbst ablehnend verhielt.

Was die Persönlichkeit des Eligius Freiherrn von Münch anbelangt, so war sein geselliger Verkehr trocken und wenig mittheilsam und anregend; aber stets lauter und edelmännisch. Mir war er zwar kein Freund im gemüthlichen Sinne, aber ein wahrhaft edler Literaturgenosse, der alle meine Bestrebungen mit reinster Theilnahme und wärmster Anerkennung begleitete.

»Je n'aime pas les épinards et je suis content que je ne les aime pas; car si je les aimais, j'en mangerais, et je

ne peux pas les souffrir,« sprach einmal scherzend zu mir Castil Blaze, der bekannte Musikreferent des »Constitutionnel« und Übersetzer der Opern Rossinis für die »grand Opera«. Wie häufig bekommt man ähnliche, ernsthaft gemeinte Glaubens- und Geschmacksbekenntnisse, wenn auch minder barock ausgedrückt, auf allen Gebieten des Lebens und der Kunst zu hören.

## 26.

In unserer grenzenlos schreibenden und lesenden Zeit, wo alle Weisheit lustig in Journalen und Broschüren schwimmt und ebenso behaglich mit dem Morgen- und Abendthee eingeschlürft werden kann, wirft sich die Mehrzahl von Autorität zu Autorität, von Schlagwort zu Schlagwort, ohne sich Muße zu gönnen, das eine und das andere zu prüfen. Daher diese gänzliche Verwirrung aller (die eben keine Begriffe mehr sind, sondern Axiome), dies leidenschaftliche Überstürzen in allen Lebensbedingungen. Die milde, aber streng begrenzte Weisheit der Alten (die sich auch noch in dem modernen Culturanfange herüberleitete) ist daher ein doppelt dringendes Bedürfnis unserer Erziehung.

## 27.

Ich finde unter meinen während der Lesung hingekritzeltten Brouillons auch die folgenden, durch Otto Ludwigs Aufzeichnungen über Shakespeare mit Seitenblicken auf Schiller und Goethe<sup>1)</sup> veranlassten Bemerkungen: Dies ist wohl nicht sine grano salis, aber sehr einseitig und darum falsch.

Wer darf denn sagen: so muss es sein und nur so? Nicht der höchste Genius, denn auch dieser kann nur sagen:

<sup>1)</sup> Otto Ludwigs »Shakespeare-Studien« wurden von Heyd-  
rich (Leipzig 1871) herausgegeben. d. Hg.

so muss es sein für mich; so sehe ich die Welt, die Dinge, und nur auf diesem Wege kann ich das Geschaute, das Gefühlte wieder zu Gefühl, zu Anschauung bringen. Möge es ein anderer Genius auf dem seinen thun.

Die Kunst ist ein Product ihrer Zeit; in dem Brennspiegel des Genius concentrirt und reflectirt sich Bedürfnis und Cultur derselben.

Schiller und Goethe hätten, auch bei dem ihnen allerdings dramatisch überlegenen Genie Shakespeares, in seiner Weise nicht verfahren können, weil ihre ganze Ausbildung einem ähnlichen Verfahren im Wege gestanden wäre. Was auch die rückhaltslosen Verehrer Shakespeares sagen mögen: seine Schöpferkraft war eine phänomenale, außer allem Gleichgewichte mit seinem Bildungsquantum; und es wäre ihm ebenso unmöglich gewesen, einen »Wallenstein«, eine »Iphigenia« zu schreiben, als Schiller und Goethe einen »Hamlet« oder »Lear«. Es sind eben ganz verschiedene Anlagen und Kunstbedingungen, und es ist eine unbegreifliche Verirrung Otto Ludwigs, dies unberücksichtigt zu lassen. Was auch Mangelhaftes in Schillers Dramen sich finde — und es hervorzuheben ist weder eine Kunst, noch ein Verdienst, und die sogenannte romantische Schule hat jedenfalls hierin den traurigen Vorzug der Präcedenz — für sein Volk ist er ein Prophet und Priester, und deshalb seine beispiellose Wirkung. So hat er seine Sendung begriffen, und von diesem Standpunkte muss er auch beurtheilt werden. Und eigentlich sollte jeder Dichter und jedes Dichterwerk nach seiner Wirkung, nicht nach einem sogenannten ästhetischen Maßstabe gemessen werden; nach seiner Wirkung nämlich im höheren Sinne, nicht nach dem durch die Zeitströmung — vielleicht besser gesagt Stimmung — bedingten Erfolge. Wobei gut zu unterscheiden ist, was dem Zustand und Bedürfnis des Tages angehört und was dem Cultur- und Sittenzustand der Epoche.



Feigheit. Begriff: a) Flucht vor einer Gefahr, die noch einen vernünftigen Widerstand zulässt.

b) Entfliehen vor einem uns unerträglich dünkenden Zustande, der durch Resignation oder zusammengeraffte Thätigkeit zu verbessern wäre (Selbstmord).

c) Rettung unseres materiellen Seins auf Kosten des moralischen (Verleugnung, Renegation).

d) Unterwerfung unter Vorurtheil und sogenannte öffentliche Meinung, wo derselben nur Menschenfurcht, nicht eine Rücksicht der Opportunität, der Billigkeit oder edler Schonung zugrunde liegt.

Der Hauptirrthum in dem neuen Evangelium der Musik ist, dass darin der specifische Unterschied der Grundbedingungen beider Künste, Musik und Poesie, übersehen wird: die unvermeidliche Vermittlung der Absichten dieser durch den Begriff und die Unmittelbarkeit jener in der Empfindung.

Wort und Ton haben eine ganz andere Wirkungssphäre. Erstens hat jenes zunächst mit dem Verstande, dieser mit dem Gemüthe zu thun; ferner hat das Wort die Eigenschaft, mit einer oder doch nur mit wenigen seiner Ausdrucksformen seine Intention zur Anschauung zu bringen, während der Ton nur mit einer Reihenfolge derselben seine Absicht zum Ausdruck zu bringen vermag.

Nehmen wir z. B. an, die Aufgabe beider sei auszudrücken »Ich liebe«; zwei Worte hiezu genügen dem Dichter, während der Musiker, um die beabsichtigte Stimmung (denn nur an diese, nicht an den Begriff kann er sich wenden) hervorzurufen, eine ganze Genesis dieser Empfindung schöpferisch gestalten muss, um die gewünschte Wirkung zu erzeugen.

Daher auch die Rüge einer »sinnlosen Wiederholung des Textes« als Unterlage eines Musikstückes mit zu großem Accent ausgesprochen wird. Denn wenn allerdings ein solcher Usus, wie er in den Lieder- und Operncompositionen vor der allerjüngsten Phase unserer musikalischen Zustände sich breit macht, nicht gebilligt werden kann, so ist derselbe doch weder dem Eindrücke so abträglich, noch so willkürlich, wie behauptet wird; ja in den meisten Fällen eine unvermeidliche, dem symmetrischen Aufbau eines Musikstückes nothwendig innewohnende Bedingung. Ebenso könnte man gegen die Wiederholungen in der »absoluten« Musik eifern, ohne die doch ein künstlerisch gegliedertes und durchgebildetes Tonwerk undenkbar ist. Auf diese der Natur musikalischer Schöpfung eingeborne Eigenthümlichkeit ist demnach auch die fragliche Textversündigung zurückzuführen. Denn muss es gestattet sein, die musikalische Phrase wiederzubringen, so kann dies nicht minder gelten von der textlichen Unterlage derselben. Aber freilich fällt mit der Negation der beiden Factoren Melodie und Symmetrie im Dogma des musikalischen, modernen Dramas auch die Concession weg, welche man der Oper älteren Stils zugestanden, eben, um sie zu ermöglichen. Das musikalische Drama nach dem Apostel Richard Wagner<sup>1)</sup> mag seine Berechtigung haben wie jede andere Kunstrichtung; und Protest dagegen möchten wir nur dann erheben, wenn sie sich entweder solcher Mittel bedient, welche die inneren Bedingungen eines Kunstwerkes überhaupt aufheben, oder wenn sie ihr Dogma als das allein seligmachende zu proclamieren sich anmaßt.

## 30.

Ich habe die Schriften des »Neuen Testaments« wieder vorgenommen, versuchend, was daraus etwa für den

<sup>1)</sup> Proteste gegen Wagner finden sich mannigfach in der Spruchsammlung »Im Abendstrahl« (Nr. 13, 101 ff.). d. Hg.

Abend meines Lebens zu gewinnen wäre und für die Completierung meiner Cultur und Betrachtung. Denn dieses merkwürdigste der historischen Documente, merkwürdig durch seinen Inhalt, noch merkwürdiger durch die Wirkung, die es seit nahezu zwei Jahrtausenden auf einen bedeutenden Theil der Menschheit ausgeübt, ist so eigenthümlicher Art, dass uns alle gewöhnlichen Anhaltspunkte für die Beurtheilung und Zurechtlegung von Geschichtserscheinungen ihre Hilfe hier versagen. Diesem über allen Beziehungen zur realen Welt stehenden Inhalte ist wohl der hauptsächliche Einfluss jener Schriften zuzuschreiben, die sich stets nur an Phantasie und Gemüth mit gänzlicher Übergehung des Verstandes und Urtheils wenden. Es ist unendlich schwer, in den Schriften des neuen Testaments zu einer bestimmten Empfindung und Beurtheilung zu kommen. Das Bruchstückartige, Zusammengeraffte der Abfassung nicht minder als das Schwankende, Widersprechende, ja mitunter Krankhafte der Anschauungen und Lehrsätze erzeugen ein Unbehagen des Geistes und Gemüthes, die dem gesunden Denk- und Gefühlsvermögen peinlich sind. Die katholische Kirche hat, in kluger Würdigung dieser Gefahr, den Zutritt zu jenen Urquellen des Christenthums den Gläubigen verboten und ihr eigenes vermittelndes Apostolat demjenigen der ersten Sendboten und -Schriften untergeschoben, dessen Devise freilich das bekannte »credo quia absurdum« ist.

Glauben ruht auf drei Stützen: Mangelhaftigkeit der Urtheilskraft, Einseitigkeit der Bildung und Trägheit des Geistes; öfters, wie z. B. der sogenannte Köhlerglaube, auf allen dreien zugleich.

Man wende nicht ein dagegen, dass Gläubigkeit zuweilen auch bei höher begabten Naturen angetroffen werde. Solch höhere Anlagen schließen das Vorhandensein eines jener Mängel nicht aus — wobei es noch die Frage bleibt, welche Rolle die Einbildungskraft darin spiele, und ob nicht



das »fine frenzy« durch denselben Process hier wie in dichterischen Schöpfungen wirke. Auf jeden Fall kann dieselbe (ich spreche hier von der überzeugungstreuen Gläubigkeit, nicht von der zu irgend welchen egoistischen oder weltmännischen Zwecken fingierten) nur einer partiellen Trübung des Denkvermögens zugeschrieben werden.

## 31.

Die christliche Religion ruht einzig und allein auf dem Glauben — Glaube an die Auferstehung des Gekreuzigten mit seinen Consequenzen für diesen und uns. Der moralische Inhalt bringt nichts, was nicht die Ethik aller civilisirten Völker enthielte. Denn die Moral ist und bleibt überall dieselbe, da sie ein Ausfluss des Civilisationsprocesses selbst ist. Man durchgehe die sämmtlichen Documente des ersten christlichen Jahrhunderts, und man wird sich davon überzeugen, die beiden Dogmen: Glaube an die Auferstehung des gekreuzigten Gottessohnes und an sein Vermittleramt reproducieren sich unaufhörlich in den Apostelbriefen und bilden die frohe Botschaft (Evangelien) an die ersten Christengemeinden, das erwartete Millennium ist das drängende Motiv der Bekehrung und Selbstopferung an Gut und Leben.

Die geschriebenen Evangelien sind wohl um ein Jahrhundert später und mit Elementen vermischt, wie sie gemeinmündliche Überlieferung überall aufweist — beinahe alles Reale von Mythe überwuchert und zu Parteizwecken umgebildet.

## 32.

Man hat dadurch, dass man den Urheber des Christenthums sogleich nach dem Abtreten von seiner kurzen Lehrmission auf einen mythischen Standpunkt erhöhte, der Kritik den Boden abgegraben und sie gezwungen, zu Voraussetzungen ihre Zuflucht zu nehmen, die immer höchst bedenklich sind bei historischen Untersuchungen.

Wie ganz anders stünde es um die Entwicklung des ethischen Principes in jener Lehre, wenn dieselbe nicht einzig der naiven Glaubensseligkeit ihrer Apostel anvertraut worden wäre; oder wenn sich unter diesen auch nur ein Kopf wie Paulus als Mitjünger, als unmittelbar Betheiligter an dem messianischen Lebensquell befunden hätte; wie ganz anders, wenn, was eben durch diesen Eindringling in das Apostolat nur zum Theile gelungen, dasselbe ganz abgedrängt worden wäre vom Mosaismus, den es durch alle seine Phasen wie eine schwere Kette nach sich zu schleppen verurtheilt ward.

Oder wenn sich etwas von den Aufzeichnungen gerettet hätte, die höchst wahrscheinlich vorhanden waren in dem Kreise der Prophetenschule, aus der Jesus hervorging, und welche höchst wahrscheinlich mit der nach seinem Scheiden so bald erfolgten Zerstörung von Jerusalem und der Zerstreung der Juden über den ganzen civilisierten Erdkreis verloren gegangen sind — zu unersetzlichem Schaden für die Richtigstellung einer Erscheinung, die den Ausgangspunkt bildete für eine ganz neue Weltanschauung und der Cultur und Gesittung bis auf unsere Zeit ihren Stempel aufdrückt.

Jede Religion hat drei Momente, wonach sie beurtheilt werden muss: ihr ethisches, culturhistorisches und socialpolitisches. Ersteres ist natürlich wie alles Ideale inalterabel; die anderen, den dogmatischen und disciplinaren Inhalt derselben bedingend, müssen sich accommodieren, wenn sie nicht verknöchern und absterben sollen.

Die christliche Religion fand bei ihrem Auftreten sehr günstige Witterung für ihr äußerliches Gedeihen: ihre Ausbreitung nämlich, in den moralischen nicht minder als in

den socialpolitischen Verhältnissen der Zeit; äußerst ungünstigere dagegen, in Beziehung auf ihre ethische Entwicklung, in den Culturzuständen der damaligen wissenschaftlichen Richtungen. Der Einfluss dieser auf die Ausbildung ihres dogmatischen Inhaltes wurde ihr verhängnisvoll für alle ihre Zukunft, indem er die unvergleichliche Tiefe und Schönheit ihres geistigen Inhaltes vertrübte, den Glauben vom Symbol zum Götzendienst ablenkte, die innerliche Freiheit in die Ketten willenloser Unterwerfung unter Kastenautorität schlug.

Mit der socialen und politischen Welt hat sie sich mit bewundernswerter Klugheit auseinanderzusetzen verstanden; hauptsächlich der große Moses der christlichen Kirche, Gregor VII.<sup>1)</sup> Das von ihm aufgeführte Gebäude dürfte noch manchem Sturme zu trotzen geeignet sein — dass es aber doch fallen muss, unterliegt keinem Zweifel. Wie bereits ihr Oberhaupt ohne Land ist, wird nach wenigen Generationen die Kirche ohne Gemeinde sein und in sich selbst zerbröckeln. Glauben ist Überzeugung durch das Gemüth, wie Erkenntnis Überzeugung durch den Intellect; daher es auch unfruchtbar scheint, darüber zu streiten oder zu discutieren.

## 35.

Es ist eine der gefährlichsten Gewohnheiten und verwirrt das Urtheil, relative Wahrheiten als allgemeine in Spruchlesen aus bedeutenden Schriftstellern aufzuführen. Ohne hin kränkelt keine Zeit so sehr an erborgten Denkcapitalien als unsere vielwissende. Überlegt man, was Halbes und Schwankendes selbst in unseren als absolut geltenden Erfahrungen und Schlüssen enthalten ist: so kann man nicht vorsichtig genug sein mit Spruchsammlungen, die für die Jugend als Wegweiser bestimmt sind.

<sup>1)</sup> Vgl. »Im Abendstrahl« Nr. 110 (Bd. III, S. 190). d. Hg.



## 36.

Kein wohlorganisierter Mensch kann sich selbst untreu werden. Und so ist in gewissem Sinne das *laudator temporis acti* vollkommen gerechtfertigt. Denn so wenig wir uns von den Antecedentien unserer physischen Anlagen und Entwicklung losmachen können, ebenso hängen wir zusammen mit dem, was auf unsere sich entfaltende Geistes- und Gemüthsbildung einwirkte. Die Einflüsse einer späteren Epoche finden uns bereits individuell geschlossen; sie werden wohl die Ausschmückung, aber nicht den Aufbau zu alterieren vermögen.

## 37.

Es gibt keine ungeschicktere Art, jemand zu trösten, als indem man ihm einzureden versucht, seine Lage sei nicht so arg, als er sich einbilde. Abgesehen von dem gemüthlichen Eindrücke (da die Abschwächung des Leidens als eine der Theilnahme gefühlt wird von dem Trostbedürftigen) enthält eine solche Trostesweise eine Verletzung des Ehrgeizes desselben. Denn wie es einen Ehrgeiz der Schönheit, des Geistes, der Kraft, ja selbst der Greisenheit, so gibt es auch einen des Leidens, dessen Martyrthum sich niemand verkümmert sehen mag.

## 38.

Nicht so sehr was dir jemand ist, sondern was du ihm zu sein glaubst, bestimmt Wert und Befriedigung in unseren Neigungen.

## 39.

Wenn überall Antheil und Gunst unserem Wirken und Genießen den schöneren Gehalt verleiht, so gilt dies im verdoppelten Maße von unseren künstlerischen Bestrebungen. Ein gedeihliches Schaffen ohne diese Förderung

und Belebung ist ebenso unmöglich als Säen auf Felsen. Selbst die Erkenntnis unseres Vermögens wird ohne diese Erprobung stets eine mangelhafte bleiben müssen. Und wenn schon der Dichter und Bildner geschädigt ist durch die Ungunst der Verhältnisse gegenüber seinem Talente, sie, die doch den Selbstgenuss ihrer Leistungen nicht entbehren und, wenn auch nicht an die Öffentlichkeit, doch an die Sympathien eines kleinen Kreises zu appellieren vermögen: wie traurig steht es um den Tonsetzer, dem selbst diese Freude, diese Befriedigung versagt ist.

Schöpfungen, die dem Schöpfer selbst Fremdlinge bleiben und für alle anderen nur todte Zeichen sind!

Ich habe einen Musiker gekannt, der alle Räume seiner Behausung angefüllt hatte mit seinen Compositionen, ohne sich auch nur an einer derselben in lebendiger Wirkung erfreut zu haben. Der Mann, dem es an echtem Talente nicht fehlte, nachdem er über der Bemühung, seine Werke zur Geltung zu bringen, zum Greise geworden, hatte endlich die Freude, dass ihm in einer der schönen Abteien Oesterreichs, durch Empfehlung einflussreicher Gönner, die Aufführung einer seiner Messen zugestanden wurde. Hochbeglückt begab er sich dahin, und in der Nacht, die der endlichen Erfüllung seines durch ein langes Leben genährten Sehnsens vorangieng, rührte ihn der Schlag. Man fand ihn des Morgens todt im Bette; über seiner Leiche waren die fünfzig Jahre lang todten Zeichen lebendig geworden, um dann auf ewig wieder zu verstummen wie ihr armer Meister. Welch eine Tragödie! erschütternder als so manche, die von der Bühne herab an unser Mitgefühl tritt.

Wenn alle Ansprüche unseres Wirkens und Empfindens an die Welt und das Leben mehr oder minder auf Täuschungen in uns und um uns beruhen und daher die

Erfüllung so häufig hinter denselben zurückbleibt, so ist doch der eine: an die Billigkeit der Natur wie unserer Mitgenossen, gerecht. Und gerade dieser so nothwendige Factor für unser Dasein und die Verwendung seiner Kräfte und Fähigkeiten findet am seltensten die gewünschte Gunst zum Gedeihen und zu freudiger Entwicklung.

## 41.

In einer Zeitepoche, die ein entschiedenes Gepräge hat, wie z. B. die gegenwärtige oder das Zeitalter der Reformation, ist es immer schwer für den Künstler, der von rein ästhetischen Principien geleitet wird, eine Wirkung zu erzielen. Die Interessen des Tages werden sich den stillinnigen Einflüssen des Kunstgebildes, wenn gerade nicht feindlich, aber doch spröde erweisen; und da Stimmung bei Erzeugung wie bei Empfängnis ein Hauptfactor ist, wird häufigst nur jenen ihr Recht werden, die mit dem großen Concerte des Tages zusammenklingen.

## 42.

Die Künste scheinen bei uns ihre Kinderkrankheiten nicht vermeiden zu können, so wie die Menschen; nur befallen sie die bereits Erwachsenen. Einen solchen Krankheitsprocess hatte die Poesie in der Epoche der sogenannten Romantiker, die Malerei in der Schule der sogenannten Nazarener; und nun hinkt die Musik nach mit ihrem Schumann- und Wagner-Romanticismus. Bei beiden bildet die Auflösung der musikalischen Regeln und der festen plastischen Formen die Grundlehre ihres Verfahrens, das Verflüchtigen des Stofflichen, um einen neuen Krystallisationsprocess einzuleiten. Der Weg aber zu diesem Resultate ist ein specifisch verschiedener. Schumann, eine viel feiner organisierte Künstlernatur, vergeistigt seine Vorwürfe (Vertiefung nennt es die neue Schule), R. Wagner mischt alle



nur immer erreichbar sinnlichen Mittel seiner Kunst zu einem Opiumgebräu, dessen Betäubung seine Anhänger als Inspirationen ausrufen; für sie ist nur ein Musikgott und Wagner sein Prophet.<sup>1)</sup>

## 43.

Durchaus neu Gedachtes zu producieren ist bei den überreichen Schätzen, welche uns die Forschung aus mannigfachen Culturen vieltausendjähriger Entwicklung zugeführt hat, nicht zu verlangen. Von diesen das Bedeutende und Brauchbare zu wählen und in neue Beziehung und Verwendung zu bringen ist auch ein Verdienst und zumeist die Aufgabe des Schriftstellers wie des Organisators.

## 44.

Den Gesetzen der Natur auf die Spur zu kommen, dürfte wohl kaum je gelingen. Wir werden uns begnügen müssen, ihrem Verfahren hie und da einen Wink abzulauschen und demselben treulich nachzugehen, ohne Dünkel, aber auch ohne Verzagtheit. Denn es geziemt dem menschlichen Geiste, wo er zu wirken hat, auch zu forschen und im Wirken und Forschen zu wachsen.

## 45.

Reinlichkeit und Mäßigkeit, physisch wie moralisch, sind die beiden wichtigsten Factoren, die jedes Individuum wie jeder Erzieher seinem Bildungswerke zur Grundlage zu geben hat.

## 46.

In wenigen Anschauungen sind die Begriffe so abweichend wie in dem, was man romantisch nennt. Man vergleiche nur die Romantik im »Sommernachtstraum«,

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 273.

»Sturm« u. s. w. und der »Zauberflöte« mit den Dichtungen und Tonschöpfungen der Tieck, Arnim, Schumann, R. Wagner u. dgl. m. In jenen das romantische Wehen und Klingen der Natur und des Gemüthes, frisch und erkräftigend wie Waldesrauschen, ahnungsvoll wie die gestirnte Nacht; in diesen kränkelnde, abgeblasste Reminiscenzen des mittelalterlichen Mysticismus, angefärbt von moderner Sentimentalität, wenn nicht rein äußerlich für das Ohr und die Nervenerregungen. Was besonders von R. Wagners Weise gilt, deren Wirkung nur allzu ähnlich ist mit einem Opium- oder Tabakrausche — würdig des vernüchterten Geschlechtes, ohne Glauben an Gott und an sich selbst, das sein Publicum bildet und die künstlerischen Eindrücke in der Bierkneipe verkreisen und verklingen lässt.

## 47.

Man hat auf dem Stadttheater<sup>1)</sup> den Versuch gemacht mit Shakespeares »Measure for Measure«; das Scheitern desselben war nicht schwer vorauszusehen. Und welchen Antheil man daran auch der Bearbeitung zuzuschreiben berechtigt sein mochte (sie ist von Vincke und nach Delius' Übersetzung), die Hauptursache des Misserfolges wurzelt in dem Werke selbst. Denn die Bühne ist kein Buch. Indem der Leser dieses in der Hand hält, darin hin- und wiederblättert, es öffnet und zuschlägt nach Belieben, hat er schon den Contrast gegen die palpable Wirklichkeit, welcher Concessionen zu machen er nicht ansteht. Anders ist es mit der Bühne. Sie kann sich nun einmal durchaus nicht in Opposition setzen zu unseren ethischen und ästhetischen Anschauungen und unseren socialen Gewohnheiten, als auf die Gefahr, unserem Widerstande zu begegnen. Je theatralischer ein Drama ist — und die Shakespeare'schen Stücke sind es im höchsten Grade, nur muss man dabei die Bühnen und Gesellschaftsverhältnisse seiner Zeit im Auge

<sup>1)</sup> In Wien, zur Zeit von Laubes Direction. d. Hg.

behalten — desto auffallender wirken seine Dissonanzen mit den Zuständen unserer Anschauungs- und Gefühlsweise.

## 48.

Wenige Aussprüche sind so missverstanden und missbraucht worden als Goethes »Nur Lumpe sind bescheiden«. <sup>1)</sup> Abgesehen davon, wie ganz unzulässig es sei, derlei augenblicklicher Stimmung entschlüpfte Äußerungen als Confessionen zu taxieren, so dürfte doch dem größten Denker und Gemüthserforscher, Goethe, der Begriff Bescheidenheit etwas anderes enthalten haben als die landläufige Gesellschaftsheuchelei, die sich mit diesem Namen schmückt. Nicht die Verkennung und Verleugnung der eigenen Vorzüge und Verdienste, sondern die Aufmerksamkeit für die fremden und deren Anerkennung ist das charakteristische Merkzeichen der Bescheidenheit. Und wer hätte je diese Tugenden schöner empfunden und geübt als Goethe, man betrachte ihn in seinen rein menschlichen Beziehungen (zu Lotte, zu Charlotte v. Stein) wie in seinen literarischen? Die läppischen Anschuldigungen, die Neid, Blödsichtigkeit und Voreingenommenheit dagegen vorgebracht, haben bei jedem Unbefangenen, Urtheilsfähigen längst Berichtigung erfahren aus den zahllosen Documenten, die uns nun über sein Leben vorliegen und noch mit jedem Jahr vermehrt werden.

## 49.

Von allem Humbug, woran unsere Zeit so reich ist, erscheint mir der naturwissenschaftliche am verächtlichsten, der als wissenschaftliches Resultat ausposaunt, was ganz willkürliche Voraussetzungen sind und in der ekelhaftesten Selbsterniedrigung seine hämischen Triumphe feiert. <sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Goethe, »Rechenschaft«.

d. Hg.

<sup>2)</sup> Verwandtes in den Reimsprüchen (»Im Abendstrahl«, Nr. 98, 106 f.).

d. Hg.



Was auch die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts gebracht hat zum Heil des gegenwärtigen Geschlechtes und zu noch herrlicherer Zeitigung der Erwartung für ihre Söhne und Enkel: wir Jugend der »vormärzlichen Zeit« hatten es doch schöner! Uns war eben alles, was nun, wie jede Erfüllung, mit hundert Gebrechen behaftet ins Leben getreten, noch sehnedes Träumen, leuchtendes Hoffen, das uns Herz und Seele voll und reizend auffüllte. Und welches Reale könnte sich wohl messen mit solchen goldumsäumten Wolkengebilden?

Wir befanden uns in einer Atmosphäre stets erneuerter süßer Erregungen. Die romantische Poesie tönte noch mit ihren ausklingenden Zauberklängen herüber in unsere freudige, sonnenhelle Gegenwart; »Ofterdingen« und »Sternbald«<sup>1)</sup> begeisterten uns, die barocken und schauerlichen Spukgestalten aus Hoffmanns »Laterna magica« nahmen unsere ganze Einbildungskraft gefangen. Eine reiche Literatur, die jetzt nur mehr in den verstaubten Winkeln der Bibliotheken sich birgt, gab uns vollauf Stoff zu Stillgenuss wie zu belebtester Mittheilung bei unseren allabendlichen Symposien.

Und wie könnte ich erst die Wirkungen eines »Hesperus«, eines »Titan«<sup>2)</sup> ausdrücken, die nicht in uns, in welche wir mit unaussprechlicher Seligkeit aufgingen. Jeder Tag beschenkte uns mit einem reizenden Angebinde; Fr. Schubert ließ seine unerschöpflichen Liederquellen springen, das Volkstheater in der Leopoldstadt, von urwüchsigen darstellenden Kräften getragen, wie sie seitdem ohne Nachfolger blieben, war an dem Höhepunkte seiner Aufgaben angelangt: Ferdinand Raimunds Doppelmuse waltete in ihrer unvergleichlichen genialischen Vollkraft

<sup>1)</sup> Die Romane von Novalis und Tieck.

d. Hg.

<sup>2)</sup> Von Jean Paul.

d. Hg.

und versetzte uns in einen wahren Taumel des Entzückens, der mit jeder neuen Gabe noch zu wachsen schien.

Nun rechne man dazu die noch unangekränkelten Eindrücke unserer großen Dioskuren in Musik und Poesie, die warmblütige Sinnlichkeit und heitere milde Lebensweisheit aus Wielands Werken, so homogen der behaglichen Leichtlebigkeit jenes nach vieljährigen Kriegesleiden und Kränkungen aus tausend frischen Knospen aufsprießenden Völkerfrühlings, und man wird begreifen, wie theuer uns, gegenwärtig Alten, diese Erinnerungen seien, und wie krankhaft uns die künstlichen Erregungsmittel erscheinen müssen, womit die Gegenwart den Mangel an echt künstlerischer Zeugungskraft wie Empfänglichkeit zu ersetzen versucht.

Wir waren jung, nichts als jung; und in diesem einen Worte lag der ganze Zauber unserer Existenz. Wir genossen derselben mit naiver Hingebung in all ihren Erscheinungen; während die gegenwärtige Jugend sie nur zu erkennen strebt und darüber der Skepsis verfällt, der Erbfeindin jeglichen Genusses unseres Selbst und der reichen Gaben, welche Leben und Kunst uns bieten. Die tief sinnige Mythe vom Baum der Erkenntnis bleibt gegenüber der Jugend so bedeutend, als sie es gegenüber dem Jugendalter des israelitischen Volkes war. Der noch in der frühesten Entwicklung begriffene junge Mensch wird heute schon hineingezogen in all die Fragen und Probleme, die als schwerste Aufgaben vor den Forschern und Lenkern der Menschheit zur Lösung liegen; in den Hohn und Hass der Parteien, in die fanatischen Kämpfe der Akademien und Kunstjünger; er vermag nicht mehr zu genießen ohne zu grübeln, nicht mehr zu producieren ohne zu pactieren; alle Grenzmaße, innerhalb deren sich der tastende Geschmack, die Flugrichtung des Talentcs zurechtfinden konnte, sind ausgerissen, alle Fundamente bloßgelegt, auf denen bisher die Sicherheit der Gesellschaft beruhte. Das

»erlaubt ist was sich ziemt« ist wieder dem »erlaubt ist was gefällt« gewichen — und wäre es nur so! Tragen doch die meisten Producte jüngster Epoche das Motto an der Stirn: »Missfalle, um so sicherer zu gefallen.«

## 51.

Der unvergleichliche Reiz, den Goethes genialisches wie moralisches Naturell auf jedes gesunde Denken und Empfinden ausübt, liegt in der Befriedigung durch die hohe Wahrheit und heitere Klarheit all seiner Äußerungen, worin ihm wohl niemand an die Seite zu stellen sein dürfte.

## 52.

Es gibt eine innerliche Reinlichkeit, wie es eine äußerliche gibt. Zu jener die jugendliche Seele zu bilden, das knospende Gemüth anzugewöhnen, ist die wichtigste Aufgabe der Erziehung, und die Vernachlässigung dieser Pflicht ist von den verhängnisvollsten, durch nichts zu reparierenden Folgen. Hier aber wirken weniger Lehre als Beispiel und Einflüsse.

Sieht man nun, wie leichtsinnig in dieser Beziehung von Eltern und Erziehern verfahren wird, wie man die kindliche Empfänglichkeit zum Zeugen einer verworrenen und rohen Häuslichkeit macht, der Genossenschaft eines ungesunden und verwildernden Umganges preisgibt, so wird einem weh ums Herz über solche Verwüstung und Aussaat.

## 53.

Ist denn alle Gesundheit aus den gegenwärtigen geselligen Zuständen verschwunden, dass wir in der Tagesliteratur immer nur krankhaften Vorwürfen begegnen? Ich glaube es nicht. Es fehlt nur das klare Auge, die unverfälschte Kraft und der reine Wille, das Bessere zu erkennen und zur Geltung zu bringen.



Aber freilich, die Kunst ist zur Ware geworden, und die Nachfrage beherrscht den Markt und bestimmt den Wert.

## 54.

Diese Zeit des Eilens und Vorwärtsdrängens, der gewaltsamen Reize und berausenden Genüsse! Könnte die gegenwärtige Generation es begreifen, welche Güter sie entbehrt — all die zarten ruhseligen Freuden voll Anmuth und behaglichen Seelen-Stillebens, wie sie uns aus dem literarischen limbus infantum des letzten Viertels des vergangenen und dem ersten des laufenden Jahrhunderts darliegen: sie würde mit weniger Gleichgiltigkeit, ja Missachtung darauf hinblicken.

## 55.

Die bürgerliche Gesellschaft hat gegenwärtig drei Factoren ihres Bestandes zu überwinden, um zu ihrer endgiltigen Organisierung vorzudringen: Pfaffenthum, Aristokratismus und Einherrscherrecht. Das Selfgovernment, auf der Basis der Humanität und Bildung gegründet, ist die große Aufgabe, die zu lösen steht. Alle bisher gemachten Versuche nach Erfüllung derselben mussten scheitern, weil sie von unten nach oben anstatt umgekehrt unternommen worden sind; darunter will verstanden sein: durch ein Verdrängen statt durch ein Gewähren. Um die geistige und moralische Gütergemeinschaft handelt sich's, nicht um die materielle.

Aber freilich, so lange die immer mehr ins Kolossale anwachsenden Staatengebiete nicht aufgelöst sind in Gemeinwesen, die zu übersehen und ohne künstliche Maschinerien in Gang zu erhalten sind, ist auf eine Realisierung einer solchen Erkenntnis nicht zu denken; so lange confessionelle und ehrsüchtige Antriebe nicht beseitigt sind, auf eine Föderation im Sinne des allgemeinen Friedens

nicht zu hoffen. Dergleichen öffentlich auszusprechen ist gefährlich; denn nichts wird in so verfänglicher Weise missverstanden von der Menge, ja selbst von der Mehrzahl der Gebildeten und Bevorzugten, als was ihnen im höheren, ethischen Sinne geboten wird. Aber der Denker in seiner einsamen Stube darf sich dergleichen wohl erlauben und darin Trost suchen für die gegenwärtigen Zustände, die von nichts entfernter erscheinen als von solchen Hoffnungen. Und doch sind sie keine müßigen Träume, sondern, wie jede Forderung der Vernunft, berechnete Ansprüche der Menschheit, Keime im Entwicklungsgange derselben, die einer Entfaltung entgegenreifen.

## 56.

Der größte Gegensatz der modernen Kunst zur antiken stellt sich wohl in den sinnlichen Vermittlern des Ausdruckes dar: in den bildenden Künsten. Während dieser sich bei uns vorzugsweise in der Physiognomie concentriert, ist er bei den Alten über die ganze Gestalt gleichmäßig vertheilt; daher auch dasjenige, was davon in den Gesichtszügen sichtbar ist, gegen unsere Art zu charakterisieren kalt erscheint. Woher kommt nun diese specifische Verschiedenheit der Darstellung? Abgesehen von der überhaupt aller künstlerischen Production der Alten eigenthümlichen einfachen Großheit, beruht diese Behandlung auf dem Zugeständnisse naiver Nacktheit ihrer Gebilde, das schon von vorneherein das Verfolgen der Lebensregung in allen Organen derselben begünstigt. Wir Modernen müssen erst der Sitte und dem Schamgefühl die Concession abringen, den Menschen und nicht den Bürger zu schildern.

## 57.

Wer sich's zur Aufgabe gesetzt hat, für die Welt im praktischen Sinne zu wirken, kann nicht vermeiden, ihre

Meinung, wenn nicht zur Richtschnur und zum Kriterium, aber doch zum Wahrzeichen und Wegweiser zu nehmen. Denn ihre Meinung und Wertstellung hängt mit ihren Bedürfnissen zusammen, für welche eben unser Streben sich zu bethätigen hat. Aber wer einem ethischen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Berufe sich weihet, vermag nicht genug seine Selbständigkeit gegenüber den Prätionen des Tages zu wahren und sich an dem Bewusstsein seines Willens und seiner innersten Überzeugung zu genügen. Das ewig Gute und Schöne steht nur allzuhäufig mit der zeitlichen Erscheinung im Gegensatze; dass es aber dennoch — wie spät dies auch eintreffe — damit in Zusammenklang gerathen werde, ist zu hoffen und gläubig zu erwarten.

58.

Dass das, was man sagt, der getreue Ausdruck unserer Gesinnung und Erkenntnis sei, ist Aufrichtigkeit; nicht dass man unwillkommene Wahrheit schonungslos ausspreche.

59.

Man hat den Träumen — verführt durch einige merkwürdige Manifestationen derselben, die uns das Alterthum und besonders das israelitische überlieferte — eine Bedeutung im Seelenleben eingeräumt, die sie, meiner Meinung nach, nicht beanspruchen können. Von dem, was daran in den Überlieferungen auf Fiction beruht, abgesehen, haben wir es hierin allerdings mit Erscheinungen zu thun, die aus einem tieferen Schacht auftauchen als demjenigen, welchem der Wirrwarr der gewohnten Schlafbilder entspringt; und welchen besonderen Bedingungen ihre Veranlassung zuzurechnen sei, kann wohl kaum je ermittelt werden. Nach dem, was unserer Erfahrung vorliegt, erscheinen mir die Träume als rein innerliche Vorgänge des Nervenlebens, die unabhängig von unseren Eindrücken



und Perceptionen sich abspielen — nach welchen Gesetzen der vitalen Factoren, wird wohl nie zu ergründen möglich sein. Die wunderlichste Rolle dabei spielt wohl das mitunter auftauchende Bewusstsein des Ich von sich selbst, das mit einer vorüberhuschenden Betrachtung unseres Traumzustandes sich äußert.

Alles dies scheint mir auf eine ganz eigenthümliche Einrichtung des Gehirns hinzuweisen, infolge deren die empfangenen Eindrücke darin materielle Erinnerungsresiduen zurücklassen, die durch unbestimmbare Veranlassungen in Erregung gerathen, aber, des Regulators der Sinne und des Bewusstseins entbehrend, nach kurzem Durcheinanderschwirren wieder in ihre Trägheit zurücksinken. Das Interessanteste dabei dünkt mir die gänzliche Verschiedenheit der im gewöhnlichen Schlafe thätigen Nervenfunktionen von dem doch einzig durch Nervenerregungen bewirkten sogenannten Somnambulismus. In jenem vibrieren die Nerven wie vom Lufthauch gestreifte Saiten, in diesem bethätigen sie eine Selbständigkeit, weit über ihre gewöhnliche Wirkungssphäre, und machen sich gewissermaßen zu Vertretern aller unserer sensuellen und intellectuellen Kräfte.

Noch entsteht mir hierauf bezüglich eine Betrachtung. Das Traumwalten bei Kindern und sehr einfachen Menschen ist, so wie das der ihnen verwandten, in den ersten Entwicklungsstadien befangenen Gemeinwesen, kein von ihrer Tagesverrichtung so gänzlich getrenntes und phantastisch verworrenes wie das der überfeinerten Culturmenschen. Dasselbe schließt sich vielmehr dem Zuge ihrer Gedanken, Strebungen und Erlebnisse an, ja potenziert und ergänzt sie sogar zuweilen und leuchtet selbst prophetisch in das Gebiet des im Gestalten und Entstehen Begriffenen hinüber.

Worin liegt nun diese Wahrnehmung begründet? Mir dünkt darin: dass in jenen dem Naturzustande noch näher liegenden Individualitäten die sämmtlichen Factoren

der Existenz noch in jenem Gleichgewichte sich befänden, das ein Überwuchern eines derselben, sei es der Physis oder der Psyche, ausschließt; dass daher beide, im Zustande des Wachens wie des Schlafens, ihre Functionen neben- und ineinander fortsetzten, einzig modificiert von den Einflüssen des Lichtes und des Dunkels, der voll wirkenden und der ermatteten Sinnenthätigkeit.

## 60.

Widerspruch zu erfahren ist die natürliche, ja unausweichliche Folge jeder Lebensthätigkeit. Denn da wir, jeder in seiner Weise, nebeneinander wirken, so trifft wohl häufiger der Fall ein, dass diese Thätigkeit zu einer gegeneinander prallenden, als zu einer zusammenfließenden werde. Aber wenn in der Thätigkeit, die sich innerhalb realer Zwecke bewegt, der Widerstand selten zu weiteren Consequenzen führt als zu unbequemen (da das Ziel häufig dasselbe und nur der Pfad dahin ein abweichender), so ist die Lage bei wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen eine ganz andere, weil die Unterschiede principieller Natur sind und daher unser tiefstes Innere treffen und aufregen, unsere ganze Thätigkeit ins Absurde verweisen und demnach geradezu vernichten und jeden Ausgleich unmöglich machen.

## 61.

Die Musik, wie sie gegenwärtig — besonders in Österreich — betrieben wird, ist kein Culturfactor, sondern eher das Entgegengesetzte davon, indem sie, gleich dem alle feinere Geselligkeit überwuchernden Tabakrauchen, die Denkträghheit befördert und dem Reize träumerischen, leeren Behagens die Herrschaft einräumt über die Mehrzahl unserer besten Lebensstunden. Was sie für die Läuterung und Belebung unserer Empfindungen, sowie für die Veredlung unserer Einbildungskraft sein könnte, ist, bei

der gegenwärtigen Richtung derselben, die sich nur in Aufregung unseres Nervenlebens und unserer reißenden Leidenschaften oder in Tiefsinnschwindel gefällt und Gefallen erobert, zum entgegengesetzten Antriebe geworden — eine Demagogie im schlimmsten Sinne des Wortes.

## 62.

»Wie man seine Kinder zieht, so hat man sie,« hört man häufig erwidern, wenn Eltern über Undank und Entartung ihrer Kinder klagen. Solche wohlfeile Weisheitsprüche, die der Denkpöbel dem Kummervollen entgegenkeift, enthalten neben einem Körnchen Wahrheit ein reichliches Maß von Halbheit und Unzutrefflichkeit. Erstens ist die Lebenslage und Befähigung des durch die Verhältnisse zur Leitung des Unmündigen angewiesenen Familienhauptes seltenst von der Art, um derselben jene Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche diese schwierigste aller Aufgaben erfordert; und ferner ist das Resultat selbst der sorgfältigsten Erziehung von so vielen, mitunter ganz unberechenbaren Bedingungen und Einflüssen abhängig, dass auch die gediegenste Kraft, die unermüdetste Sorgfalt nicht ausreichen, das geistige und moralische Wachsthum in die Richtung und Entwicklung zu bringen, die seinen Anlagen in Abwehr und Förderung vollkommen entsprechen. Der Mensch ist das Product aller auf ihn einwirkenden Lebensfactors, nicht allein der pflegenden Sorge des Erziehers; und es kann an tausenden von Beispielen die Grausamkeit und Absurdität jenes als apodiktisch ausgesprochenen »Ergo« nachgewiesen werden.

## 63.

Emancipation der Frauen — darüber wäre gar viel zu sagen; aber in unserer leidenschaftlich aufgeregten, rastlos vorstürzenden Zeit hat niemand Beruf zu hören; jeder will mitdrehen am Rade der Begebenheiten, jeder hält das für



ein Gesetz der Welt, was seinen Wünschen und Begierden Ausdruck gibt. Wie sollte allein das Weib gegen diesen forttreibenden Wirbel stehen und sein stilles Bereich bewahren vor dem Eindrange des Ungeziemlichen? Wie sollte es die zarten Grenzen erkennen und ehren, die, indem sie es beschränken, es auch schirmen und heiligen? Wären nicht alle moralischen Instincte vertrübt, wie vermöchte das Bestreben, es dem anderen Geschlechte gleichzuthun, auch nur als Wunsch in der Brust des Weibes sich geltend zu machen? Heißt es für die Frauen nicht, alle dem entsagen, was den schönsten Wert ihres Daseins, den köstlichsten Theil ihrer Bestimmung ausmacht? Der jungfräulichen Schüchternheit und anmuthigen Verschlossenheit, der weiblichen Priesterschaft am häuslichen Herde, der vollen Hingebung an ihre Mütterlichkeit; ja selbst der einem liebenden Weibe so süßen Pflicht der Unterordnung unter die leitende Hand des Hausvaters, des Sichhineinlebens in seine gereifere Intelligenz; all den bezaubernden Empfindungen zu entsagen, die von dem, einem tiefen Gebote der Natur entspringenden Gegensatze der geschlechtlichen Wirksamkeit auf ihren Antheil fällt — und um welch einen Gewinn? Um die roheren Genüsse, die härteren Mühen des mit dem Scheine größerer Freiheit und Willkür ausgestatteten männlichen Berufes zu usurpieren! Und wenn dies angienge, wenn die Satzungen, die Natur und Sitte aufgestellt haben, verrückt, übersprungen werden könnten, welche Macht vermöchte das Weib zu emancipieren von den Consequenzen des innigsten und dringendsten Naturtriebes: dem Ausreifen des ihm anvertrauten Lebenskeimes — worin allein schon alles enthalten ist, was gegen das verwegene Einbrechen des Weibes in das Gebiet, in welchem der Mann waltet, gesagt werden kann? Es ist Gegenstand einer anderen Untersuchung zu prüfen, inwieweit die seelischen Organe des Weibes in derselben Inferiorität gegenüber der geistigen Arbeit stehen, wie die

physischen es unzweifelhaft sind gegenüber der materiellen. Ich bin es überzeugt, trotz mancher glänzenden Ausnahme von der Norm. Ob eine bloß factische, durch den Usus vieler Jahrtausende bedingte, oder eine bereits in der Uranlage gesetzte, wer wagt dies zu entscheiden?

## 64.

Nichts imponiert dem gewöhnlichen Menschenverstande mehr als das Geistreiche. Denn es ist ihm zugleich fasslich und überlegen; während alles aus höheren Ideen Resultierende, indem es ihm unbegreiflich erscheint, auch aller Verwertung in seinem Sinne entbehrt.

## 65.

Was die Philosophie wahrhaft Lebendiges und Belebendes leisten kann — alles Reale aus idealen Normen zu entwickeln und in höhere Verbindungen überzuleiten — hat Plato <sup>1)</sup> auf eine unübertreffliche Weise gethan. Denn es kommt bei diesen Fragen nicht darauf an, ein Schema für die sogenannte höhere Erkenntnis zu entwerfen, sondern den edleren Bedürfnissen der Menschheit eine Nahrung zu bieten, die ihren Durst nach Offenbarungen über den Werktag hinaus, wenn auch nicht zu stillen, doch vergessen zu machen im Stande sei. Und wenn uns die liebevolle, anmuthige Hoheit, womit uns jener göttliche Genius als Führer in die Regionen des Lichtes die Hand reicht, mit Verehrung und Freudigkeit erfüllt, so ist es nicht minder beseligend, wie traulich er es uns darin zu machen versteht. Wir fühlen uns in eine schöne Heimat, die wir als verirrte Kinder verlassen, zurückgekehrt, um von nun ab in ewiger blühender Jugend des Daseins zu genießen. Und so lange sein Einfluss sich lebendig erhielt, wie es nach seiner Wiederbelebung im 15. und 16. Jahrhundert

<sup>1)</sup> Vgl. »Schlummerlied«, V. 73 (Bd. II, 92). d. Hg.

der Fall war, hat derselbe einen Glanz und Duft über alle Erscheinungen des Lebens und der Kunst verbreitet, der allen kommenden Zeitaltern unerreichbar geblieben ist und Italien zum Mekka jedes künstlerischen Sehnsens und Strebens macht.

In Plato spiegelt sich das Hellenenthum in seiner ganzen Fülle und Großheit: ein Naturell wie das seine, Philosoph, Dichter und Künstler in einem Guss, findet sich nimmer wieder.

## 66.

Das Sichselbstbelügen, im gemüthlichen wie im moralischen Sinne, ist eines jener conventionellen Zugeständnisse, wie man sie in Drama und Erzählung hinzunehmen gewohnt ist. Im realen Leben belügt man wohl fortwährend andere, aber nun und nimmer sich selbst. Wir können uns so wenig täuschen über den Stand unseres moralischen wie über den unseres physischen Befindens; wobei nur der Unterschied besteht, dass bei diesem häufig nur die Wirkung gefühlt wird ohne die Erkenntnis der Ursache, bei jenem hingegen beides in vollster Klarheit empfunden wird. Wer eine schlimme That begangen, weiß ganz genau, dass und warum er sie begangen — vorausgesetzt natürlich, dass ihm die Empfindlichkeit innewohnt, die wir Gewissen nennen; wer liebt, dass und wen er liebt, wer hasst, dass und wen er hasst — und so die ganze Stufenleiter des Seelenlebens hinab und hinauf. Aber freilich würde es ohne die oben erwähnten Zugeständnisse oft gar kümmerlich aussehen um die Begründung der Charakterzüge der Mehrzahl unserer auf der Bühne und im Lesecabinete sich herumtummelnden Gestalten.

## 67.

Tabakrauchen und Musicieren sind zwei Factoren der modernsten Gesittungszustände, deren Einfluss ganz über-



sehen wird in den Culturprogrammen der Schul- und Staatspädagogen. Und doch haben diese zu Geißeln der Geselligkeit gewordenen Gewohnheiten noch viel tiefer gehende Consequenzen als Blatternepidemien und Hundswuth, gegen welche man nicht müde wird Anordnungen zu treffen; denn indem sie einerseits die Faselseligkeit begünstigen auf Kosten tüchtiger Geistes- und Geschäftsarbeit, befördern sie anderseits solche rücksichtslose Liebhabereien auf Kosten der Urbanität im geselligen Nebeneinander, welche diese Blume des menschlichen Verkehrs zu so bezaubernder Erscheinung entfaltetete, bevor jene Angewöhnungen der ohnedies schon von den hundert anderen unausweichlichen Qualen des modernen Staatenlebens bedrängten Menschheit noch nicht eingimpft waren. Eine sehr sensitive Natur wird auch den meisten Producten der Literatur und Kunst einen Angeschmack derselben abmerken. In Bezug auf die äußerliche Wirkung der einen dieser Gewohnheiten erinnere ich mich, den ungemein zart organisierten Dichter des »Phantasmus«<sup>1)</sup> — dem ich als Jüngling während seines Aufenthaltes in Wien 1825 andächtig horchend zufüßen saß — mitten in dem anmuthigen Redeflusse plötzlich stocken sehen und, indem er sich den Schweiß von der Stirne trocknete, äußern gehört zu haben: »Es raucht jemand Tabak in der Stube nebenan.«

68.

Lord Byrons »Don Juan« ist nebst »Reineke Fuchs« das einzige satirisch-komische Epos. Denn was sich sonst in ähnlicher Absicht also benennt, sind nur komische und satirische Erzählungen. Beide unvergleichliche Dichtungen sind ein Weltspiegel ihrer Zeit. Während aber das köstliche Gedicht des Mittelalters in seiner inneren Concentrierung und äußeren Geschlossenheit dem Werke des Engländers

---

<sup>1)</sup> Ludwig Tieck.

überlegen ist, wird es von diesem in dem Maße an großem Wurf und Weltblick überragt, als die Culturepoche seiner Entstehung die sittlichen und geistigen Zustände des zwölften Jahrhunderts überragen.

Das gewaltige Genie, dessen Feder nach Bedarf und Laune Blut oder Thräne, Gift oder Nektar entfließt, hat hier ein Werk geschaffen, das nur dem Dichter und Lord möglich war, von unvergleichlicher Kühnheit der Laune, Schärfe der Satire und Anmuth und Pathos des Seelenlebens; und alles dies belebt durch Schilderungen, denen an Wahrheit und Glanz nichts, das mir bekannt wäre, an die Seite zu setzen ist. Wäre es ihm gelungen, oder hätte er es gewollt, dieses an Intention und Anlage ins Grenzenlose schweifende Gemälde mit einem Rahmen zu umspannen und den ethischen Inhalt zu präcisieren, der Genuss mäßige nicht geringer als die Anregungen. Wohl aber liegen diese Mängel bedingt in den Eigenschaften, die seine großen Vorzüge ausmachen — und so heißt es sich an dem Gebotenen bescheiden und der überreichen Gabe, die er mit wahrhaft königlicher Hand ausstreut, sich hingebend zu erfreuen.

69.

Die Philanthropine haben auch ihre verhängnisvollen Seiten; sie entwöhnen den Menschen, indem er seine individuelle caritas an ein consortium caritatis abtritt, von den Berührungen mit Zuständen, die außerhalb seines Lebens- und Wirkenskreises liegen und die keine zu übersehenden Factoren in der Entwicklung seines Gemüthes und Urtheils zu bilden haben, um seine bürgerliche Stellung sowohl, als sein moralisches Wachsthum in die rechten Grenzen zu rücken.

70.

Es ist der größten Aufmerksamkeit wert, unter welchen verschiedenen Masken der Cynismus sich verkleidet und

welch seltsame Behausungen er mitunter aufschlägt. So kommt es nicht selten und gerade bei der begabteren Jugend vor, durch ferneliegende Ziele und großartig geträumte Pflichten über die naheliegenden, ihrem Lebenskreise entsprechenden Aufgaben wegzusetzen und sich von den ihren Bedürfnissen und Anlagen zusagenden Erfüllungen kalt abzuwenden. Das unserem Tage Gemäße rein zu erkennen und demselben mit voller Hingebung gerecht zu werden ist die einzige echte Lebenswurzel, woraus eine tüchtige und entwicklungsfähige Thätigkeit emporzuwachsen vermag.

## 71.

Missgunst nach oben, Übermuth nach unten und Rücksichtslosigkeit im Verkehr mit Gleichgestellten ist das typische Gepräge gemeiner Naturen, die angeborene oder erworbene Stufe der socialen Hierarchie möge was immer für eine sein. Wie die edle Natur in keiner Lage des Lebens ihre Würde, das schöne Naturell seine Anmuth verleugnet, so wird bei jenen in allem, was sie sind, geben und leisten, ein widerwärtiger Beischmack durchschlagen, wie bei manchen italienischen Weinen der Bockschauch, in welchen sie gefüllt sind.

## 72.

Gewisse Dogmen werden von jedem Gesetzgeber vorausgestellt werden müssen — sei seine Wirkungssphäre eine sociale oder ethische —, wie wenig er auch selbst an deren Unfehlbarkeit glauben möge. Denn das vult decipi mundus, ergo decipiatur hat eine noch tiefere Bedeutung, als es in seiner gewöhnlichen Anwendung zu Geltung kommt.

## 73.

Unsere Fertigkeiten sind die gefährlichsten Feinde unseres eigentlichsten Genius. Da sie uns stets bequem



zur Hand sind, aber zur Tiefe zu gelangen, wo dieser haust, nur mit Ernst und Sammlung möglich ist, geben wir uns den anmuthenden Verlockungen unserer Liebhabereien allzuhäufig auf Kosten unserer bedeutenden Lebensaufgabe hin, schwächen unsere Kraft ab und vergeuden den kostbaren Schatz unwiederbringlicher Stunden.

## 74.

Am häufigsten hört man über Inconsequenz anderer jene klagen, die selbst weder Halt noch Folge in ihrer Denk- und Handlungsweise haben und alles an sie Herankommende, wie die Bände ihrer Bibliothek nebeneinander gereiht, äußerlich geordnet vor sich erblicken.

Was man gewöhnlich als Consequenz an einem Menschen zu rühmen pflegt, ist nur das starre Festhalten an Meinungen und Angewöhnungen; aber für die eigentliche Bedeutung dieses Begriffes, wie er in einer harmonisch angelegten Natur zur Erscheinung kommt, haben nur die Wenigsten eine Anfühlung, da sie nicht selten das gerade Entgegengesetzte von der landläufigen Auffassung darstellt. Consequenz im tieferen Sinne ist der innige und stete Zusammenhang alles dessen, was wir empfinden, denken und thun, mit unseren genetischen Anlagen und die stetige Entwicklung derselben an allem Gegebenen. Da sie die zarteste Aufmerksamkeit nach innen und außen erfordert, kann sie nicht Eigenschaft der Mehrzahl nur oberflächlich in sich wie um sich Lebender sein.

## 75.

Aus der Verwechslung künstlerischer Wahrheit mit realer entstehen mancherlei kritische Irrthümer. Man übersieht dabei ganz, dass diese, im Alltagssinne genommen, jedes Kunstwerk aufhobe, wie sie selbst im geselligen Leben, zur ungemilderten Geltung gebracht, allen geselligen Ver-

kehr, wenn nicht gänzlich paralyisieren, doch jeder Anmuth berauben würde. Die Künste sind alle, mehr oder minder, schöne Lügner, da sie in ihren reizendsten Wirkungen auf Täuschungen beruhen oder auf Zugeständnissen an den Schein. Die Wahrheit der Kunst in ihrem tieferen Sinne hat ihre Geltung nur gegenüber der künstlerischen Idee und Absicht; oder von einer anderen Seite betrachtet: gegenüber den Grundzügen der realen Wahrheit, den gewissermaßen typischen Staben des Schöpfungs- und Lebensevangeliums. Je näher sie diesen in ihren Gestaltungen gekommen, desto schöner hat sie ihre Sendung erfüllt. Shakespeare ist daher vollkommen in seinem Rechte, wenn er in »Richard III.« in der merkwürdigen Liebeswerbung (I. Act, 2. Sc.) dieses bei ihm nicht selten vorkommende abbreviatorische Verfahren einschlägt und in eine Scene zusammendrängt, was eigentlich eine ganze Reihe von Scenen erfordern würde. Er kann diesem Moment keinen größeren Raum gewähren in seinem mit dröhnenden Riesenschritten vorwärts schreitenden Drama, und die Rücksichten banaler Wahrscheinlichkeit mussten den tieferen Absichten seines Vorwurfes weichen. Was noch im höheren Grade der Fall in Scene 4 des IV. Actes, die einzig dasteht an tragischen Pathos im ganzen Gebiete der dramatischen Kunst.

## 76.

Eine merkwürdige Illustration der Unterordnung des Realen unter die künstlerische Idee bietet die berühmte Zeusbüste des Phidias, in welcher das ganze Antlitz zu einer großartigen Monstruosität gesteigert erscheint; man betrachte Stirn, Nase, Mund und Haarschmuck, und denke sich dieses »ambrosische Haupt *cuncta supercilio movens*«<sup>1)</sup> in bürgerlicher Erscheinung.

<sup>1)</sup> Horaz, Oden 3, 1, 12.

## 77.

Die Sanftmuth des Weibes ist wie die der Taube sprichwörtlich geworden, und selten war ein Tugendpreis weniger gerechtfertigt als dieser. Man verwechselt hier, wie es der urtheilslosen Menge so häufig geschieht mit moralischen Begriffen, Sanftmuth und Duldung; und doch ist jene thätiger, diese leidender Natur; jene beruht auf dem Charakter, diese in den Verhältnissen. Sanftmuth ist Duldsamkeit, nicht Erduldung; und wo fände sich jene edelste Frucht der Selbstläuterung seltener als beim Weibe? Mit einziger Ausnahme ihres Verhaltens gegenüber ihren Lieblingen, mögen sie Kind heißen oder Schoßhund, wo die Duldsamkeit zur schrankenlosen Schwäche wird und zur rücksichtslosesten Tyrannei gegenüber allen anderen Wesen und Beziehungen. Ein Naturell wie Sokrates hat weder die antike, noch die moderne Welt unter den Frauen aufzuweisen. Und dass es so sei, ist eben ein Zug der Natur wie jede tiefere Lebensäußerung im Gebiete moralischer wie physiologischer Erscheinungen und steht im innigen Zusammenhang mit allen natürlichen und socialen Berufsaufgaben des Weibes. Denn hier heißt es stets an sich herankommen lassen und das Gegebene auszubilden, zu schützen und zu pflegen und sich zu assimilieren, das Widerstrebende und Feindliche abzuwehren; wie es bei dem Manne heißt, sich nach außen zu reproducieren. Wer aber selbst zur Geltung zu gelangen strebt, muss auch Fremden dasselbe Recht einräumen — und in dieser Anerkennung liegt das Gebot der Duldsamkeit eingeschlossen.

## 78.

Es gehört jetzt eben zur musikalischen Convenienz, Beethoven über alles zu setzen, und insoweit sich's nur um Sympathie handelt, ist auch nichts dagegen einzuwenden. Auch was dessen Wertschätzung in der sogenannten



»absoluten Musik« anbelangt, erklärt und rechtfertigt sich dieselbe hinlänglich aus ihrer congenialen Stimmung zu dem Pulse der Zeit, die den gewaltigen musikalischen Inhalt durch ihre Folie zu doppelter Geltung bringt. Wenn man aber diese Verehrung auch dahin ausdehnt, den »Fidelio« neben, ja wohl gar über den »Don Juan« zu stellen, so ist dies geradezu absurd und verräth einen gänzlichen Mangel an Einsicht und unbefangenen Urtheil. Denn hier überragt Mozart Beethoven in incommensurabler Höhe, sowie alles andere auf musikalisch dramatischem Gebiete.<sup>1)</sup>

## 79.

Mozart ist mir der vollendetste künstlerische Ausdruck, den die Natur zur Erscheinung gebracht hat. Denn in ihm wirken alle Eigenschaften der künstlerischen Schöpferkraft so genetisch, dass jedem seiner Werke eine harmonische Abgeschlossenheit und Verklärung innewohnt, der sonst nichts zu vergleichen ist. In ihm haben wir das Wunder des Genies in seiner reinsten Offenbarung, Spielend löst er die tiefsinnigsten Aufgaben der Kunst und überrascht damit sich selbst nicht weniger als uns. Wenn man die Texte des »Don Juan« und der »Zauberflöte« liest und sie dann hört in ihrer musikalischen Verklärung, so steht man vor solch einem Wunder des Genius. Dergleichen Manifestationen des Menschengenies widerlegen wohl am besten die Herabwürdigung, welche ihm die im Schwange gehende Naturforschung zuzufügen pflegt. Nichts soll entstehen, was nicht aus ursprünglicher Anlage entwickelt werden kann — wo sind denn diese Urkeime aufzufinden für die Genesis jener schöpferischen Gestaltungen, die nichts Reales an sich haben und doch eine so gewaltige Herrschaft ausüben auf das Reale? Ihr mögt alle Wissenschaft einen gesteigerten thierischen Instinct nennen (an-

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 218 ff. »Ein musikalisches Glaubensbekenntnis.«  
d. Hg.

genommen, nicht zugegeben), aber mit der Kunst werdet ihr nicht fertig werden in eurem trostlosen Schöpfungs-schema; hier tritt die Wirkung einer Macht auf, die wir als »Genius« bezeichnen und damit den Abgrund graben, über welchen die Thierseele nicht zu setzen vermag. »Die Kunst, o Mensch, hast du allein!« ruft dir warnend und erhebend Dein Liebling entgegen,<sup>1)</sup> du deutsche Jugend! Beherrze seine Stimme, und lass dich nicht auf Irrwege verleiten von dieser Ur-Ur-Enkelbrut der Paradiesesschlange, deren »Eritis« heute ihr Resultat nicht an die Gottheit, sondern an die Bestie knüpft.

## 80.

Wenn eine Kunst eine gewisse Epoche ihrer Entwicklung zurückgelegt hat und zum angemessenen Ausdruck ihrer Absichten gelangt ist, so stellt sich ein Maximum desselben als Norm fest, was man dann als Stil zu bezeichnen pflegt. In diesem Momente repräsentiert er die abgeschlossene Lebensform eines organisch gestalteten Bildungsprocesses. Später wird er typisch und der innere Gehalt, dem er zum Ausdruck gedient, ein Äußerliches, das immer mehr und mehr zu bloßem Formalismus erstarrt.

Man versucht es dann wohl, ihm mit allerlei willkürlichen Zuthaten neues Leben einzufloßen; aber es gibt ihm nur die Schminke, nicht den Pulsschlag desselben. So entstanden aus den reichen und anmuthigen Bildungen der Renaissance die koketten Verbildungen des Rococo, das wieder von Geschlecht zu Geschlecht fort überliefert, endlich zur Uniform und Fratze wird. Die lehrreichsten Beispiele dafür liefert die Architektur und die Musik.

## 81.

Wenn wir das Überwuchern des Schädlichen und Widerwärtigen im Verhältnisse zum Guten und Schönen

<sup>1)</sup> Schiller, Die Künstler, V. 33.

beklagen, so haben wir, von unserem Standpunkte, dazu volles Recht; aber darin Unrecht, dass wir diesen zum Standpunkte des schöpferischen Principes machen. Weder Adrastea, noch Urania, die der edle Menscheng Geist auf den Altar des Werdenden und Wirkenden als lenkende Gottheiten gehoben, präsidieren dem rastlosen Gestaltungs- und Umgestaltungsprocesse aller Lebenserscheinung. Der ewige Vernichtungskrieg, ob er aus der Tiefe seine Erdbeben und Lavaströme emportreibt, aus dem Luftkreise seine Stürme, Eisesschauer und Donnerkeile herniederschleudert auf die weitverbreiteten Geschlechter und auf die reizende und segensreiche Arbeit des Natur- und Menschengenius; oder ob er sie selbst, sei es in Wüste und Urwald oder im Wassertropfen, auf den Schlachtfeldern oder in der Arena socialer Ringkämpfe gegeneinander waffnend zermalmt, weist auf ganz andere Normen des Entstehens und Bestehens hin, als menschliche Klugheit zu fassen vermag — und dabei müssen wir uns bescheiden, tragen und dulden, was zu tragen und zu erdulden ist, wirken und helfen, wie wir es vermögen, zum Gedeihen fördern, was in uns und um uns im Keime vorbereitet liegt, und genießen, was uns der günstige Augenblick zutheilt.

## 81.

»Naiv« ist das Durchschlagen des Naturells, wo wir gewohnt sind, Convenienz oder Sitte zu erblicken. Es kann daher spontan bei dem Hofmanne sowie bei dem Bauer, bei dem Gelehrten wie bei dem Kinde vorkommen. Wo dasselbe stetig zum Ausdruck kommt, nennt man es einen naiven Charakter, obgleich mit nicht ganz zutreffender Bezeichnung; denn Charakter ist, wenn auch nicht geradezu der Gegensatz, doch das Seitenstück zum Naturell: er ist Resultat der hunderterlei Einflüsse des Lebens und der Bildung auf dieses, welches dann eben in solcher Umformung dasjenige darstellt, was man mit Charakter zu



bezeichnen pflegt. Was bei diesem Prozesse unberührt geblieben, bricht sich wohl gelegentlich Bahn und erscheint als naive Äußerung.

82.

Vorurtheil kann nur durch Urtheil, nicht durch Verordnungen und Gesetze besiegt werden.

83.

Man hat wohl in verschiedenen Epochen und unter verschiedenen staatlichen Bedingungen versucht, den Adel abzuschaffen, und ist auch mitunter damit zustande gekommen: ihn aber aus dem historischen Entwicklungsgang hinauszuschaffen, ist bisher noch keiner Bemühung gelungen. Denn er beruht nur zum Theile auf Willkürlichem, das beseitigt werden kann; aber hauptsächlich auf traditionellen Eigenschaften von Einfluss und Bedeutung auf die Gesellschaft, die mit der Zähigkeit aller Tradition jedem Angriffe widerstehen. Sie sind trefflich in der bekannten Devise: »noblesse oblige«<sup>1)</sup> ausgedrückt, die allerdings gegenwärtig ihren Inhalt zu modificieren hat; und der Adel kann sich nur selbst absetzen, wenn er diese Devise auf seinem Wappenschilder erblinden lässt.

84.

Nicht Schlechtigkeit und Gewaltthätigkeit, die uns doch nur sporadisch entgegentreten, und gegen die man sich zu bewahren und zu schützen mehr oder minder in der Lage ist, sondern Roheit und Unvernunft, die wie der atmosphärische Dunstkreis unser Empfinden und Wirken unausweichlich und beständig umgeben und bedingen, sind die fühlbarsten Übelstände des geselligen Lebens. Auch

<sup>1)</sup> Vgl. Bd. II, S. 147 und Bd. III, S. 178, Nr. 35.

die jetzt so maßlos verbreitete Hundeliebhabelei schließt sich jenen unbequemen Gewohnheiten an (wie Tabakrauchen, saloppe Bekleidung und das Dareinfahren mit in die Rippen gestemmten Ellbogen, in doppeltem Sinne), um das, was die süßeste Erholung nach der Mühe und Arbeit des Tages für uns sein sollte, zur bittersten Selbstverleugnung und Qual zu machen. Und so sieht sich der zart organisierte Mensch immer mehr und mehr abgedrängt vom Außenleben zu seiner eigenen Schädigung, wie nicht minder zur Beeinträchtigung der Geselligkeit, die auf diese Weise nach und nach in einen wüsten Naturzustand ausartet, ohne die naiven Vorzüge derselben aufzuweisen. Das *beatus ille qui procul negotiis*<sup>1)</sup> war, ist und bleibt die Devise zart besaiteter Seelen; leider bei der Mehrzahl derselben nur als ein Seufzer der Entsagung.

## 85.

Das Zigeuner- und Touristennaturell, wie es mitunter in Gesellschaftskreisen angetroffen wird, wo man es am wenigsten vermuthen sollte, kann es nicht begreifen, wie demjenigen zumuthe ist, dem das Gefühl des Schicklichen und Vernunftgemäßen angeboren und angewöhnt ist, dem die Verstöße gegen das Zartgefühl und die Billigkeit das Gemüth in fortwährender ängstlicher Spannung erhalten — wie uns wohl an Sommerabenden das Umsummen von Mücken beunruhigt und kein Behagen und Genießen aufkommen lässt.

## 86.

Es gibt Naturen, die wie Kanarienvögel im Lärm und Schimmer des Tages am lustigsten schmetternd und ihrer Lebenskraft innewerden. Andere hingegen bedürfen

---

<sup>1)</sup> Horaz, Epoden 2, 1. »Glücklich jener, der entfernt dem Weltgeschäft.« (J. H. Voss.).

wie die Nachtigall der Stille und Dämmerung, um ihre Harmonie zu empfinden und zum Ausdruck zu bringen.

## 87.

Man sei höchst vorsichtig in der Hingabe an Liebhabereien, denn sie beeinflussen unser moralisches wie geistiges Sein und Wirken mehr, als man meint. Der isoliert Lebende mag sich manche Neigung, manche Verzettelung von Zeit und Kraft hingehen lassen; seine Angewöhnungen und Versäumnisse wirken nur auf ihn zurück, und die Rechnung hat er nur mit seinem Gewissen zu machen. Aber wer gesellig gestellt ist, hat die Verpflichtung — und jeder gesund organisierte Mensch wird sich derselben inne sein — bei allem, was eine Beziehung nach dem Umkreise hat, sich die Ansprüche desselben an humane Rücksichten stets gegenwärtig zu halten. Man pflegte früher einen solchen Standpunkt nie aus den Augen zu verlieren. Wohin die Vernachlässigung desselben führe, hat jedermann Gelegenheit im geselligen Verkehr und Zusammenwandel zu empfindlicher Prüfung seiner Geduld und Resignation zu erfahren.

## 88.

Argwohn setzt immer Schwäche des Urtheils und Roheit des Gemüthes voraus. Darum findet man ihn häufigst bei jenen Halbgebildeten, die zwischen Cultur- und Naturzustand, Bedürfnis und Abhängigkeit eingeklemmt stecken; wie der stadtnachbarliche Bauer, der kleine Handwerker und der Diensthote.

## 89.

Es scheint seltsam, wie Unglaube und Leichtgläubigkeit so häufig nebeneinander gefunden werden; und doch ist daran nichts zu verwundern. Denn sie entspringen beide derselben Quelle, dem Mangel an Disciplin des Denkens und Empfindens. Der tiefere Geist wird sich bei



allen Denkproblemen der Grenzen bewusst sein, die unserem Forschen gezogen sind, und wo es nicht weiter kann, nicht schließen, dass darüber hinaus nichts sei, sondern nur, dass das Überseiende seiner Forschung unerreichbar bleibe; während der schwache Denker einen Mangel an Object nennt, was nur einer seines Erkennungsvermögens ist, und dann die Leere mit den Gebilden eigener oder fremder Phantasterei erfüllt, weil er das Bedürfnis nach dem Negierten nun einmal nicht loswerden kann.

## 90.

Der bildende Künstler wäre zu sehr im Vortheile gegen seine dichtenden und musikalischen Kunstgenossen, wenn sich nicht an jedes seiner Producte die schmerzliche Entsagung hänge, der jeder Pinselstrich und Meißelschnitt zur Vollendung es näher bringt. Aber damit ist auch mehr als ausgeglichen der unvergleichliche Genuss im Producieren (unvergleichlich dadurch, dass er die mechanische Arbeit, die bei Dichter und Musiker so reizlos, ja gar oft sehr lästig ist, zur köstlichsten Beschäftigung macht) und die von keiner vermittelnden Abschwächung oder Entstellung getrübe Wirkung und von der Gunst oder Ungunst der Directoren und Buchhändler unabhängige Manifestation seiner Schöpfungen.

## 91.

Es lässt sich nicht leugnen, dass etwas Dämonisches in unser Leben hereinragt, das wir, nach der Art und dem Grade unserer Cultur und seines Einflusses, Zufall, Glück, Schicksal oder Schickung zu nennen pflegen. Keine Vernunft und Energie vermag seine Macht zu brechen oder ein Verhältnis zu ihm herzustellen. Uns geziemt einzig, dieselbe anzuerkennen, doch davon unbeirrt unser klar erkanntes Ziel zu verfolgen.

92.

Selten sind die Bedingungen unserer Wirksamkeit so entschieden ausgeprägt, dass dabei die Devise zur Geltung käme: »Entweder Hammer oder Ambos«. Das Beste, was wir zu erreichen vermögen, ist, abwechselnd das eine oder das andere zu sein und nicht zwischen beide zu gerathen.

93.

Der Dichter möge sich immerhin des Gleichnisses bedienen, um concrete Verhältnisse auszudrücken; denn ihm kommt es nicht auf den Verstand an, sondern auf die Einbildungskraft, nicht auf das Dogma, sondern auf das Symbol. Aber der Organisator, sei es auf welchem immer für einem Gebiete, hüte sich vor einer solchen Vortragsweise; denn ihm muss es um strenge Bestimmungen seiner Absichten zu thun sein, die kein Missverstehen wie keine Mehrdeutigkeit vertragen.

94.

Es hat etwas Niederschlagendes für den Menschenfreund zu gewahren, wie die große Mehrzahl zu einer Berufsthätigkeit verurtheilt ist, die dem Einflusse der Cultur unübersteigliche Dämme entgegensetzt; die immer nur zwischen dem Drange der Mühe und des Bedürfnisses der Stunde und dem rohesten Genusse des Augenblickes ihr Leben zu Ende führen und für die aus ihnen Entstandenen auch nur dieselbe Lebensbahn eröffnet sehen. Und da die großen Städte hauptsächlich die Brutstätten solcher seelenerstickenden Existenzen sind, kann man nicht ohne Kummer ihr Ausbreiten ins Grenzenlose gewahren und dieselbe nicht als einen Segen, sondern als einen Fluch der Civilisation erachten. Nicht der Landmann, den der stete Verkehr und Kampf mit den Kräften der Natur zu einer gewissen Energie auffordert und aus der Verdampfung

des Gemüthes rettet durch den leidenschaftlichen Antheil an allem um ihn, wovon seine Existenz bedingt wird; der durch die zeitweise Isolierung in seinen Beschäftigungen auf Feld und Flur zur Reflexion gedrängt wird; der durch die unbewussten Einflüsse der Jahres- und Tageszeiten, des gestirnten Himmels, der Vespertglocke, der selbstgepflanzten Blumen neben der Ruhebank vor seiner Hütte, durch das gesellige Thierleben rings umher, wie in den Wipfeln seiner Fruchtbäume und unter dem Gesimse seiner Ställe und Scheuern manche süßere Regung empfängt; den der um das Feuer des eigenen Herdes gedrängte Kreis seiner Familie, wie das Band, das dieselbe an eine Gesammtheit gemeinschaftlicher Interessen und Beziehungen knüpft, den Pflichten und Segnungen der Humanität nie gänzlich entfremdet und die nahezu gleichen Existenzbedingungen nicht in Pein und Unruhe versetzen — nicht der Landmann empfindet jenen Fluch, der im Gefolge der Civilisation schleicht, sondern der Kärner und Handlanger im Babelgedränge der Großstädte, der Arbeiter in der trostlosen Einförmigkeit der Fabriken. Diese unglücklichste der Berufsclassen, die durch ihr Dasein taumeln gleich ekelhaften Betrunknenen, ohne Bewusstsein ihres Menschenwertes und irgend eines menschenwürdigen Genusses; die nur die schwielige Bank der Spelunke kennen, um darauf auszuruhen, die Beize des Tabaks, des Branntweins und unzüchtiger Spässe und Liebkosungen als Erholung; oder, wenn sie gekettet sind an eine Lebensgefährtin, umjammert von Kindern, in diesen nur die Sündenböcke für ihre brutalen Regungen oder die Theilnehmer an ihren Beschwerden und lasterhaften Gewohnheiten erblicken; und wenn sie eine dumpfe, dunkle Zelle ihr Heim nennen, auf dem ungesunden Pfühl derselben hinsinken und erwachen, wenn nicht mit einem Fluche, doch ohne Gebet, um wieder einer verwünschten Abmühung entgegenszuschleichen, durch Staub und wüsten Lärm,



das Licht des Himmels über sich nur, um sie zu versengen, und den Schein des Glückes und Behagens an ihnen vorüberziehend, wonach sie mit Gier und Missgunst blicken. Dieses traurige Proletariat der bürgerlichen Gesellschaft und deren ewiger und unerbittlichster Feind verbreitet sich bereits über alle Grenzen der Abhilfe wie ein uferloser Strom und bedroht alle Gesittung mit seiner verwüstenden Überflutung.

## 95.

Liebenswürdigkeit — dies ist auch wieder eine von den banalen Phrasen, woran unser geselliges Leben so reich ist, und uns hier ihre geschminkte Zierpuppe für eine Anadyomene anpreist. Liebenswürdigkeit in ihrer echten Bedeutung ist die holdselige Schwester der Caritas; sie ist das für die heitere Miene, was jene für die betrübtete ist; sie ist die Anmuth im Empfangen und Geben; das zarte Aufmerken auf fremde Eigenthümlichkeit; das Begünstigen fremder Vorzüge durch jene leisen Anregungen, die wie Frühlingslüfte unvermerkt die Blüten aus der Knospe, die zagenden Keime des Geistes und Gemüthes zur Entfaltung bringen; das milde Schonen und Verschleiern fremder Schwächen; das rücksichtsvolle Beseitigen alles Anstößigen, Verletzenden oder Störenden. Jeder, der in ihre Nähe kommt, fühlt sich wie befreit von der Schwere des Bedürfnisses und der Überwältigung der Leidenschaft. Sie ist der reizendste Ausdruck der Humanität, wie sie nur der Ausfluss des schönen Naturells ist, keiner Angewöhnung und Anerziehung. Und obwohl diese wohlthätigste der geselligen Tugenden bei beiden Geschlechtern vorkommen kann, ist sie doch vorzugsweise Eigenschaft reinsten Weiblichkeit, weil sie eine Selbstverleugnung und ein Eingehen in fremde Eigenthümlichkeit voraussetzt, die bei dem Manne nur selten zur Entwicklung gelangen können, selbst wenn sie sich in der Anlage bei ihm vorfinden.

Ich habe den Zauber dieses Einflusses beinahe ein Vierteljahrhundert über meinem Leben empfunden und fühle mich hoch beglückt, meinen Dank dafür hiermit ausdrücken zu können.

Wer von den Bewohnern des reizenden Graz diese geringe Huldigung zu Gesichte bekommt, wird allsogleich erkennen, wem sie gemeint ist, und sich freudig derselben anschließen. Denn so wie ich sind ja alle, welche die Gunst genossen, in den Wirkens- und Umgangskreis der edlen Frau zu treten, jenes Segens echtster Liebenswürdigkeit innegeworden, die nur den reizendsten, aber nicht den höchsten und vollen Inhalt ihrer Wesenheit offenbart.<sup>1)</sup>

## 96.

Es ist mit künstlerischen Producten wie mit demjenigen, aus dem sie entstanden. So wie wir dem Menschen erst im Zusammenhang mit all seinem Sein und Wirken vollkommen gerecht zu werden vermögen und darin manche Schwäche, manches Gebrechen entschuldigen, ja bisweilen selbst lieb gewinnen lernen, so ist es wohl auch häufig nur der Einblick in die Gesamtleistung des Schriftstellers, was uns über seinen Wert, sein Talent und seine Bedeutung zu klarem Aufschluss und gerechtem Urtheil verhilft. Das Herausreißen von Einzelheiten, sei es zu Gunst oder Ungunst für den Autor, ist immer fehlerhaft und schädigt diesen wie den Leser.

## 97.

Auch der verrufene Aberglaube ist Glaube. Denn Glaube ist innere Überzeugung von geahnten Beziehungen zwischen Irdischem und Überirdischem. Auf die Formulierung kommt es dabei nicht an; diese ist stets gemäß den Culturverhältnissen des Individuums wie der Gesamtheit.

<sup>1)</sup> Heusenstamm deutet wohl auf Gräfin Marie Szápáry (vgl. Bd. II, S. 180).  
d. Hg.

wenn nicht Opportunitätsgründe aller Art bestimmend einwirken.

## 98.

Die Mehrzahl der Menschen bewegt sich, theils unbewusst, theils bewusst, in einer Atmosphäre von Unklarheit und Unwahrheit; und daraus entspringen die meisten ihrer moralischen Gebrechen und Schädigungen an sich und anderen. Man gehe nur auf die Eindrücke des Kindes zurück und verfolge den Weg unserer Entwicklung, und man wird erschrecken über all das Zweideutige, das uns anempfohlen, über all das Dunkle, das uns überliefert wird, zu dessen Berichtigung, Aufklärung und Zurechtstellung nur wenigen die Muße, der Wille oder die Urtheilskraft gegeben ist, und das sie daher, wie einen Krankheitsstoff, durch ihr ganzes Dasein schleppen und dieses zu keiner gesunden tüchtigen Thätigkeit gelangen lassen. Man nehme nur z. B. unsere religiöse Erziehung. Statt dem Kinde die herzlichen Beziehungen zu einem Schöpfer und Erhalter der Welt beizubringen und das Überlieferte für eine Zeit zu bewahren, wo man es mit dem Zustande der Cultur, aus der es hervorgegangen, und mit dem des Schülers in Einklang zu bringen vermag — um davon doch dasjenige für den Intellect zu retten, was man der Überzeugung entfremdet —, peinigt man das unentwickelte Urtheilsvermögen mit Dogmen, die für dasselbe keinen Sinn, für das Gemüth keine Nahrung enthalten, mit Traditionen, die allen anderen wissenschaftlichen Mittheilungen und Lehrensätzen widersprechen, und reißt damit die Wurzel jenes belebenden Glaubens aus dem Herzen, der es in jeglichem Verhältnisse des Lebens zu kräftigen und zu erheben hätte. Und so geht es fort durch alle Stadien der Erziehung. An Stelle der Selbstverleugnung um der Wahrheit willen lehrt man uns Verleugnung der Wahrheit um der Gunst oder Sitte willen; statt Belebung des Urtheils, Unterwerfung



unter den Buchstaben; statt klarer Nebeneinanderstellung der Meinungen und Erscheinungen, eine doctrinäre Disciplin von Principien — mit einem Wust von Erfahrungen und Resultaten wird das Gedächtnis befrachtet, der meistentheils ein todter Ballast bleibt, weil er ohne Zusammenhang mit unserer Wirkungssphäre ist. So entsteht Halbheit in all unserem Thun, Unklarheit in allen unseren Begriffen und Unwahrheit in allen unseren Empfindungen.

## 99.

Es scheint ein Widerspruch, und doch ist es eine vielfach begründete Erfahrung, dass uns auf unserem Bildungsgange nicht selten die größere Gefahr von unseren Talenten, als von unseren Mängeln droht, wenn jene ohne Disciplin in uns wirken; und auch der Erzieher wird oft leichter mit diesen als mit jenen zurechtkommen, weil er es in dem einen Falle nur mit der Trägheit, in dem anderen mit einem Widerstande zu thun hat. Die Energie unserer Seelenkräfte ist eine einheitliche und drängt, wie hier zu ersprißlicher, dort zu schädigender Thätigkeit. Das Bewusstsein dieser Energie leitet leicht zur Selbstüberschätzung, da ihr noch die Maßstäbe für die richtige Wertstellung fehlen, die nur Erfahrung geben kann.

## 100.

Ideen lebendig zu machen, das heißt, sie in ein Verhältnis zu bringen mit den Anlagen, Richtungen und Bestrebungen des Lernenden, ist die Aufgabe des Lehrers. Den todten Begriff, das nackte Factum zu überliefern, fördert in nichts, wie hunderte von Beispielen beweisen, die sich vor unseren Augen bewegen.

## 101.

So ist es auch von der höchsten Wichtigkeit für den Erzieher, seinen Zögling daran zu gewöhnen, sich über

alles, sei es Erlebtes, Gefühltes oder Erworbenes, klare Rechenschaft abzulegen. So allein bewahrt er den Verstand vor Autoritätsglauben, wie vor Selbstüberhebung. Denn im Prüfen und Wägen des Außeruns klären und regeln wir das Bewusstsein des eigenen Wertes und Besitzes und zwingen die Schwärmseligkeit und Voreingenommenheit der Jugend, sich der Urtheilskraft zu unterwerfen.

## 102.

Wer Kinder liebt und Blumen, kann kein innerlich roher Mensch sein. Anders verhält es sich mit der Liebhaberei für Hunde und anderes belästigendes Hausgethier, die, wenn auch gerade nicht auf Roheit, doch auf einen Mangel an Reinlichkeit der Empfindung und sittlicher Grazie und Billigkeit hinweisen. Das Extravagieren jedoch in solchen Neigungen steht in sicherem Zusammenhang mit einer Schwäche des Urtheilsvermögen und eines lebendigen Humanitätsgefühles.

## 103.

Hans Christian Andersen, der Abgott jedes kindlichen Gemüthes, ist die personifizierte Kinderphantasie, die Idealisierung des Absurden, die Umwandlung des Sinnvollen in allem, was dem Alltagsverstande verborgen webt in Licht und Dämmer, Luft und Duft, Schall und Ding, zum reizendsten Spielzeug. Seinesgleichen findet sich in keiner Literatur. Er ist frisch, rein und farbesprühend wie Morgenthau und ebenso erquickend für jede Blumenkelchseele.

## 104.

Man hat den Roman das moderne Epos genannt, und zwar mit vollem Recht, insoweit er bei uns die Stelle jenes vertritt; und selbst alle jene epischen Dichtungen, die echte Lebenswärme haben — wie »Hermann und Doro-

thea«, Vossen's »Luise« u. dgl. — doch nur Romane in Versen sind. Der spezifische Unterschied, welcher die antike Lebensform von der modernen trennt, begründet zugleich die Unfruchtbarkeit der modernen Zeit zu epischen Zeugungen. Jene geht stets vom Allgemeinen (Staat) aus und führt das Individuum darauf zurück; diese vom Individuellen (Familie) zum Gemeinwesen, aus dessen beständiger Wechselwirkung sie ihre Institutionen aufbaut.

Goethes »Wilhelm Meister« gibt das Musterbild des Romanes; die moderne Lebensform spiegelt sich in ihm am reinsten.

105.

Keine Kunst bedarf der abgeschlossenen Form mehr als die Musik, da sie ihrer Unkörperlichkeit wegen sonst Gefahr läuft, in eine träumerische Stimmungsbetäubung zu zerfließen. Ich sage Unkörperlichkeit, in doppeltem Sinne: reale und geistige. Denn auch das Geistige hat seinen Körper, den Begriff, von dem es ausgeht, und zu dem es immerfort zurückführt. Deshalb sich auch die lyrische Poesie (die der Musik zunächst steht unter den Kunstäußerungen) die Form so knapp zugeschnitten und diese in hunderterlei Modificationen zur Unterlage ihres Seelenlebens gebildet hat. Diese Selbstbeschränkung des lyrischen Ausdruckes finden wir sogar mitunter ins Drama übergeleitet, sobald dasselbe mit der reinen Empfindung zu thun hat; man sehe nur z. B. bei Shakespeare die erste Liebesmanifestation zwischen Romeo und Julie, die Monologe in Schillers »Jungfrau von Orleans« etc.; die modernsten Musiker haben es zum Princip erhoben, die dramatische Musik von den Formen zu emancipieren, in denen sie bis auf Richard Wagner ihre Gestaltungen zu gießen pflegte, und haben von diesem Verfahren eine Verstärkung des dramatischen Momentes erwartet. Die Folge hat diesen Hoffnungen nicht entsprochen, was die Erfolge auch dagegen einwenden mögen. Man vergleiche



nur die Wirkung der Introduction oder des zweiten Finale des »Don Juan« mit irgendwelcher auf Richard Wagners Theorie gebauten musikalisch-dramatischen Scene.<sup>1)</sup> Und dasselbe gilt von der sogenannten absoluten Musik. Die Zerflossenheit des Innern und die Formlosigkeit des Äußern in dergleichen Compositionen macht es der ästhetisch gebildeten Empfindung geradezu unmöglich, zu einer Stimmung zu gelangen; ein opiumartiger, um nicht zu sagen tabaknarkotisierender Zustand ist alles, was erzielt wird — freilich in seinen Absichten nicht fehlgehend bei einer congenialen Zuhörerschaft aus Bier- und Kaffeekneipen oder von Putz- und Dumaslectüre-Puppen. Welch unerhörter Humbug, alles in Schatten stellend, was bisher hierin geleistet worden, ist dieses neue Evangelium der Tonkunst! Man wird es einst nicht begreifen können, wie es mit den Epigonen eines Haydn, Mozart, Beethoven dahin kommen konnte, von so groben, handgreiflichen Täuschungen irregeführt zu werden, dem Fetischdienst des krassesten Realismus zu huldigen, in der Meinung, dass es reinste Gottesverehrung sei.

106.

Ich habe schon öfter zu bemerken Gelegenheit gehabt, dass Menschen, welche in ihrem Erbarmen für Thiere excentrisch sind, dass selbe gegenüber von, ich will nicht sagen Menschenelend, aber doch von den Ansprüchen ihrer Mitmenschen auf Schonung und Berücksichtigung, nicht die gleiche Sensibilität zeigen. Und es ist auch erklärlich. Denn jene Mitleidschaft ist größtentheils pathologischer Natur, während diese auf moralischen Motiven ruht. Solche Erscheinungen sind demnach auf einen gewissen Naturalismus der Empfindung von Seite der Cynophilen<sup>2)</sup> zurückzuführen. Die sensitive Dame, die ihr Hündchen auf

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 281<sup>1)</sup>.

d. Hg.

<sup>2)</sup> Cynophile = Hundefreunde.

d. Hg.

Daunen bettet und mit Biscuit und Hühnerfleisch füttert, lässt erbarmungslos ihre Carosse im Schneesturm stundenlang am Thore harren; und der gemeine Mann, der mit seinem Hunde Brot und Lager theilt, sieht kalt seinen Mitbruder am Hunger verenden und schwingt die Faust über Weib und Kind.

Der sensible Muskel, der bei manchen Menschen und besonders bei Weibern in bebende Bewegung kommt, bei pathologischen wie bei moralischen Anregungen, wird so häufig mit dem Herzen verwechselt, dem moralischen Begriffe aller feinen, tiefen und hohen, durch Vernunft und Ästhetik geregelten Empfindungen. Auch das Empfinden muss zur Kunst werden, wie jede culturelle Lebensäußerung, wenn es nicht mit den Erschütterungen roher Naturkraft, sondern mit den segensreichen Gestaltungstrieben organischer Thätigkeit wirken soll.

## 107.

Man glaube ja nicht mit der Resignation harmlos und ungehärtet durchs Leben zu kommen. Niemand findet so heftigen Widerstand, als wer keinen leistet; wenn auch nicht den Widerstand der Opposition, doch den der Passivität. Wem aber zur Verwertung seiner Kräfte keine Theilnahme entgegengebracht wird, ist noch schlimmer daran als derjenige, der mit Widerstand zu ringen hat. Denn Resignation kann natürlich nicht bedeuten, sich den Lebenserscheinungen gegenüber passiv zu benehmen — was ebensowenig in der moralischen wie in der realen Welt möglich ist — sondern nur, sich streng in der Bahn des Erreichbaren zu halten und vom Widerdrucke unbeirrt dieselbe zu verfolgen.

## 108.

Nicht Stimmung noch Empfindung allein ist das Gebiet der absoluten, das heißt ohne textliche Unterlage wirkenden Musik. Es ist noch ein undefinierbares Plus,

welches die eigentliche musikalische Schöpferkraft beurkundet, das auch mit hinüberwirkt in die Oper und jedes andere, auf Wortgrundlage gebaute musikalische Product. Und dieses den tiefsten Kern der Zeugungskraft bedeutende Etwas wird eben in dem neuesten Evangelium der Tonkunst übersehen oder bei Seite geschoben. Man hat es in der modernen Ästhetik derselben ein bloßes Spiel mit musikalischen Formen genannt — was übrigens viel weniger sagt, als die Herren zu sagen meinen; denn jede Form muss doch einen Inhalt haben, deren Ausdruck sie ist, und eine bloße Form ohne Inhalt ist undenkbar — sehr mit Unrecht. Denn das also Bezeichnete ist es so wenig als das Wort gegenüber dem Gedanken und vertritt genau die Stelle dieses im Gebiete des seelischen Gedankens, den die Musik repräsentiert und zu repräsentieren befähigt ist wie keine andere Kunst.

## 109.

Eine Religionslehre, die nicht in Übereinstimmung steht oder gebracht werden kann mit der culturellen Entwicklung des ethischen Principes, und ein Cultus, der Opposition machen muss mit den Staatseinrichtungen, ist eine Anomalie und kann weder bestehen, noch geduldet werden. Es wäre bei der Stellung, die der Katholicismus in neuester Zeit gegen jenes wie gegen diese genommen hat, von höchstem Interesse, die verschiedenen Einflüsse des bedeutsamsten aller culturhistorischen Erscheinungen — des Christenthums überhaupt — zu prüfen auf allen seinen Wegen; von der Entstehung desselben, inmitten des Mosaismus, theils aus ihm, theils gegen ihn wirkend; seiner Fortpflanzung und Verpflanzung in die heidnische Welt; seiner Umformung und Accommodierung im Orient und Occident; seine aus innerstem Kreise immer weiter und weiter in alle Lebens- und Staatsverhältnisse sich verbreitenden Erfolge und Prätensionen zu untersuchen, bis zu



dem Wendepuncte, von welchem aus, wie jede andere historische Thatsache, es die Sonne in den Rücken bekam.

Es ist ein Wirken der Adrastea im höchsten und tiefsten Sinne, dass auf demselben Boden, wo das Kreuz seine ersten und fruchtbarsten Siege über den Olymp erfocht, demselben auch die ersten Keime seines Verfalles eingepflanzet wurden. Die großen Heiden in der Tiara, die Päpste Julius II. und Leo X.,<sup>1)</sup> indem sie die zerstörten Tempel geistig wieder aufrichteten in den unvergleichlichen Herrlichkeiten der aus dem Schutt emporsteigenden antiken Welt in Bild und Schrift, haben der christlichen Kirche, deren rührend dürftige und einfältige Gestalt sie mit dem Prunk und Purpur weltlicher Hoffahrt umhängten, den größten Schaden zugefügt. Allerdings hat dieser der blöden Menge imponierende, die Einbildungskraft wie die Sinne fesselnde Pomp ihre Herrschaft mitbegründen geholfen, aber, wie jede Tyrannis, nur zu vorübergehender Wirksamkeit. In einer Zeit wie die unsrige, die sich die vollkommenste Emancipation des Individuums zum Princip gestellt hat, kann der Ausgang des Kampfes, den die katholische Kirche mit dem Staate so erbittert eingeleitet hat, kaum zweifelhaft sein.

Das stete Verwechseln von Kirche und Religion hat zu all den Irrläufen Anlass gegeben, die seit dem Bestande der Kirche, als Institut, stattfanden. Und doch ist beides nichts weniger als ein ineinanderlaufender Begriff. Religion ist eine rein innerliche Angelegenheit. Kirche ist ursprünglich aus der Gemeinschaft gleich religiös Empfindender und Gläubiger entstanden und hatte auch keine andere Tendenz, als diese Einstimmung zum Ausdruck zu bringen und in gegenseitiger Berührung zu beleben und zu kräftigen. Erst als die religiösen Angelegenheiten, im

---

<sup>1)</sup> Vgl. »Im Abendstrahl«, Nr. 185 (Bd. III, S. 202), und oben Bd. VI., S. 273 ff., insbesondere Nr. 34. d. Hg.

Conflicte mit der anders, ja feindselig gestimmten Umwelt, sowie durch das Anwachsen der gleichgestimmten Congregation ihren Kreis ins Unübersehbare ausbreitete und in alle Lebensverhältnisse hineinwuchs, wurde es zum Bedürfnisse, die Functionen des religiösen Bewusstseins von diesem zu trennen und den Cultus einer besonderen Körperschaft anzuvertrauen. Und da ergieng es dem christlichen Dogma, wie es allen anderen religiösen Dogmen ergangen: es entartete unter den Händen einer Priesterzunft, und die schönen innerlichen Motive verschwanden nach und nach im Wüste äußerlicher Gebarung.

Da es aber hier, wie bei jedem anderen Cultur-Entwicklungsgange, unmöglich ist, zu den Anfängen zurückzukehren, so ist schwer abzusehen, welcher Weg dem Christenthum, das bereits alle Phasen seiner Thätigkeit durchlaufen zu haben scheint, noch offen stehe, um sich mit den Forderungen und Bedürfnissen der Welt in Einklang zu bringen.

#### II.

Die christliche Religion hat den charakteristischen Unterschied zu allen anderen Religionen, dass sie im steten Entstehen sich befindet, während die anderen als ein Fertiges ihren Bekennern überliefert wurden. Sie ist das allgemeine Gewissen des modernen Culturstaates, und jene Eigenschaft hat sie mit herübergenommen aus ihrer israelitischen Wiege. Deshalb sie auch, von dem Augenblicke an, da sie in entschiedene Opposition zu der Culturströmung gerathen, ihrem unvermeidlichen Untergange — als solche kat' exochen — entgegeht. Natürlich nur höchst langsam, wie es nicht anders möglich ist bei ihrem tiefen Eindringen in alle Lebensverhältnisse.

#### III.

Es gibt Wahrheiten — wenn man überhaupt die Resultate unserer Forschungen also nennen darf — die für

den Denker sind, den sie nicht beunruhigen, da er sie nur als einen der Wege zur Erkenntnis ansieht, und daher zum weiteren Forschen auffordern; aber höchst gefährlich, ja ein Verbrechen ist es, dieselben in die Welt hinauszuschleudern, sie zu überliefern der denkfaulen Menge, dem Uebelwollen und Neide der hämischen Gemeinheit, die in brutaler Selbsterniedrigung Rache nimmt an der Natur und an der Gesellschaft für die Dürftigkeit und Aussätzigkeit, zu der sie verdammt wurde.

## 112.

Der Realphilosoph, der die ewige Vernunft vom Welten-thron stößt, um in seinem aus Urkoth aufgeführten Gebäude sich selbst und das ewige Nichts als Herrscher zu proclamieren, versucht es umsonst, das undefinierbare Plus, das sich in seine Construction drängt, beiseite zu schieben; — aber es ist da — um ewig zu protestieren gegen ein Verfahren, welches einer Mechanik ohne Mobile gleicht. »Im Anfang war das Wort«, das logos, ist von tiefer Bedeutung. Man betrachte nur, welche Rolle es in der Entwicklung unserer Erde spielt; es ist der Mensch, das vernünftige Sein, das Forschen, Streben, Erkennen, die »Göttlichkeit«, vor der uns nicht zu bangen braucht. Auf die Verleugner aber dieses Vorzuges von allem uns bekannten Entstandenen passt so recht der Ausspruch Fausts:

»Du kannst im Großen nichts vernichten  
Und fängst es nun im Kleinen an.«

## 113.

Das entscheidende Moment für die Stellung des Menschen zu allen anderen animalischen Organismen ist das Wort. Denn wie es das menschliche Individuum in stetem Flusse erhält gegenüber der Erstarrung der anderen Erdgeschöpfe, so trägt es auch auf seinen geistigen Wogen die Menschheit einer unberechenbaren Zukunft entgegen.



Für eine der allergrößten Calamitäten unserer Zeit halte ich die so maßlos ausgedehnte Musikübung. Abgesehen von der besonders im kindlichen und ersten Jugendalter höchst schädlichen Anspannung des Nervensystems, ist auch der Einfluss auf die geistige Entwicklung unheilvoll, theils durch den Zeitverbrauch in rein mechanischen Übungen, die ohne alle Förderung, weder für die physischen, noch intellectuellen Kräfte sind, theils und hauptsächlich durch das Begünstigen eines schlaraffenartigen ins Blaue Hineinleben, das ohnehin durch die den geselligen Verkehr so verdustende Angewöhnung des Tabakrauchens mehr, als man zugeben will, angeregt wird.<sup>1)</sup>

Bei jenen Classen, die auf praktische Leistungen angewiesen sind, bewirkt sie eine Ablenkung von dem Ernste und der Aufmerksamkeit in der Thätigkeit, worauf das Gedeihen und die Befriedigung der Familie und des Hauses gegründet ist. Dazu kommt die demokratisierende Atmosphäre des künstlerischen Gemeinlebens, das in so grellem Contraste steht zu den specifischen Existenzbedingungen der Individuen.

Der Charakter der modernen Kunst, ganz auf Nervenindrücke berechnet, alle Leidenschaften aufwühlend ohne irgend eine Abklärung — welche in dem Stile der älteren Musik bis in die letzten Compositionen Beethovens zum Theil doch schon die formelle Abgeschlossenheit bewirkt, die von den Aposteln des neuen Musikevangeliums vornehm beiseite geschoben wird — weit entfernt ein Bildungsmittel zu sein, vernichtet geradezu jede zartere Wurzel der Empfindung, reißt das Gemüth aus seinem inneren Heiligthum und rast mit ihm auf schrankenlosen, heillosen Bahnen ins Reich der Willkür und Nebel.

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 295, Nr. 67.

Wer mit einer fertigen Bildung in eine neue Richtung der geistigen Bewegung hineingeräth, ist immer schlimm daran. Das Accommodieren eingelebter Ideen erfordert eine noch bei weitem anstrengendere Arbeit als das An-eignen neuer. Freilich wird man sagen, dass es eben keine fertige Bildung gebe, und dass dieselbe in steter Flüssigkeit sich befinde. Doch ist dies nur zum Theil richtig. Denn es geht mit dem Geiste wie mit dem Körper; er muss zu einem gewissen Abschlusse gelangen, dessen Grenzen allerdings stets elastisch bleiben, aber ohne die Totalität, die eben das Individuum ausdrückt, wesentlich zu alterieren.

Nun tritt aber in unserer neuesten geistigen Bewegung eine gänzliche Opposition auf gegen alles früher Erreichte und Erworbene, und diesem Andränge Fronte zu machen, das Passende sich zu assimilieren und das Widerwärtige abzuwehren, ist eine Aufgabe, die um so anstrengender ist, als sie mit bereits abgeschwächten Kräften unternommen werden soll. Und doch fühlt jeder, der seinen Platz hienieden zu behaupten bestimmt ist, die Nothwendigkeit eines Compromisses. Wäre nur der Wille des Entgegenkommens bei dem jungen Geschlechte besser, dann gieng es wohl. Aber darauf ist durchaus nicht zu hoffen; und so heißt es: retten, was zu retten ist, und gewinnen, was zu gewinnen Verstand und Gewissen erlaubt.

Wenn man sich eines fremden Idioms bedient, ist man immer im Nachtheile gegenüber demjenigen, dem seine Muttersprache zu Gebote steht. Denn welche Fertigkeit wir auch besitzen mögen in der Handhabung des Erlernenen, es bleibt stets nur ein Kleid des Gedankens, nicht dessen lebendige Hülle, ein Dilettantismus gegenüber der Meisterschaft. Der Nexus zwischen Denkgehalt und Form ist ein

so inniger, dass wir jenen sozusagen unter den Lippen sich verwandeln fühlen mit der fremden Sprache. In dem Mutterlaute spricht sich unser fleischgewordenes Denken aus, in dem fremden allein das geschulte — und dies nur stammelnd.

## 117.

Oft stürzt ein Heer Gedanken wie eine Masse Bausteine vor uns hin und ruft uns zu: baue! Dann schwindelt einem, und man kommt zu nichts.

## 118.

Organisch zu entwickeln, liebevoll zu bilden und aufzubauen ist uns in Kunst und Leben abhanden gekommen. Wir leben mit beiden in wilder Ehe; wohl in der Hoffnung, auf solche Art genialische Kinder zu zeugen, wie es bei dem leiblichen Vorgehen zuweilen einzutreten pflegt. Nun, genial sind sie allerdings, wenn das Geniale im Absonderlichen liegt.

## 119.

Es ist die fruchtbarste Aufgabe des Schriftstellers, zum Denken anzuregen. Die fertigen Gedanken, die du bietest, begünstigen nur zu häufig Denkträgheit; ein Hauptgebrechen unserer Erziehungsprincipe. Die Evangelien haben in dem oben verzeichneten Verfahren den unvergleichlichen Reiz für alt und jung. Wir wollen im Ergründen wie im Erkennen auch einen Theil des Verdienstes unser nennen, und nur unter diesen Voraussetzungen sind sie belebend und erfüllen uns mit dem freudigen Bewusstsein des Besitzes.

## 120.

Wer gewohnt ist zu reflectieren und zu untersuchen, wird in allem von Leben wie von Wissenschaft Überlieferten jene gewissen schwarzen Linien des Sonnenspectrums er-



blicken, die undefinierbar sind und durch Hypothesen ersetzt zu werden pflegen.

## 121.

»Freie Kirche im freien Staate«, dies ist auch eine von den landläufigen Phrasen, die man in unglückseliger Stunde heraufbeschworen und nun, trotzdem dass man ihren Irrthum erkannt hat, nicht mehr loswerden kann.

Staat und Kirche sind so intime Bundesgenossen wie Mann und Weib; ihre Beziehungen sind von gegenseitiger Bedingtheit und Nützlichkeit. Aber eben weil dies der Fall ist, weil alle Institutionen diese gegenseitige Abhängigkeit darstellen, wird uns sogleich der Widerspruch klar, worin das Christenthum zu allen anderen religiösen Bekenntnissen und Einrichtungen steht. Von rein ethischen Abstractionen ausgehend und zu ihnen zurückführend, geräth es sogleich in Conflict mit der Welt um sich her, in Widerstreit mit den staatlichen Satzungen, ja mit allen Familienverbindlichkeiten, die nirgendwo inniger verquickt waren mit den religiösen als im Mosaismus. Und so schreitet es fort in seinem ganzen Entwicklungsprocesse, der einen steten Kampf ums Dasein darstellt, bis es ihm gelang, die Oberhand zu gewinnen. Und von nun ab geht die staunenswerteste innere und äußere Verwandlung vor sich, die im mittelalterlichen Papstthum ihren Ausdruck und im Vergleiche dieses mit dem Wanderpropheten in Galiläa seine beredteste Charakterisierung findet.

## 122.

Wenn man so gern das Culturelement im Christenthum hervorzuheben pflegt, so vergisst man ganz, wie kläglich es um die Cultur aussehen würde, wenn das eigentliche Princip desselben zur vollen Geltung gelangt wäre; wie Hinweise auf die Evangelienaussprüche: Matthäus VI, 25—34, X, 34—37, XII, 47—48; Lucas XVI u. a. m. satt-

sam beweisen. Nur den Compromissen, die es zu machen genöthigt war an die Zustände, unter denen es sich zu erhalten und zu entwickeln hatte, ist es zuzuschreiben, dass diese Anfänge nach Bahnen einlenkten, die, indem sie seinen Urcharakter gänzlich alterierten, mit der erlangten Rechtszuständigkeit auch die Pflicht nicht versäumen konnten, die jedes Recht in seinem Gefolge hat.

## 123.

Das rohe Dareinfahren ist gegenwärtig wie im Leben, so in der Kunst im Schwange. Von dem schönen künstlerischen Vorbereiten, Anordnen, Aufbauen, innerlich wie äußerlich, ist nirgendwo die Spur zu erblicken. Mit allen Mitteln wird vom Beginne eines darzustellenden Zustandes losgearbeitet; auf ein stetes Überrumpeln der Empfindung ist es abgesehen, auf ein Außerathemsetzen der Einbildungskraft. Und da ein solches Verfahren schnell seine Wirkungen lahmlegen muss, wird jedes unkünstlerische Material aufgeboten, um auf mechanischem Wege zu erreichen, was auf ästhetischem nicht zu gewinnen gelingt.

## 124.

Wir haben dem Pantheon, das wir von Griechen, Römern und Germanen überkommen, noch ein Götterbild zugefügt: den Gott der Ungeschlachtheit; die Blouse ist sein Mantel und die Tabakpfeife sein Attribut. Er repräsentiert so recht Geist und Sitte der modernsten Zeit und wird wohl bald der einzige Altar sein, der noch Gläubige und Opfernde an seinen Stufen versammelt.

## 125.

Kein Culturvolk ist so entfernt vom Idealismus als das französische. Da, wo es in der Kunst demselben huldigen wollte, ist es in manieriertes Pathos verfallen, im

Leben in Phantasterei schlimmster Art. Der Franzose ist durchaus Realist, und daher auch seine unbestreitbare Überlegenheit in allem, was zu Lebenszwecken dient; im Verschönernden wie im Anbequemenden, ob es zur Zierde, zum Genusse oder zum Schutz des Daseins beiträgt.

126.

Wenn der Schriftsteller seine Gedanken mittheilt, geschieht es nicht, um Euer Denken zu beherrschen, sondern um Euch das seine darzulegen. Und dies hat sein Fruchtbare doch immer, wenn auch nicht als ein Gewinn an Wahrheiten, doch auf dieselbe Weise wie die Berichte der alten Chronikschreiber: es gibt Veranlassung zu Vergleichung und Prüfung; bei Euch steht es dann, das Facit daraus zu abstrahieren. Möchte dies die Kritik bedenken, sie würde häufig weniger ungerecht bei ihren Beurtheilungen sein.

127.

Irrthümer zu erfahren ist oft nicht weniger ersprießlich als Wahrheiten; nur müssen sie als solche erkannt sein. Und darin liegt die große Aufgabe des Forschers wie des Erziehers.

128.

Zum Aufmerken und Unterscheiden anzuregen ist die erste Aufgabe des Erziehers; dann folge die Entwicklung des Urtheils und der Empfindung, welche die Krume bereiten für Lehre und Wissen. Denn nur allzuoft wird diese Saat dem unvorbereiteten Boden anvertraut, wo sie dann unkrautartig emporschießt und zu keinem wahren Besitz gedeiht. Erlernetes muss zu Selbständigem werden, wenn es höheren Nutzen bringen soll. Denn es ist durchaus nicht gleichgültig, dass wir etwas erfahren; es kommt, mehr als man meint, darauf an, wo und wie wir dazu gelangen.



In einem der letzten Quartette Beethovens — die von der neuesten Musikprophetenschule als die höchste Gabe des großen Tondichters und als das non plus ultra und in hoc signo vinces der musikalischen Kunst gepriesen werden — befand ich mich neben dem Abbé Stadler<sup>1)</sup>, der einige Zeit eines ziemlich bedeutenden Rufes genoss, und dessen Oratorium: »Das befreite Jerusalem«, sowie einige Psalmen Beifall gefunden haben. Schon während des ersten Satzes bemerkte ich an ihm Unruhe und Unbehagen, die von Tact zu Tact wuchsen. Endlich seiner Stimmung nicht mehr Herr, erhob er sich zum Fortgehen, mit den an mich gerichteten Worten im gemüthlichsten, ihm eigenthümlichen Wiener Dialect: »Jetzt möchte ich nur eines wissen, ob er uns zum Narren hat halten wollen, oder ob er selbst ein Narr war.« — Sprach's und entschwand. Wie oft fallen mir seitdem diese Worte ein bei Anhörung modernster musikalischer Offenbarungen — nur klingt noch unter den fanatischen, wild mänadischen Beifallsäußerungen ergänzend nebenbei: oder ob wir uns überhaupt in einem Tollhause befinden.

Bei der Menge ist das Kunstwerk nur Gegenstand roher Neugierde und die Wirkung desselben eine rein reale. Deshalb es auch absurd ist, bei Schätzung des dramatischen Productes immer an das vox populi<sup>2)</sup> zu recurriren. Dies hat nur insoweit eine Berechtigung, als

<sup>1)</sup> Abbé Maximilian Stadler aus Melk in Niederösterreich (1748—1833) componierte auch Klopstocks »Frühlingsfeier« und ein Requiem. d. Hg.

<sup>2)</sup> Vgl. Bd. VI, S. 78 ff. und Bd. II, S. 290, Nr. 60.

vom ästhetischen Wert ganz abstrahiert und nur jener des Erfolges ins Auge gefasst wird.

## 131.

Bei sehr reizbaren, zartorganisierten Naturen wirkt häufig schlechtes Beispiel noch reinigender als edles. Denn dort wirkt der drastische Einfluss der Apprehension mit, während die mildere Anhauche des Edlen nicht selten einer schwer zu besiegenden Apathie begegnen. Doch ist es allerdings bedenklich, in der Erziehung davon Gebrauch zu machen, da sich nicht berechnen lässt, wie weit der Widerstand des Naturelles gegen das Abstoßende reicht und leicht ins Verkehrte umzuschlagen Gefahr läuft. Jedenfalls ist die Anwendung nur *cum grano salis* und in seltensten Fällen zu versuchen.

## 132.

»Hamlet« und »Faust« sind zwei Werke, die trotz der zahllosen und mitunter höchst schätzbaren Commentare in ihrer tiefsten Innerlichkeit nur von denjenigen verstanden werden, die das Verständnis dafür schon mit sich bringen.

So groß der schöpferische Genius beider Werke auch ist, er genügt nicht, alles das zur Äußerung zu bringen, was der Keim derselben verschloss; und daher manches fragmentarisch, nur in Andeutung bleiben musste.

Congenialität ist demnach unerlässlich für den Leser; er muss eben mehr als Leser, mehr als Nachempfinder, Nachdenker der großen Dichtungen, er muss gewissermaßen Mitentwickler des incommensurablen, nicht vor die Betrachtung gelangten Inhaltes sein.

## 133.

Der Ausstattungsluxus, der jetzt Sitte geworden in den dramatischen Darstellungen (Schauspiel, Oper), hat

neben seinen bedeutenden inneren Bedenklichkeiten auch noch eine äußerliche, die nicht übersehen werden sollte. Die nothwendig dadurch herbeigeführte Vertheuerung der Eintrittspreise macht den Genuss jener auf den Geschmack so tief einwirkenden Kunstleistungen zum Prärogativ des Reichen und Wohlhabenden, während der Halbbemittelte gänzlich davon ausgeschlossen wird. Und doch ist ihm — der immer mit dem Bedürfnis zu ringen und den Fluch, der über unsere ersten Eltern ergangen ist, in allen seinen Verhältnissen zu erfüllen hat — eine solche Erhebung über den schwülen Dunstkreis seiner Existenz nothwendiger als dem Begüterten, der sich mit allen drückenden Lebensansprüchen abzufinden in der Lage ist; dem ohnehin die theatralischen Darbietungen nur eine Zerstreung sind neben hundert andern, die ihm sein Mammon verschafft. Sie ist ja der schmach tenden Armut des Gebildeten das, was den an Geist wie an Leib Brethaften und Nothleidenden die Kirche ist: ein vorübergehendes Erheben und Vergessen, ein Einordnen in die Gemeinde der Begünstigten, nach welchen der Bessere mit Sehnsucht, der Slave der Scholle mit Neid und Missgunst blickt.

Und man frage nur den Schauspieler, den Sänger, welchem Publicum er sich am liebsten gegenüber sieht, von welchem er das lohnendste Eingehen in seine Intentionen, die befriedigendste Anerkennung seiner Bemühung erwartet, und er wird dir gerade dasjenige nennen, dem nun der Zutritt so sehr erschwert, wenn nicht gänzlich verschlossen ist.

Es kommt mir, in Beziehung auf das Vorausgegangene, ein allerliebstes Wort Rossinis ins Gedächtnis, das er in meiner Gegenwart aussprach. Es war im Jahre 1833 zu Paris. Man hatte in der großen Oper den »Don Juan« neu und prachtvoll in Scene gesetzt und damit Concurrenz zu machen gehofft mit der italienischen Vorstellung im Théâtre Favart, die von den größten Gesangscelebritäten daselbst



getragen ward: Giulietta Grisi, Unger, Tamburini, Rubini, Santini u. s. w.<sup>1)</sup> Am Abende nach der ersten Vorstellung trafen sich der damalige Impressario der grand Opera, Mr. Verron (von dem die ergötzliche Anekdote lief, dass er einmal einen Brief erhalten unter der Adresse: à Mr. Verron — dans sa cravatte; was sich auf seine Eigenheit bezog, sein Kinn in einer weißen Cravatte bis an die Ohren zu vergraben), und Rossini im Salon der Mde. Unger. »Nun, was sagen Sie,« sprach jener den berühmten Maestro an, »das ist doch ganz was anderes als Euer dürftiger Don Giovanni.« »Nous ne faisons pas parade de chiffons,« entgegnete dieser mit jenem feinen, vornehmen Lächeln, das ihm eigen war.

Ich kann es nicht unterlassen, hier auch eine andere Zurechtweisung anzuführen, die er jemand, der seinen »Barbiere« auf Kosten von Mozarts »Nozze di Figaro« pries, angedeihen ließ. »Mozart,« sprach er, »ist eine solche Größe, dass sie zu begreifen schon ein Verdienst ist; ihn zu erreichen oder gar zu übertreffen, konnte weder mir in den Sinn kommen, noch dürfte irgend wer anderer damit fertig werden.«

134.

Bildung ist, sich seinen Lebensverhältnissen gemäß fühlen und betragen und anderen dieselbe Rücksicht zu erweisen; Humanität im höchsten, allgemeinsten wie im eigenthümlichsten Sinne.

135.

Was dem höheren Talente den besonderen Reiz und die Wirkung der Originalität verleiht, ist seine Begabung für die Auffassung von Zuständlichkeiten, für Erfindung von Nebensächlichem, mit einem Worte für alles das, was mehr zum Schmucke als zum Inhalte des künstlerischen

---

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 247.

Vorwurfes gehört. Wogegen oft das Genie zurückzustehen scheint, das mit großem Sinne auf seine Arbeit losgeht, derselben sogleich die allgemeinen Gesichtspunkte abzugewinnen sucht und in der Behandlung sich an das Gemäße hält und dasselbe nur künstlerisch entwickelt und formuliert. Aus diesem Gegensatze des genialischen und talentischen Verfahrens, deren Erfolge dort auf Eindrücken, hier auf Reizen beruhen, erklärt sich, weshalb das, was seinerzeit oft so gewaltig einschlug, in nächster Folge schon sich abschwächt, verschwindet oder nicht selten sogar in das Entgegengesetzte umschlägt. Mitunter erscheinen wohl auch künstlerische Individuen, in denen sich Genie und Talent vereint finden. — Shakespeare ist ein solches und daher seine einzige, ewig ungeschwächte Macht.

## 136.

Jede Zeitphase hat ihre eigenthümlichen Empfindungen und Geistesströmungen; diesen auf die Spur zu gehen ist Aufgabe des künstlerischen Talentes; während das Genie von einem inneren Berufe beherrscht wird, der es oft auf einem von der allgemeinen Forderung ganz abgelegenen Wege seine Ideen verfolgen heisst.

## 137.

Die Wahrheit des musikalisch-dramatischen Ausdruckes, dieses Schiboleth der modernen Musikkritik, wo ist die Controle dafür zu finden, gleich wie in der Dichtung und in der bildenden Kunst? Wenn man mir antwortet, dass die musikalische Empfindung eben so gut ihre Gesetze habe wie die dichterische und bildnerische, so wird wohl niemand Vernünftiger widersprechen. Aber in der Ausdrucksweise liegt das unterscheidende Moment, die sich bei letzteren an der Erscheinung messen lässt, bei der ersteren aber von einem Gebiete ausgeht, dem nichts Reales als Maßstab angepasst werden kann. Und so möge man auf dem ange-

fürten Aussprüche beharren, wie man wolle, er bleibt doch größtentheils Phrase. Erstens, weil das Thermometer, woran die Temperatur der Empfindung gemessen wird, ganz nach gewissen Verhältnissen verschiedene Gradbezeichnungen hat, und zweitens, weil die Mittel für die Ausdrucksweise im steten Wachstume begriffen sind und damit auch dem Tonsetzer, wie dem Zuhörer, Gesetze des Eindruckes aufgedrungen werden, denen er sich nicht entziehen kann. Es könnte also höchstens von einer bedingten Wahrheit die Rede sein — und wie schwankend sind selbst hier die Grenzen. Aber eine Kunst, die es wie die Musik einzig mit der Empfindung und Einbildungskraft zu thun hat, wird das Rechte treffen, wenn sie aus eben diesen Quellen für ihre Inspirationen schöpft.

138.

Wie der evangelische Ausspruch: »eher geht ein Kameel durch ein Nadelöhr als ein Reicher in den Himmel« seinen tief ethischen Bezug auf die jenseitige Seligkeit hat, so hat er ihn auch auf das Hienieden. Denn wo nähme der Reiche die innige Sammlung und Aufmerksamkeit her, die allein das Gemüth zum Genusse jener Seligkeit befähigt, welche den wahrhaft Liebenden durchdringt und sein ganzes Dasein ausfüllt mit einer Vollkommenheit der Befriedigung, wie kein anderes irdisches Gut sie sonst zu gewähren vermag. Doch freilich kann hier nicht gemeint sein, was man so häufig damit verwechselt: jene leidenschaftlichen Aufwallungen und unser ganzes Ich unterjochenden Triebe des geschlechtlichen Dranges. Am reinsten offenbart sich diese schönste der menschlichen Eigenschaften, dieser edelste Ausdruck der Humanität, in der so zarten, unvergleichlichen Verbindung zweier Jünglinge; und wohl auch, wengleich höchst selten, in den ersten Liebesregungen des noch an der Schwelle der Adoleszenz stehenden Liebespaares. Denn hier wirkt die süße Nöthigung des Geschlechtes nur eben genug, um die Empfindung zu erhöhen, noch nicht, wie



später, um sie dem Begehren zu überliefern. Der Schimmer solcher Bedürfnisse reicht weit bis in die letzten Stadien unseres Lebens hinein und erhält das Herz jung unter den Gebrechen und Frösten des Alters. Und wer je auf eine solche Alpenrose gestoßen auf kahler Lebenshöhe, hat nicht mit Rührung und Andacht empfunden und sich stille bekannt: Hier liegt doch einzig das wahre Glück, dem du vergebens nachgejagt?!

139.

Zwischen Glauben und Unglauben ist eine Ausgleichung unmöglich und aller Compromiss nur Heuchelei. Denn es fehlt das beiden gemeinschaftliche neutrale Gebiet; was bei jedem Übereinkommen zugrunde liegen muss.

140.

Eine so unverschämte Verlogenheit, wie sie gegenwärtig in allen unseren Verhältnissen, Beziehungen und Äußerungen herrscht, ist noch niemals dagewesen. Der Mangel an jeglicher Überzeugung, vom Höchsten bis zum Gemeinsten, die absolute Herrschaft des Scheins charakterisiert die Jetztzeit; man poltert, um sich selbst und anderen die Leere und Trostlosigkeit vergessen zu machen, sich in Stimmungen hinein, die auch nicht die Spur realer Anregung belebt, und applaudiert solchem Gepolter mit derselben maschinale Äußerlichkeit, ohne innerliche Erregung.

141.

»Sine ira et studio.« — Man glaubt weiß Gott was gesagt zu haben, wenn man von einem historischen Schriftsteller rühmt, dass er unparteiisch sei. Als ob dies überhaupt möglich wäre, und wenn, als ob ein eigentlicher Gewinn daraus hervorgehe. Thatsachen und Charaktere zu prüfen und ein möglichst unbefangenes Resultat zu abstrahieren, ist allerdings das sine qua non des Historikers; aber damit

ist es nicht abgethan. Die eigentliche Aufgabe bleibt immerfort, dasjenige aus der vorübergleitenden Erscheinung hervorzuheben, was einer höheren Theilnahme würdig, und dieses durch liebevolle Behandlung der Wertschätzung des Lesers zuzuführen. Denn wozu dient Geschichte wohl, wenn sie von dieser so gescholtenen Parteilichkeit ganz absähe? Sie, nicht minder als die Bühne, diene »to hold, as 'twere, the mirrour up to nature; to show virtue her own feature, scorn her own image, and the very age and body of the time, his form and pressure.«<sup>1)</sup> So ist Titus Livius' römische Geschichte dieser Aufgabe im höchsten Sinne gerecht. Wie mochte sie auf das römische Volk gewirkt haben, da sie noch jetzt so begeisternd an alle jungen Herzen pocht und sie mit edlen Entschlüssen zu erfüllen und zu hohen Thaten zu stählen geeignet ist.

## 142.

Träte nicht leider bei unserem geistigen und moralischen Besitzthum ein, was unserem materiellen Besitz anhängt: die hartnäckige Zähheit des Festhaltens und Umdornens gegen Gefährdung, wie ganz anders stände es um unser Erkennen und Wissen. Aber nur das noch zu Erstrebbende findet uns unbefangen; sobald wir etwas davon uns angeeignet haben, allsogleich übt es auf unsere Seele die dämonische Macht des Eigenthums aus, indem es unsern Geist, unser Gemüth verhärtet gegen jede in einer andern Natur und Weise an uns herankommende Aufklärung. Und so haben Fanatismus, Starrsinn und Hochmuth, nicht minder als in Glaubensgegenständen, in der Wissenschaft unabsehbaren Schaden angerichtet.

## 143.

Was man nicht alles in den keimenden und sprossenden Menschen hineinerziehen will! und dabei übersieht man

<sup>1)</sup> Shakespeares »Hamlet«, Act III, Sc. 2.

die Hauptsache: ihn zum stillen, innigen Selbstgenusse zu bilden, ohne welchen es kein wahres, dauerndes Glück für uns gibt. Nur jener Mensch, der es dahin gebracht hat, seiner selbst ethisch und künstlerisch wie gemüthlich zu genießen, wird unter keinen Umständen an Trost und Freude darben; wornach der rastlos außer sich Lebende fruchtlos schweift und stürmt durch alle Reizungen und Erscheinungen des Makrokosmos. Erkenntet doch, ihr Pädagogen, dass unter Tausenden kaum einer zur That berufen ist, und dass ihr daher mit eurem einzig nach einem solchen Berufe zielenden System die junge Seele aus ihrem Schwerpunkte schleudert, ohne ihr ein anderes Centrum vorführen zu können. So schön sagt Rückert:

Möge jeder still beglückt  
 Seiner Freuden warten;  
 Wenn die Rose selbst sich schmückt,  
 Schmückt sie auch den Garten.<sup>1)</sup>

## 144.

Kein Begriff ist so relativ als Aufklärung. Aber der Gipfel der Menschheit wird erst dann erreicht sein, wenn dieser Begriff aufgehört haben wird, ein relativer zu sein. Ob es der Menschheit bestimmt, dieses Ziel zu erreichen . . . ?

## 145.

Eine fruchtbare Übung und Schärfung des Verstandes, hauptsächlich des noch in den ersteren Entwicklungsperioden begriffenen, wäre: reine Begriffe aus ihren tropischen und metaphorischen Verkleidungen zu schälen; denn es ist unglaublich, wie viel Schwankendes, Dämmerndes wir unter jenen Umhüllungen in uns aufnehmen. Und da die deutsche Sprache vorzugsweise zum Bildlichen neigt, dürfen wir uns wundern, dass auch unserem Denken und Schließen etwas Vages und Ungeschlossenes anhängt?

<sup>1)</sup> Rückert, Welt und Schein.

d. Hg.



Was der Pöbel ewig am wenigsten begreifen wird, ist die Ruhe einer schönen Seele. Ihm, dem jede Erhebung über das Reale, gleichsam wie im Sprunge, nur durch leidenschaftliche Aufregung möglich wird, ihm erscheint der organisch stille Weg des edleren Geistes — der überall assimilierend und ausscheidend verfährt, nach innen wie nach außen; der überall vom Bedürfnis nach Harmonie geleitet wird und dieselbe in sich wie außer sich herzustellen bemüht ist — als Kälte. Wie sollten auch jene, welche die gemeine Nöthigung nicht zum Bewusstsein des Höheren kommen lässt, das Höhere in anderen erkennen? Wie sollte das laute, geschäftige Gedränge des Marktes begreifen, wie nothwendig es der edlen Seele sei, sich ihren Platz außer demselben zu gewinnen, um freudig und ungehindert für sich und andere wirken zu können? An palpable Erfahrungen gewohnt, wird der Alltagsmensch immer nur zur Vermittlung des Wie seine Zuflucht nehmen, um das Was zu beurtheilen, und dieses selbst nur insoweit würdigen, als es seinen augenblicklichen Bedürfnissen und Sympathien entspricht.

Die Oberflächlichkeit der Mehrzahl erweist sich nirgendwo zudringlicher als in der Auffassung und Verwendung ethischer und psychologischer Corollarien in Dichtwerken. Wie selten finden wir hier ein scharfes Sondern der zuständlichen Wahrheit von der allgemeinen. Und es entstände mancherlei Unheil aus einem solchen Verfahren, wenn nicht zum Glücke das gedankenlos Aufgegriffene ebenso gedankenlos ad acta gelegt würde. So erwächst selten eine andere Gefahr daraus als eine für den Autor — der freilich alle Geduld und Resignation nöthig hat, um über die unbilligen Angriffe einer verschrobenen oder böswilligen Kritik nicht alle Fassung zu verlieren.

148.

Schiller geht immer auf den ethischen Gehalt los, und darin besteht eigentlich seine Idealität. Das allgemein Wahre, allgemein Verwendbare in seinen Werken hat ihnen hauptsächlich die enthusiastische Theilnahme, die einzige Zündkraft verschafft. Denn die leidende wie die thätige Menge fragt nicht nach dem Tiefsinnigen und Bildenden, sondern nach dem Bedeutenden und Brauchbaren; und ein solches ist ihr nur dasjenige, zu dem sie ohne alle Anstrengung, ja ohne irgend ein Zuthun ihrerseits gelangen kann, was sie sogleich in einen realen Besitz umzuwandeln vermag. Man hat Schiller den Sänger der Freiheit par excellence genannt (— ich möchte Goethe dagegen den der Befreiung nennen —) und von gewissen speciellen Zuständen aus betrachtet ist er es auch. Da aber die Menschheit, wie man hoffen muss, einer Reformation entgegen schreitet, gegen welche ihre ganze historische Vergangenheit als Barbarei erscheinen dürfte, ist auch vor auszusehen, dass der hohe Priester dieser auf die Jünger der neuen Civilisation weit weniger wirken werde als auf die Gegenwart. Während Goethes Einfluss mit jedem zurückgelegten Stadium nach dem hohen Ziele wachsen wird. Denn der Inhalt seiner Schriften bezieht sich (ganz allein ihren ethischen Gehalt betrachtet) auf das rein Menschliche, das unter allen Umständen und Verhältnissen seinen Wert behauptet. Beweis dessen seine bereits bemerkbare und mit jedem Tage wachsende Wirkung auf die außergermanischen Völker und Literaturen.

149.

Aus Veranlassung eines mir von einem Freunde mitgetheilten »epischen Gedichtes« entstanden mir folgende Betrachtungen: Das Versmaß des Homer und Virgil zu moderner Behandlung epischer Stoffe passt nur auf solche Vorwürfe, die sich in den Sphären des Pathetischen, schlicht Bürgerlichen oder naiv Idyllischen bewegen; erweist sich

aber als unbrauchbar für Darstellung höherer, geselliger Zustände. Denn was dort dem Dichter zugute kommt, ist ihm hier ein entschiedenes Hindernis. Dort erscheint es als Costüm, hier als Maske; was der Wahrheit dort zu-, hier abträgt. Es dürfte für denjenigen, der sich nicht der Mühe unterziehen will, seinen Stoff in gereimten Metren zu formulieren, keine Wahl bleiben als der fünffüßige Jambus, der überhaupt dem Genius und der Schwerfügigkeit der deutschen Sprache am entsprechendsten ist. Aber freilich geht damit jener musikalische Anhauch des Reimes verloren, der von unersetzlichem Reize ist. Wo es sich darum handelt, wie im lyrischen Gedichte, auf Grundlage der Stimmung Gedanken und Empfindungen an sich herankommen zu lassen, ist das gereimte Metrum nicht nur ein Reiz für die Dichtung, sondern auch ein Bundesgenosse für den Dichter; anders aber verhält es sich, wo es um Verkörperung einer bestimmten Gedankenfolge zu thun ist. Hier ist jede metrische Fessel ein Ringkampf für den Dichter.

Wer verträge ein Lustspiel, das in Hexametern verfasst ist? eher gieng es noch mit der Tragödie. Hier liegt der Kern der Frage. Für alles, was rein Reales behandelt, ist der Hexameter unbrauchbar.

## 150.

Dadurch, dass eine ganz specielle Culturthat, wie sie in den sogenannten heiligen Büchern des israelitischen Volkes niedergelegt ist, zum Normalcodex historischer wie moralischer Bewegung der ganzen Menschheit gestempelt wurde, ist der Sehpunkt, von dem dieselben betrachtet werden müssen, damit sie sich unverzerrt darstellen, schief gerückt. Um aber eine so höchst wichtige Manifestierung des historischen Geistes nicht auszuschließen von der Betrachtung des Strebenden, mögen diese merkwürdigsten Darstellungen einer staatlichen Krystallisation dem bereits gereiften und gebildeten Urtheile vorgelegt werden; nicht als



Genesis und historisch-ethischer Ausgangspunkt kat' exochen, sondern neben den andern historischen und religiösen Überlieferungen, wie sie die egyptischen, persischen, griechischen, indischen Mythen aufweisen. Denn mehr noch als bei diesen letzteren bedarf es bei jenen des geläuterten Urtheils, um durch den Wust von nationeller und fanatischer Verbissenheit und Wildheit zu dem ethischen Kern durchzudringen.

## 151.

Gerechtigkeit zu üben ist nicht jedermanns Sache; denn es gehört eine gewisse Höhe des Standpunktes dazu, der durch allerlei moralische wie intellectuelle Voraussetzungen bedingt ist. Aber billig sein kann jeder in seinem Lebens- und Wirkungskreise; denn dazu genügen die Maße und Gewichte des gemeinen Menschenverstandes und Sittlichkeitsgefühles; und dass er es sei, davon hängt jede Gesittung und jeder Reiz und Vortheil des geselligen Verkehrs ab. Der evangelische Ausspruch: »was du nicht willst« etc., in eine positive Regel umgesetzt, enthält einen Wegweiser von unschätzbarem Werte für unser Benehmen wie für unsere Erfolge.

## 152.

Der Mensch lasse sich nur einmal zu etwas Unpassendem hinreißen, und er kann die Consequenzen nicht mehr übersehen und lenken, die sich an seine Handlungsweise in einer unzerreißbaren Kette Glied an Glied fügen. Nirgendwo ist eine so strenge Controle unseres Vorgehens geboten als im Alltagsverkehr; eben weil er die Bedingungen enthält unseres Gemeintages, woraus ja doch der Kalender unseres Lebens besteht, dessen roth bezeichnete Festtage nur als Ausnahmen eingeschaltet sind.

## 153.

Erst von Beethovens letzten Compositionen geht eine neue Richtung der musikalischen Empfindung aus; es ist

etwas vielleicht am besten mit dem Ausdrucke: »Außer-musikalisches« zu Bezeichnendes. Dem gewaltigen Individuum Beethoven entströmend, wirkt es mit der Macht der Wahrheit, wengleich eines krankhaft erregten Gemüthes; in den Leistungen seiner Jünger und Nacharbeiter jedoch mit dem Eindrucke des Verzerrten, ja Verlogenen. Dieses Drehen um nichts, um eine musikalische Negation, begleitet von leidenschaftlichen, krampfhaften Derwischgeberden, hat so was Unerfreuliches, dass es nicht zu begreifen wäre, wie sich irgend ein Publicum dafür finden könnte, wenn wir nicht in dem eben angeführten Vergleiche auch dafür die Antwort erblickten. Wahrer Enthusiasmus ist die höchste Blume der Bildung und darum auch nur die Befähigung Weniger; aber falsche Begeisterungen sind so recht das goldene Kalb des Pöbels majorum gentium beiderlei Geschlechtes, wie Tabakrauch und der Qualm und wüste Lärm der Spelunke und der modische Flitter- und Trödelkram.<sup>1)</sup>

## 154.

Uns den Begriff des Schönen deutlich zu machen, dient einzig nur die Musik. Hier ist dasselbe unabhängig von der es modificierenden Erscheinung, aus dem ewigen Urquell entspringend. Wie rein idealer Natur Inhalt und Form der Musik sei, gewahrt man am besten, wenn man sie ganz loslöst von den materiellen Mitteln, wodurch sie zur Erscheinung gelangt, wenn man sie denkt — oder richtiger gesagt, sie innerlich produciert oder reproducirt.

## 155.

Nichts macht sich so breit in der Welt und nichts leistet weniger Tüchtiges als das Geistreiche.<sup>2)</sup> Da es alles

<sup>1)</sup> Vgl. S. 233 ff. S. 295, Nr. 67 und S. 329, Nr. 129.

d. Hg.

<sup>2)</sup> Vgl. S. 294, Nr. 64.

d. Hg.

nur an der Oberfläche streift, erobert es sich leicht die günstige Menge, der eben nur darum, d. i. um den Schein der Sache, zu thun ist. Wer die Menschen ernsthaft zum Denken wie zum Empfinden auffordert, geräth allsogleich in Opposition mit ihnen, deren ewiges Streben dahin gerichtet ist, den Fluch des ersten Sündenfalles loszuwerden und sich, wo es nur immer angeht, ein bisschen Edenfar niente zu gewinnen.

## 156.

Es sind die sogenannten Melismen, von denen man, aus falsch aufgefasstem Begriffe des reinen musikalischen Gehaltes, in dem neuesten Musikevangelium ganz abgesehen haben will. Sie sind jedoch nichts Willkürliches, sondern ein nothwendig integrierender Theil des musikalischen Ausdruckes, nicht minder als die Arabeske in den bildenden Künsten; ebenso wie diese Träger eines Stimmungsausdruckes, der durch nichts anderes ersetzt werden kann. Wer möchte dieses Ausjubeln der erhöhten Lust, dieses tändelnde Spielen mit Tonreizen, diese Klangfreudigkeit, wo sie vom berufenen Künstler angewendet worden (wie nicht allein in der classischen Epoche unserer Musik bei Haydn, Mozart, sondern noch zurück bei Händel, Bach, Pergolese) gänzlich entbehren? Mag vieles daran auch veraltet sein, weil es nur im Zusammenhang mit den Forderungen und Gewohnheiten ihrer Entstehungsepoche steht und daher jetzt als ganz formeller Natur erscheint: damals hat es seiner Fühlung mit dem Leben nicht entbehrt. Der große Irrthum aller neuesten Kritik ist, dass man die Grenzpfähle nicht berücksichtigen will, die ein Kunstgebiet von dem andern scheiden, und überall von allgemeinen Principien ausgeht, statt sie aus dem Gegebenen abzuleiten.

## 157.

Man sollte, statt an Abgelebtes sich zu klammern und damit einen Hemmschuh in das Abrollende zu schieben,



für die Reconstruction der Gesellschaft auf anderen Pfeilern wirken — und diese kann keine andere sein als die Erziehung zu einer ernsten, freudigen Thätigkeit, die in Arbeit auch Befriedigung und Ehre, nicht allein Mittel für das Bedürfnis und frivolen Lebensgenuss fände; und für die Reconstruction der Familie durch Herstellung der hierarchischen Beziehungen ihrer Glieder nach dem weisen Beispiele der altrömischen Satzungen. Mit einem Worte: Charakter, Gesinnung und Sitte müssen die entschwindende Gläubigkeit und Frömmigkeit ersetzen, wenn die menschliche Gesellschaft nicht Gefahr laufen soll, in eine civilisierte Wildheit auszuarten, die noch viel schlimmer ist als die uncivilisierte, weil ihr die Gemüthsinstincte fehlen, die mildernden Einfluss üben auf die rohe Begehrlichkeit, wo das ethische Gesetz keine Geltung hat.

## 158.

In wenig Gewohnheiten spricht sich der moderne Gesellschaftsgeist so charakteristisch aus als in den Hochzeitsreisen. Statt, wie es dem Verhältnisse gemäß wäre, die junge Frau in ihr neues Haus, in ihre neue Berufsthätigkeit einzuführen, statt in den Flitterwochen des jungen Ehestandes, wo sich das Gemüth noch in dem Lenzhauche holder Befriedigung des sehnlich erstrebten Glückes wiegt, gegenseitiges Verständnis und Sicheinleben zu erstreben, hetzt man das den Muttersorgen entführte Wesen, das derselben nie mehr als eben jetzt bedurfte, durch eine betäubende Welt von Eindrücken, verletzt seine Schamhaftigkeit mit der rohen Zudringlichkeit des Bedürfnisses und verstimmt sogleich im Beginne das Naturell, das durch ein ganzes Leben uns den häuslichen Herd bewahren und schmücken soll. Wohl waren dergleichen Ausflüge im Honigmonde des Ehestandes auch in der »guten alten Zeit« mitunter Sitte, aber unter welcher ganz anderen Bedingungen! Wessen Wanderjahre noch zurückreichen in das erste Viertel dieses Jahrhunderts, wem

der lustige Schall des Posthorns, das bedächtige Hinschlürfen des Hauderers auf der zwischen Saatzfeldern sich windenden Heerstraße und der an der Ruhe und Labung verheißenden Schwelle im grünen Käppchen harrende Wirt nicht bereits Mythe geworden, der wird die Einflüsse der gegenwärtigen und der einstigen Hochzeitsreisen inne sein. War doch das Reisen jener Tage nicht viel anderes als der auf vier Räder gestellte und in die Fremde hinausgeschobene häusliche Inhalt.

159.

Wenn ich in einem Hause von Hundegekläff oder Papageigeschritte empfangen werde, bin ich schon ziemlich im klaren über das Naturell des Eigenthümers. Tiefer angelegte Naturen, fein organisierte, zur Innen- wie Außenbetrachtung gestimmte Individuen scheuen jede Beunruhigung durch Lärm und Getümmel, sowie das Heranziehen von Genossen, die nur durch slavische Unterwerfung ertragen werden können, weil mit der Unvernunft kein inniger Verkehr anderswie möglich ist.

160.

Das Gefährlichste, was dem strebenden Menschen begegnen kann, ist, in eine schiefe Stellung zu den socialen Bedingungen seiner Existenz zu gerathen. Es ergeht ihm wie demjenigen, der auf einer abhängigen Fläche Posto fasste; er vermag zu keinem Halt zu gelangen, Halbheit und Überstürzung verdrängen sich fortwährend in allem, was er unternimmt, sei es zum Genusse oder zur Thätigkeit. Ich habe noch niemand gekannt, der sich aus einer solchen Lage zu einem behaglichen Zustande herauszuwickeln im Stande war; ich sah die vortrefflichsten Menschen sich wie in einem Netze darin abzappeln und endlich sich selbst gänzlich verlieren und den andern verloren gehen. Nur der festeste Wille, sich die Verhältnisse vollkommen klarzustellen und, den Resultaten dieser Prüfung entsprechend,

mit unerschrockener Hand das fündere Lebensprogramm zu entwerfen und unverrückbar zu befolgen, kann von dem Banne Befreiung bringen. Aber freilich liegt nicht immer auch in unserer Macht, was in unserem Willen liegt.

## 161.

Physische und moralische Größen, welche so oft und so unpassend mit einander verglichen werden, unterscheiden sich schon specifisch darin, dass jene in der Entfernung ab-, diese zunehmen; ja, wollte man die Parallele noch weiter verfolgen: dass jene endlich verschwinden, diese mythisch bis in den Himmel wachsen.

## 162.

Man hüte sich beim Ausbau des modernen Staates zu übersehen, dass alle seine sowie der engeren Gesellschaft (Bürgerthum, Familie) Grundlagen unter christlichen Einflüssen und Wirkungen entstanden sind. Davon so gänzlich abstrahieren zu wollen, wie es hie und da die neueste Staatsdoctrine beliebt, heißt uns der Anarchie überliefern. Die Aufgabe ist nicht, das christliche Bewusstsein auszurotten, sondern auf jene Bedingungen hinüberzuleiten, unter denen es mit der Entwicklung des Zeitgedankens und Empfindens in organischem Einklang steht. Wie gut dies die ersten Lenker der christlichen Kirche verstanden, beweisen die bis auf uns reichenden Erfolge.

## 163.

Man pflegt häufig Tugend von Religion abhängig zu erklären und die Befürchtung auszusprechen, dass mit dem Ablassen oder Schwinden dieser auch jener Abbruch oder Verlust bevorstehe. Mir scheint eine solche Besorgnis ungegründet. Jene Tugenden, die sich auf unser Verhältnis zu den realen Factoren des Staaten- und Familienlebens beziehen, stehen in so innigem Zusammenhange mit der Wesenheit aller der Menschheit unentbehrlichen Existenz-



formen, dass sie stets zur Geltung gelangen müssen, wo es sich um gesittete Zustände handelt. Wie könnte ein Staat, eine Gemeinde, eine Familie nur vierundzwanzig Stunden bestehen ohne diese ethischen Abgaben, die das Individuum an die Gesamtheit entrichtet? Diese unsere Pflichten dictiert dasselbe Gesetz der Nothwendigkeit, welches der physischen Welt die ihrigen dictiert, und jede Störung darin muss ihre Ausgleichung unabweisbar zur Folge haben. Nun gibt es freilich auch Tugenden, deren unmittelbarer Zusammenhang mit den realen Existenzbedingungen nicht sogleich in die Augen fällt; aber bei näherer Betrachtung stellen sich auch diese aus denselben Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft hervorgegangen dar; alle sogenannten christlichen Tugenden, die wir unter den Begriff caritas zusammenfassen können, sind doch auch nur das Product socialer Reflexionen; der in eine positive Verhaltensmaßregel umgesetzte negative Lehrsatz: was du nicht willst, dass dir andere zufügen, das unterlasse auch du ihnen gegenüber.<sup>1)</sup>

164.

Der Staatsmann hat stets vom Gegebenen auszugehen; denn dieses ist kein Willkürliches, sondern ein organisch Zusammenhängendes. Wie alle Lebenserscheinung nur eine ununterbrochene, fortschreitende Gegenwart ist, so ist es auch jede Satzung und Sitte. Sie fortzuführen und zu entwickeln ist die Aufgabe des Gesetzgebers und Vollstreckers.

165.

Der Unwissende verwundert sich, wo der Weise bewundert.

166.

Bescheidenheit ist nicht: sich seiner Vorzüge nicht bewusst sein, denn die Maßstäbe zur Messung intellectueller

<sup>1)</sup> Vgl. S. 341, Nr. 151. d. Hg.

Eigenschaften und actualer Verdienste sind zu bestimmen, um sie, auch uns selbst gegenüber, zu verkennen, — sondern sich derselben nicht zu überheben. Anders freilich verhält es sich mit unseren moralischen Eigenschaften. Hier sind die Grenzen so zart und dehnbar, dass eine Wertschätzung unserer selbst schon das Gewicht derselben verringert und der evangelische Ausspruch: »Wer sich erhöht, wird erniedrigt werden,« seine Geltung stets behaupten wird.

## 167.

Religion ist das Product, nicht der Producent der Civilisation, und daher ist es für sie, wie für jeden andern Ausdruck socialer Zustände, Nothwendigkeit, sich im Gleichflusse mit diesen zu halten. Die christliche Kirche büßt dies ihr Versäumnis mit der Gefahr, von der fortschreitenden Menschheit bei Seite gelassen zu werden.

## 168.

Was man sich doch hat mit dem stets wiederholten: »Es gibt nichts Neues unter der Sonne.« Allerdings: wenn man damit das absolut nie Dagewesene meint. Aber es geht in der geistigen Welt wie in der Welt der realen Erscheinung; die Urtypen sind eng begrenzt, die Modificationen unendlich; und nur mit diesen letzteren kann es alles Epigonthum zu thun haben auf jeglichem Gebiete des Lebensprocesses.

## 169.

Die modernen Wiener Bauten bestehen größtentheils im Äußern aus Überflüssigem und im Innern aus Mangelndem. Das oberste Gesetz der Architektur ist aber die Zweckmäßigkeit, und damit sie nicht allein ein Product der Wissenschaft und des Handwerks, unter der Herrschaft des Bedürfnisses sei, gesellt sich demselben die Willkür, um es im Dienste der Anmuth und der Idee zum Kunstwerke zu

erheben. Die sogenannte Renaissance — wie sie z. B. in den Bauschöpfungen Genuas herrscht — bietet für diesen doppelten Ausdruck die glücklichsten Beispiele.

## 170.

Das Zeichen höchster Neigung ist, wenn man Geschenke noch freudiger empfängt als gibt; und wenn man sich noch beseligter fühlt zu lieben als geliebt zu werden.

## 171.

Wenn man erwägt, welchen Erziehern das Individuum wie die Menge anvertraut ist — dort Hofmeister und Institute, hier Kanzel und Tagespresse — so kann man sich nicht verwundern über den Verfall der moralischen Instincte neben grenzenlosester Entwicklung des Intellectes. Eine Aufgabe, welche die höchste Selbstverleugnung erfordert, soll gelöst werden von Einwirkungen, die ganz specielle Zwecke verfolgen oder aus eigennütigen Motiven fließen.

## 172.

Je hastender das äußere Leben geworden, desto nothwendiger wäre ein innerliches Gegengewicht durch Lehre und Charakterbildung. Aber eben darin geht die moderne Pädagogik auf ganz falschem Wege; abbrechen und einimpfen ist ihre Methode, statt reinigen und entwickeln. Die traurigen Resultate liegen vor: Egoismus und Vielwisserei. Niemals hat es so viel Roheit gegeben bei grenzenlosestem Erkenntnismateriale. Wissen ohne ethische Grundlage fördert weder das Individuum, noch die Menschheit. Die Erkenntnis bleibt uns ewig nur ein Äußerliches; gleichsam wie eine um uns aufgespeicherte Bibliothek, zu deren Bänden wir unsere Zuflucht nehmen, wenn wir ihrer bedürfen, und dieselben wieder beiseite stellen, wenn der Bedarf gestillt ist.



173.

Bescheidenheit und Dankbarkeit im tieferen Sinne sind nur Eigenschaften edlerer Naturen. In der einen, weil sie gewohnt sind, sich nur am Höchsten zu messen; in der andern, weil zu empfangen nicht demüthigt, wo das Bewusstsein lebt, dass Dienst und Gegendienst ein Gesetz der Weltordnung ist wie das Ein- und Ausathmen eine Bedingung des Lebens.

174.

Nirgendwie und nirgendwo hat die Phrase so glänzende Triumphe gefeiert als in den Werken Victor Hugos. Man wird wie in einem Wirbelwinde fortgetragen über den Wandelpfad durch eine Welt von Erscheinungen, die uns dadurch in gigantisch verzerrter Gegenständlichkeit entgegen- und vorüberücken. Keine Literatur dürfte einen Schriftsteller aufzuweisen haben, bei dem sich genetische Intuition und Schöpferkraft so wunderlich gemengt zeigt mit getrübttem Urtheil und geschmacklosem Bombast. Daher von seinen zahllosen Werken, die an keiner Veranlassung vorübergehen, nach allen Richtungen auslaufen, mannigfachst anzuregen und zu erschüttern im Stande sind, auch nicht das kleinste Gedichtchen den Eindruck des Schönen gewährt. Sein Pathos spricht stets durch ein geistiges Sprachrohr wie die Tragöden der Alten durch ein materielles. »Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt« findet bei ihm eine stete Anwendung.

175.

Die Gefahr des unzukömmlichen Umganges liegt weniger im Einfluss desselben auf unsere Gesinnung als in der Einwirkung auf unser Gemüth (Indole). Denn gegen jenen können uns Grundsätze schützen, nicht aber gegen diese. Fortwährende Rohgriffe unserer nächsten Umgebung in unsere innere Harmonie enden schließlich mit einer unherstellbaren Verstimmung derselben.

176.

Von allen Einwirkungen auf den Charakter des Jünglings ist keine geeigneter, denselben schnell zu reifen und alle seine seelischen Eigenschaften fruchtbar zu entwickeln, als eine gewaltige Leidenschaft; vorausgesetzt, dass er durch Glück oder eigene Kraft zur rechten Zeit Herr derselben werde. Sie ist dem in voller Saftbereitung begriffenen Menschen, was der Sturm dem Baume; sie rüttelt das Krankhafte von den strotzenden Zweigen los, festigt die gesunde Frucht und nöthigt den Stamm, seine Wurzeln tiefer zu verklammern. Anders jedoch verhält es sich mit unserem niedersteigenden Lebensgange. Hier ist das Einbrechen einer mächtigen Leidenschaft, um bei dem angewendeten Gleichnisse zu bleiben, der Wirkung des Orkans auf den gealterten Baum und seine reifen Früchte und fahlen Blätter zu vergleichen; er lockert den Stamm und streut Segen und Schmuck in den Staub. Careas, senectus!

177.

Die Menschen allein vom Aberglauben zu befreien nützt nichts, man muss auch in der Lage sein, ihnen dafür ein anderes ethisches Dogma anzuweisen (auch der Aberglaube ist ein solches, nur ein verzerrtes), sonst verkümmern sie moralisch. Und darin eben liegt die große Gefahr und Schwierigkeit für den Volkserzieher.

178.

Zwischen Wissen und Erkennen liegt noch eine gewaltige Kluft. Jenes gibt uns nur das Thatsächliche, dieses weist uns auf das Gesetz. Und darum kann es sich einzig handeln in Lehre und Erlernung, wenn sie uns wahrhaft frommen sollen.

179.

Das selische Schlaraffenthum in Österreich (das man mit dem Ausdrücke »Gemüthlichkeit« zu bezeichnen liebt)

ist zum großen Theile dem Einflusse zuzuschreiben, den die Musik auf die Erziehung und alle gesellschaftlichen Verhältnisse ausübt.<sup>1)</sup> Die sogenannte »ernste Richtung« derselben macht nichts besser an der Sache; denn sie ist nur eine von den mancherlei Selbstbelügungen, woran unsere Zustände so beklagenswert kränkeln, und hat an der sich ungebürlichst breit machenden Frivolität und Roheit nichts zu ändern vermocht. Jede Musik — so wie jede Kunstleistung überhaupt — ist eine ernste, wenn es ihr Ernst ist, ihrer Aufgabe mit voller Hingebung eines geläuterten Talentes zu entsprechen; die Stimmung, warum es sich daher in jenem Sinne allein handeln kann, entscheidet hier gar nichts. Und einem großen Tonsetzer es als Mangel anzurechnen, wenn er seinem Genius gemäß sich vorzugsweise in lichter, duftdurchwürzter Atmosphäre bewegt statt in gewitterschwangerer Schwüle, ist eben so ungemäß, als wenn man es dem Kleomenes von Athen verübeln wollte, dass er eine mediceische Venus und nicht eine Niobe gemeißelt habe. Aber es glaubt die anmaßende Hohlheit, sich zum Bedeutenden aufzubauschen, wenn sie sich als Compagnon des Pathos geberdet. Heiter war Griechenlands Kunst wie seine Götter; heiter war Homer und Plato, Raphael, Mozart und Goethe, welche die Menschheit mit den reichsten Schätzen des Schönen beseligt und erhoben haben.

180.

Der beklagenswerten, so folgenschweren Unklarheit, welche in den Beziehungen und Begrenzungen des Staates und der Kirche herrscht, kann nur dadurch eine Ende gemacht werden, dass man den Muth habe auszusprechen: jede in einen bestimmten Cultus gefasste Religion ist ein Staatsinstitut, in allen seinen Äußerungen strenge an die übrige Cultur und politische Bewegung des Staates gebun-

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 291, Nr. 61 und S. 295, Nr. 67. d. Hg.



den und demgemäß vom Staate zu leiten. Wie die Familie innerhalb des Staates steht, so auch die Kirche, d. i. die formulierte religiöse Gemeinde.

## 181.

Die Mehrzahl behandelt das Leben ganz roh dilettantenhaft und wundert sich, dass nichts herauskommt. Man lernt und übt wohl allerlei, sich selbst und andern zum Ergötzen, aber alles ohne Folge und Zusammenklang und, ohne Maß und Moment zu beachten. Leben ist eine Kunst für Thätigkeit wie für Genuss. Es will in allen seinen Forderungen und Gaben mit hingebender Aufmerksamkeit, mit zartgebildetem Angriffe wie ein musikalisches Instrument gespielt werden, um ihm jene Harmonie zu entlocken, die es enthält, sich und anderen zur Freude und Befriedigung.

## 182.

Auch die Unnatur kann durch stete Übung und Angewöhnung zur Natur werden; und daraus allein lässt sich ein fortgesetztes, ja stets gesteigertes Wirken in solch verkehrter Richtung erklären. Victor Hugos gewaltiges, reiches und glänzendes Talent bietet dafür ein lehrreiches Beispiel.<sup>1)</sup> Was in seinen ersten Producten als seltsam erscheint, gewährt bei den fortschreitenden Leistungen immer mehr den Charakter des Barocken, Monstruösen, überträgt sich auf alle seine Empfindungen, Anschauungen und Urtheile, wodurch dieselben jedem gesunden Gefühl und ästhetischen Behagen im Genuss seiner Werke störend entgegengetreten. Verfolgt man solche Erscheinungen in der Poesie wie in den anderen Kunstgebieten bis zu ihrem Ursprunge, so wird man sie (eine krankhafte Anlage ausgeschlossen, die sich von selbst erklärt) größtentheils in den lockenden Versuchungen des angehenden Kunstjägers

<sup>1)</sup> Vgl. S. 350, Nr. 174.

entdecken, seine junge Kraft an extravaganten Vorwürfen zu üben. Indem diese seiner Leistung eine Folie unterlegen, gewähren sie ihr den Schein des noch mangelnden Eigenglanzes. Es wäre deshalb den Akoluthen des »Kalos« dringend zu empfehlen, an den allereinfachsten Stoffen ihr schöpferisches Vermögen zu prüfen. Wem es gelingt, dem Unscheinbaren Wirkungen zu entlocken, das Unbedeutende mit Reizen zu bekleiden, der hat die echte Bürgschaft für seinen künstlerischen Beruf.

## 183.

Wenn man in die deutsche »schöne Literatur« der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückblättert, so fallen einem vor allem zwei Merkmale darin auf: das gänzliche Ignorieren des christlichen Bewusstseins und die hypersentimentale Gemüthsströmung neben den sensuellsten Lebensäußerungen: Jean Paul, Hölderlin u. d. g., Wieland, Heinse etc. Erst mit Goethe und Schiller hat dieselbe einen festen Boden gefunden, von dem aus sie, nach Überwindung des dazwischen eingedrängten Romanticismus, dauernd wirksame, weil der Zeit und den vaterländischen Zuständen gemäße Richtungen einschlug.

## 184.

Bei der Natur der modernen Musik und der grenzenlosesten Entwicklung des Virtuositenthums ist die Erwägung nicht ohne Gewicht, ob die musikalische Bildung einen Platz zu finden habe in unserem allgemeinen Erziehungsprogramm; ob die darin verbrauchte Zeit und Energie nicht außer allem Verhältnis stehe zu dem ethischen und geistigen Gewinne. Anders war es mit dem Stande der Lehre und des Lernenden in den früheren Epochen dieser Kunst. Der Forderung an die Leistungsfähigkeit des Ausübenden konnte mit mäßigem Aufwande an Mitteln Genüge geschehen, und

der Einfluss auf die Stimmung gerieth in keine Opposition mit den Empfindungen und dem Berufe des Tages. Man betrachte aber die Ansprüche an die physischen wie moralischen Anstrengungen, welche die gegenwärtige Tonkunst an den mit Lehrobjecten überfluteten Lehrling machen, und zwar in einer Periode, wo es auf ein ruhiges Zusammenfassen aller Seelenkräfte ankommt, und die Bedenken werden nicht ungerechtfertigt erscheinen, die gegen eine so ohne alles Maßhalten verbreitete musikalische Ausbildung in unseren Pädagogien hier ausgesprochen wurden.<sup>1)</sup>

185.

Es ist sicher eines der ehrendsten Zeugnisse für die Menschheit, dass ihre Kämpfe um Ideen und Principien an Energie und Ausdauer weitaus alle jene überboten, die um materielle Interessen gestritten wurden. In unseren Tagen, wo dieses Ringen von den blutigen Schlachtfeldern in die Arena der geistigen Waffengänge verlegt worden ist, kann sich allerdings der Einsatz um diese höchsten Güter nicht mehr messen mit der bewunderungswürdigen Hingebung, welche unsere Vorfahren darin bewiesen haben. Eigensucht und Eitelkeit, Missgunst und Leidenschaft vertrüben häufig die Motive und erniedrigen die Mittel des angestrebten Zieles, und dieses selbst schwankt nicht selten in halbnebeligen Umrissen und genügt sich an folgenschweren Compromissen, wo die vollste Klarheit des Wollens, die ganze Kraft des Wirkens vonnöthen wäre.

Wie wohl thut es da, auf eine Erscheinung wie Bismarck zu stoßen.

Seine staatsmännische Größe, und worin er alle Staatsmänner vor ihm überragt, ist: dass er der Zeit stets auf der Spur gieng, alles zur rechten Stunde unternahm und, wo er hin gelangte, feststand und überall hinwirkte, wo es noth-

<sup>1)</sup> Vgl. S. 295, Nr. 67.



that. Bewusstsein, Wille und Kraft, wie sie sich bei diesem einzigen Manne vereint finden, die Energie der Geduld, um alles anzubahnen, und die Geduld der Kraft, um alles organisch zu entwickeln, sind eben so bewundernswert in ihm als das eiserne Gefüge seines Körpers und seines Charakters.

186.

Wer glaubt, dass er mit seiner Bildung fertig ist, zeigt eben dadurch an, dass er, im eigentlichen Sinne, damit noch gar nicht angefangen habe.

187.

Nichts wiederholt sich, alles setzt sich nur fort in unscheinbaren, unbemerkten Modificationen, bis diese sich erkräftigt zu eigentlichen Veränderungen, die stets ein Fortschreiten bedeuten. Das Culturleben der antiken Welt findet seinen höchsten Ausdruck in ästhetischer Formulierung, jenes des christlich-historischen Ausgangspunktes wird ihn in der ethischen finden.

188.

England allein hat eine lebensfähige Aristokratie, weil sie im großen Ganzen mit den Säulen des echten Bürgerthums, Freiheit und Recht, innigst verkittet ist. Ihre Particular-Interessen haben wohl zuweilen Richtungen eingeschlagen, die von jenen des Demos ablaufen, aber stets auf geneigter Linie so, dass sie endlich wieder zusammen treffen. Dies macht England groß, mächtig und muster-giltig. — Aller anderer Adel hat nur noch einen mehr oder minder traditionellen Wert; er ist Costüm oder Maskenkleid und weiter nichts. Besonders da er immer mehr seine angeerbten Vortheile: die Reinlichkeit seiner gesellschaftlichen Beziehungen, vernachlässigt. Dass ihn der Demos nicht schon verschlungen hat, liegt einzig in der Zähigkeit alles

Historischen, wo Abgelebtes sein Scheinleben lange noch zu behaupten im Stande ist, bis die Woge der Zeit darüber hinfährt und es hinwegspült.

189.

Das Traurigste am Alter ist, dass es Concessionen an seine physische Existenz zu machen und damit die freie und frohe Selbstbestimmung und Thätigkeit in Compromissen mit seiner Umgebung zu beschränken genöthigt ist.

190.

Voltaire enthält als Blume und Frucht die ganze Culturarbeit seines Volkes und alle Samen darüber hinaus bis in die Gegenwart, die freilich nur in ihrer Weise verfahren und daraus entwickeln konnte. Es ist gar nicht auszusprechen, welche geistige Fülle seine Werke enthalten.

191.

Genie wird man bei Völkern, die zu einem bedeutenden Grade der Cultur vorgedrungen sind, zu jeder Zeit finden; aber die Gesinnung ist es, die den Leistungen des Genies jenen Adel aufprägt, der sie zu classischen, d. h. zu solchen stempelt, welche ihnen für alle Zeiten, unter allen Verhältnissen ihre Geltung und Wirkung sichert. Und diese Gesinnung steht in so innigem Zusammenhange mit dem ethischen und socialen Inhalte einer Epoche, dass sich daraus erklärt, weshalb es gewisse goldene Zeitalter der Künste gibt.

192.

O diese Gemeinplätze! Diese Gängelbänder der Unwissenheit und Krücken der Denkfaulheit: wie schnell ist der Geist- und Gemüthspöbel damit bei der Hand, wenn ihr unter einem Leid stöhnt, unter einem Kummer seufzt, unter einer Last zuboden sinkt. Das individuelle Leben

zu verstehen und zu beachten ist eben Eigenschaft und Aufgabe des klaren Kopfes und Herzens.

193.

Werden es denn die obersten Lenker der Völker niemals begreifen lernen, dass sie sich, wie diese, mitten im Strome befinden und zum Heile ihrer wie dieser es nur ein Mittel gibt: selbst das Steuer zu ergreifen und das Schiff in seinem Laufe nach vorwärts zu regeln, statt nach rückwärts zu stauen?

194.

Grillparzer<sup>1)</sup> hat einmal gegen mich den seltsamen Ausspruch gethan: »Ich weiß nicht, was die Leute wollen mit ihrem ewigen: das Genie müsse originell sein. Das Genie ist gar nie originell. Nehmen wir z. B. Mozart. Mozart hat es wie alle andern gemacht, nur besser.« Nun würde man eine so wunderliche Äußerung eines bedeutenden Mannes kaum begreifen, läge ihr nicht ein lapsus distinctionis zugrunde: die Verwechslung nämlich von originell, eigenartig mit neuartig. Allerdings hat es das Genie, eben weil es organisch verfährt, mit Bekanntem zu thun, mit dem Überlieferten, Formellen im Kunstgebiete; und darum sind alle Anfänge darin tastend, unvollkommen. Die Beispiele dafür sind in jeder Cultur- und Kunstgeschichte nachzuweisen. Aber indem es dieses Vorgefundene mit seinem Individuum durchdringt und erfüllt, wird es zum Originellen, Eigenthümlichen. Bleiben wir z. B. bei Mozart stehen, so finden wir, dass er sich, vom kindischen Versuche seines Schaffensvermögens an bis an seine reifsten, eine ganz neue Kunstära begründenden Schöpfungen stets an das Traditionelle rankte; aber nicht um es fortzusetzen, sondern um es zu steigern, zu vertiefen und emporzuheben zu einem so herrlichen Tempelbau, wie die Peri-

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 267 f., Nr. 22 f.



kleischen Künstler die dem Bedürfnisse entsprungenen Holzconstructions zu den ewig mustergiltigen Prachtbauten der Akropolis entwickelten, wie sich an den aus jenen in die Steinconstruction übergegangenen architektonischen Bestandtheilen: Architrav, Metopen, Triglyphen, bis zu den Säulen und Pilastern nachweisen lässt.

Das Genie sucht das Neuartige nicht wie das Talent — welches seine Hauptwirkung der Überraschung, dem Reize verdankt und daher nach solchen Effecten ausgeht — erstens: weil es überhaupt nicht sucht, sondern sich genetisch entwickelt, d. i. die elementaren Stoffe um sich in organische umbildet; nach Art der Pflanze, die aus Salzen, Erde etc. die Rose u. d. g. erzeugt; und dann, weil es, weit entfernt, in dem Überlieferten ein Hindernis zu sehen, dasselbe vielmehr als Bundesgenossen betrachtet.

Denn wie im Gewohnheitsleben Ordnung allein Freiheit gibt, so ist es auch im künstlerischen Wirken; die Form, die Schranke ist ihm nur das Gefäß, innerhalb dessen der flüssige Inhalt der schöpferischen Potenz die erwünschte Consistenz findet. Ganz im Gegensatze zur erstrebten Schrankenlosigkeit, in welcher das Talent seine qualitative Armut in einen quantitativen Reichthum umzusetzen sich bemüht. Die Wirkungen dieses gegensätzlichen Verfahrens können jeden Tag beobachtet werden. Wie schnell nützen sich die Gaben des Talent ab, und zwar im umgekehrten Verhältnisse seines ersten Erfolges; und wie vertiefen und verkostbaren sich die Offenbarungen des Genius mit der wiederholten Empfängnis derselben. Ein Beispiel für hunderte: »Don Juan« gegenüber den »Hugenotten«.

Ich bin gefragt worden, ob ich an ein Fortschreiten der Menschheit glaube. Ich habe darauf geantwortet: an ein intellectuelles allerdings; an ein moralisches, nein. Denn man schaue sich nur um in aller Zeit und Geschichte, und

man wird finden, dass wo immer die Cultur zum Ausdruck gekommen, die Moral, intensiv, beiläufig dieselbe ist; wenn sie auch in ihrer Formulierung, wie sie in religiösen Dogmen und Institutionen sich manifestiert, den Charakter des Opportunen zu tragen nicht vermeiden kann.

Denn die Moral ist ein Product der Gesellschaft, nicht der Ethik; sie ist der geistige Ausdruck des bürgerlichen Bedürfnisses, wie die Gesetzgebung der materielle ist.

Wo kein Gemeinwesen ist, da ist sicher auch kein Moralbegriff; er entwickelt sich aber allsogleich, wo sich einzelne zur Gemeinde sammeln, und schreitet mit deren Entwicklung auch dieser entsprechend vorwärts.

Aber wo die Cultur (wohlverstanden: die harmonische Ausbildung aller Factoren des Gemeinlebens, nicht die wissenschaftliche; denn die Grenze dieser zu bestimmen liegt außer aller Berechnung), wo die Cultur, sage ich, ihren Kreis geschlossen hat, da hat auch der Moralcodex, der doch nur daraus abstrahiert ist, seinen Abschluss erreicht. Was man dagegen einwenden möge in Bezug auf den christlichen Staat, dürfte sich dahin beantworten:

Die Lehren des Christenthums haben, indem sie sich ganz eigenthümlichen Lebensbedingungen gegenüber befanden, auch gewisse Richtungen des ethischen Principes erweitert — demselben eigentlich Neues zuzufügen, ist auch ihnen nicht gelungen. Ja es wird daraus so manches wieder auszuschneiden sein, das nur mehr unserer Achtung vor dem Traditionellen seine Geltung verdankt: alle aus dem Judenthum darein verpflanzte, kränkliche Zerknirschtheit, die Intoleranz, Herbigkeit und Härte, welche das hebräische Volk zu jener staatlichen Stagnation verdammt, die im Contacte mit der Leichtlebigkeit, Duldung und Thatenfreudigkeit der heidnischen Welt zum nothwendigen Nationaluntergange führen musste.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 276, Nr. 33.

196.

Zwischen Erkenntnis und Täuschung gab es für mich, seit ich zu unterscheiden fähig ward, niemals etwas in der Mitte, das man Zweifel zu nennen pflegt. Ich konnte nie begreifen, wie man zweifeln könne, d. h. einen Gegenstand als halb wahr anerkennen; was ich mir nicht klar machen konnte, existierte eben nicht für mich. Ich sagte mir: was soll es dir? Hat es eine Bedeutung für deine Intelligenz, eine Congenialität für dein Gemüth, so wird es sich aussprechen, dass du es fassen, manifestieren, dass du es empfinden kannst — bis dahin bleibe es unter dem vielen Möglichen der Erscheinung abseits liegen, ob vielleicht einmal eine Lebensrichtung dahin führe und es deinem Culturprocesse assimiliere. Denn das Absurde ist kein Object des Zweifels, sondern ein Nichts; keine Wesenheit, sondern ein Gespenst, und was ich nicht als real mit dem äußeren oder inneren Sinne anerkennen kann, zieht nebelhaft ob aller Untersuchung dahin.

197.

»Die Haut ist mir näher als der Rock« — das klingt allerdings recht vernünftig. Da aber die Haut ohne den Rock, d. h. die passende Bedeckung, nicht bestehen kann — in unseren civilisierten Zuständen wenigstens — so dürfte dieser Egoismus der Haut gegenüber ihrer Hülle doch nur mit einer gewissen Einschränkung berechtigt sein. »Das Ich gegenüber der Gesellschaft« heißt, der Metapher entkleidet, jenes Sprichwort.

198.

Mit Wenigem wird größerer Missbrauch getrieben als mit ethischen Problemen. Alle Halbheit und Verschwommenheit in der Behandlung der Begriffe: Gott, Glaube, Fortdauer und dergleichen höheren Fragen, indem sie der Empfindung und Urtheilsbefähigung, statt nährenden geisti-



gen Brotes, neblige Einbildungen und Gefühlsschäume bieten, begünstigen nur jene seelische Trägheit, zu der die Menge schon an und für sich vorgebildet und geneigt ist. Die von gewisser Seite gepriesene »Auferbauung«, die aus dergleichen moralisierenden Schriften hervorgeht, ist nicht viel Besseres als die Erbauung von Kartenhäusern. Eine kindische Empfänglichkeit möge daran sich ergötzen; aber dem erwachsenen Intellect und Gemüthsleben geziemt es, sich aus gediegenem Material und auf festem Fundamente die Wohnstätte zu gründen, worin sie ihren Pflichten und Genüssen nachkommen können. Es gibt Fragen, über die sich recht schön und erquicklich träumen, aber äußerst schlecht raisonnieren und argumentieren lässt. Die Grenzen dafür festzusetzen ist die Mission des Lehrenden und Erziehenden.

199.

Unduldsamkeit ist meistentheils eine Folge der Unklarheit, seltener ein Auswuchs des Hochmuthes. Je geklärt Urtheil und Erkenntnis, desto nachsichtiger die Beurtheilung anders gearteter Daseinsbedingungen.

200.

Darin liegt das Merkwürdige, ja Einzige in Goethes Werken, dass sie wie Knospen, Zweige und Früchte eines Baumes sich darstellen, während die Kunstleistungen anderer aus Wahl oder Willkür entstanden erscheinen. In die Betrachtung von Goethes künstlerischem Wirken ist die Erkenntnis des ganzen Menschen Goethe eingeschlossen, der ganze Werdeprocess dieses unvergleichlichen Naturells. Wobei man sich nicht beirren lasse durch die scheinbar bei Seite liegenden Richtungen. Auch sie stehen im innigsten Zusammenhange mit seinem Entwicklungsgange und drücken stets eine abgeschlossene Phase desselben aus. Denn wie die Gestaltungskraft, war auch die Receptivität dieses

großen Individuums eine tausendkantige, den Strahlen jedes Lichtes eine Spiegelfläche entgegenhaltende.

## 201.

Erinnerungen! o in welch ganz anderer Beleuchtung liegen sie vor uns, wenn die Genossen unserer Freuden, Leiden und Strebungen noch auf der Erde schönem grünem Teppich mit uns wandeln, als wenn sie bereits hinter dem Nebel verschwunden, der sie für unseren Blick und Arm unerreichbar macht. In jenem Falle gleichen sie einer Nachdichtung der Vergangenheit, in diesem einem Epitaph.

## 202.

Nachsicht ist Güte, Nachgeben Schwäche.

## 203.

Es gibt Veranlassung zu interessanten Aufschlüssen, wenn man den Einfluss der heidnischen, aus Jahrhunderten alter Nacht auferstandenen Kunstschatze auf die krankhaft asketische christliche Idee betrachtet, wie sie in der Kunst der italienischen Meister abgespiegelt erscheint. Man stelle z. B. eine Madonna, eine heilige Cäcilia oder Margaretha von Rafael oder eine Hochzeit zu Kana von Paolo Veronese neben die von den dogmatischen Verbildungen des Christenthums inspirierten Bilder ihrer Vorgänger; ein grellerer Gegensatz ist beinahe undenkbar. Die Anmuth des künstlerischen Geistes durchdringt mit demselben lebensfreudigen Lenzstrahle die düstere Gemüthsöde des Dogma, wie sie die starre Morosität der byzantinischen Kunst hinüberleitet in die herzliche Idylle und von da in die heitere Schönheit idealer Schöpfung.

In der Musik ist dieselbe Verwandlung bemerkbar in Beziehung auf deren kirchliche Mission; und die engherzige Verurtheilung ihrer großen Vertreter am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, weil diese denselben Pfad eingeschlagen, den Rafael, Correggio u. s. w. betreten, statt

sich an die strenge Disciplin der Meister vorausgehender Jahrhunderte anzuschließen, zeugt von einem gänzlichen Missverstehen ihrer Aufgabe und Bedeutung.

204.

Das »Wo her« und »Wo hin« ist wohl die müßigste der Fragen, die der Mensch an die Ursache alles Werdens stellt; und doch kann sich keine Intelligenz derselben entziehen. Man hat versucht, die zweite durch die erste zu beantworten, indem man bei Lösung dieser entweder auf rein empirischen Untersuchungen oder bei der Mythe den Ausgang nahm. Ein großer Irrthum, der einestheils dem wissenschaftlichen Hochmuth, andernteils dem idealen Bedürfnisse entspringt!

Der Mensch kann sich nicht früh genug von beiden Irrwegen abwenden und Blick und Schritt, mit festem Anschlusse an das Gegebene, vorwärts richten, das Ziel beider nicht in nebeliger Ferne, sondern in klarer Einsicht in das Nahe erkennend. Auch hierin hat die Menschheit praktisch geübt, was der Mensch speculativ vergebens anstrebt: die Förderung rein humaner Zwecke; die eben nur die ewige Gegenwart, die alles in sich aufgenommen hat, was die Vergangenheit erworben, und alles im Keime verschließt, was die Zukunft noch enthalten kann, als reife Frucht darstellt. Nicht entbehren, nicht entsagen, lautet das Evangelium der Welt, sondern weise genießen und thätig fördern und bewirken.

Wenn man das Christenthum als ein solches Evangelium anpreisen wollte, hätte man vielleicht nicht Unrecht in Beziehung auf die Verhältnisse einer ethisch wie politisch und social abgelebten Zeit, in der es sich entwickelte; aber die Satzungen desselben gegenüber jener als Principien für die unter seinem Lenzstrahle neu entstandenen Lebensgestaltungen hinüberzuziehen, entbehrt jeder Vernunftmäßigkeit und kann keine gesunden Zustände erzeugen.



205.

Zu wenig denken und zu viel bedenken ist die Ursache zahlloser Missverhältnisse im Leben und Wirken. Es ist besonders das Schiboleth schwacher Charaktere.

206.

Dankbarkeit und Vertrauen sind das Merkzeichen edler Naturen und, woran diese am sichersten erkannt werden mögen.

207.

So lange der Staat bei seinen Gesetzen und Einrichtungen nicht den ethischen Factor voranzustellen in der Lage ist, werden dieselben immer nur den Charakter der Opportunität tragen! Die Zukunft der intellectuellen Welt liegt in jener Frage; und sie muss gelöst werden, wenn die Aufgabe der Menschheit mehr sein soll als ein fortgesetzter Darwinianismus.

Auch hier ist es — wie in den Künsten — ein Fortschritt des Typischen zum Individuellen, nämlich: die Staatsmaschine zum Staatsorganismus hinüberzuleiten. Man hat die ersten Schritte dazu mit den constitutionellen Einrichtungen gemacht; deren freieren Entwicklung aber so viele Hemmschuhe angelegt sind durch die Tradition, dass jede Errungenschaft dieser Art bald wieder in die alten Pfade einlenkt. Bevor nicht gründlich aufgeräumt ist mit jenem Wust, wird es immer sehr kümmerlich aussehen um die Staatengebilde. Doch dieses Aufräumen! Welch ungeheurer Reinigungsprocess müsste es vorbereiten! Und dürfen wir hoffen, dass die Menschheit je auf solcher Höhe der Cultur anlangen werde, um denselben sine ira et studio an sich zu vollziehen?

208.

Es kommt häufig vor, dass diejenigen, die am wenigsten erfahren und überdacht haben, sich zu Evangelisten auf-

werfen, indem sie ihre Einseitigkeit und Beschränktheit, bei der sie sich nebelhaft beruhigen, für die ethische und sociale Basis der Welt ansehen.

## 209.

Ein rein entwickeltes, an den Schluss gelangtes Menschendasein ist, gleich einem milden Sommerabend, von unvergleichlichem Segen und Behagen für jeden, der in seinem Dämmerlichte weilt. Für die Kindheit wie für die Jugend ist es von einem Einflusse, den nichts anderes zu gewähren vermag. Man hat daher sehr Unrecht, die Erziehung derselben jungen Kräften anzuvertrauen, die nur zu häufig das sprudelnde Leben überreizen, statt es leise hinüberzuleiten in mäßige Verwendung des intellectuellen wie gemüthlichen Dranges zu wirken und zu genießen.

## 210.

Wenn unsere ästhetischen Aristarchen so gern mit vornehmer Weisheit von »Bücherdramen« im Gegensatze zu »Bühnendramen« sprechen, so mögen sie in einer gewissen beschränkten Anschauungsweise Recht haben. Aber den eigentlichen dramatischen Inhalt an diesem Unterschiede zu messen ist gänzlich unbegründet und ungerecht und heißt das Postament zum Maßstabe der Statue erheben. Wer will behaupten, dass dasjenige, was heute von der Bühne herab dramatisch wirkt, zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen allein bühnenwirksam zu sein vermag. Belehrt uns nicht schon in der Gegenwart z. B. der Eindruck des »Faust«, des »Nathan«, wie der auffassende Sinn dramatischen Vorwürfen sich zu accommodieren fähig ist. Nichts ist allerdings so sehr im Zusammenhange mit der Zeit als die Bühne (besonders seit sie, wie im modernsten Leben, nicht mehr zu den Festmahlen, sondern zu den Alltagsgerichten geworden ist), und gegenwärtig, wo die realen Interessen im Vordergrunde stehen, verfolgt auch die Kunst auf den

die Welt bedeutenden Brettern dieselbe Richtung — natürlich auf dem ihr eigenthümlichen Gebiete. Wie wir früher unsere Paläste zu Museen machten, so machen wir gegenwärtig diese zur Hälfte zu wunderlichen Trödelbuden. Wenn wir aber fertig geworden sein werden mit dem Nothwendigen und für die höheren Bedürfnisse und der feinere Bildungstrieb neuerdings Boden und Atmosphäre sich bereitet haben wird, wird auch für die dramatische Kunst ein neues Zeitalter eintreten — wozu ja bereits in dem einen ihrer Kinder, der Oper, ein gewaltiger Schritt geschehen ist.

Blicken wir doch auf die Bühne des Calderon, Lope de Vega, Moreto etc., die in ihrer ursprünglichen Gestalt auch nur Bücherdramatisches für uns ist; und wenn wir hier entschuldigend anführen, dass daran weniger ihr dramatischer als ihr specifisch nationaler Inhalt die Schuld trage, auf einige der Producte des größten aller Bühnendichter, auf Shakespeare, die entweder gar nicht, oder doch nur mit bedeutenden Modificationen uns in lebendiger Vorführung genießbar sind, während sie zu ihrer Zeit mit zündendem Erfolge dargestellt wurden.

Auf nichts lässt sich das »tempora mutantur et nos mutamur in illis« berechtigter anwenden als auf die Gestaltungen im Gebiete der Kunst. Denn diese, wie sehr sie auch im Zusammenhange steht mit dem allgemeinen Leben, das doch stets ihren Antäusboden bildet, erhält durch ihr innerlichstes Gesetz den ihre Richtung bestimmenden Anstoß und verfolgt demgemäß ihre Bahn allen Nergeleien ästhetisirender Lehrkanzeln zum Trotze.

Unsere Zeit hat das Bedürfnis, alle ihre Interessen bis in die äußersten Extreme auszudehnen. In den eigentlichen Lebensfragen stellt sich das Maß bald wieder her, da nur unter solchen Bedingungen ein gedeihlicher Zustand denkbar ist; aber in Fragen der Kunst führt jener Trieb zu einer



Verwirrung und Verrückung der Grundbedingungen künstlerischen Schaffens, die weit hinaus von den bedenklichsten Einflüssen auf Productivität wie Receptibilität bleibt. So hat man sich im Augenblicke in das Kunstdogma des sogenannten »Realismus« verrannt, ohne sich einen vollkommen klaren Begriff davon gemacht zu haben, worin dieser Realismus eigentlich zu bestehen habe.

Die Kunst hat mit der Realität nur insoweit zu schaffen, als diese ihr die Objecte liefert. Dieselben zu ihren Zwecken ästhetisch umzubilden, den idealen und symbolischen Gehalt derselben zur Anschauung und Geltung zu bringen ist die eigentliche Aufgabe jedes echten künstlerischen Wirkens.

## 212.

Goethes Verdienste in den mannigfachsten Richtungen sind von allen Seiten gewürdigt worden, und ihr Einfluss wirkt zu lebendiger Weiterbildung in allen Gebieten menschlicher Thätigkeit erfreulichst und gedeihlichst fort und fort. Nur eines und, wie mir dünkt, nicht das geringste derselben ist nicht, wie es sollte, befruchtend eingedrungen: sein kritisches Verfahren. Und doch wäre nichts so sehr der gegenwärtigen ästhetischen Jury als maßgebendes Beispiel zu empfehlen. Wenn dieser milde, erhabene Geist von einem Kritiker des »Foreign Quart. Review« sagt: »Der Verfasser dieses Aufsatzes hat eine eigene Art von Kritik: es ist dieselbe, welche das Tageslicht ausübt, indem es die Gegenstände aller Art mit einer heitern Gleichgiltigkeit beleuchtet und sie eben dadurch jedem Urtheil offenbar vorlegt«, so gilt dieser Ausspruch wohl vor allem seiner eigenen Art und Weise; nur mit der kleinen, aber höchst bedeutenden Variante des »gleichgiltigen« in ein lebenswarmes Tageslicht.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. Goethe, Hempel'sche Ausgabe, Bd. XXIX, S. 773. d. Hg.

Es könnte nicht leicht ein passenderes Motto für Goethes: »Wilhelm Meisters Wanderjahre« gefunden werden als die Verse, womit er die »Sakuntala« preist:

»Willst du die Blüte des frühen, die Früchte des späteren Jahres,  
Willst du was reizt und entzückt, willst du was sättigt und nährt...«<sup>1)</sup>

Von einer Freundin aufgefordert, ihr über Bedeutung und Zusammenhang derselben Aufschluss zu geben, habe ich versucht, mit den folgenden Andeutungen dieser Aufgabe zu entsprechen:

Sie berichten mir, meine liebenswürdige Freundin, dass Sie wieder Goethes »Wanderjahre« vorgenommen, und welch reichen Genuss und fruchtbare Anregung Sie daraus empfangen haben. Dabei bemerken Sie aber, dass es Ihnen nicht gelinge, sich mit erwünschter Deutlichkeit Rechenschaft abzulegen über die Absichten dieses wunderbaren Werkes, und dass ich mir Ihren besten Dank verdienen würde, wenn ich Sie darüber ins Klare setzen wollte.

Was in allen Producten Goethes eine so tiefgehende Wirkung hervorbringt, ist das Gepräge schöner Menschlichkeit, wie es sich in keinem andern Dichter in solchem Maße vorfindet. Diese einzige Naturanlage, so vollkommen harmonisch in allen ihren Vermögen und Äußerungen, so voll gleichvertheilter Wärme, Gesundheit und Lebenskraft, so voll milder Weisheit und gedeihlicher Empfindung: überall weist sie auf sich zurück und macht uns vergessen, dass wir es mit einem Producte zu thun haben, überall finden wir uns dem hohen, weisen und guten Menschen gegenüber.

Um aber auf meine eigentliche Aufgabe »die Wanderjahre« zurückzukommen, so ist es wohl bei dieser wie bei aller Schöpfung des Genius: Jeder mit Ernst und Liebe daran Tretende wird sich anders davon angeregt fühlen und, wenn auch in der Hauptsache übereinstimmend — wie es

<sup>1)</sup> Ebenda, Bd. III, S. 124.

die innere Nothwendigkeit eines wahren Kunstwerkes mit sich bringt — doch in der Auffassung seiner unendlichen Beziehungen verschiedene Gesichtspunkte für dasselbe gewinnen, den Kreis seines Inhaltes erweitern.

Wie oft habe ich vernehmen müssen: »Diese Deutung ist geistreich, aber schwerlich hat sich der Autor etwas von den ihm zugedachten Absichten träumen lassen.« Der Zweifel mag selbst in gewissem Sinne wahr sein; denn sicher ist in jedem genialischen Producte der Inhalt über die gesteckte Grenze hinausgewachsen, und es kann daher ein Kunstwerk unendlich mehr aussprechen, als ursprünglich damit gemeint war. Nehmen Sie z. B. aus dem Kreise von Shakespeares Dramen den »Othello« oder »Romeo und Julie«. Der Dichter, der in beiden Dichtungen die speciellen Gemüthszustände seiner Vorwürfe zu schildern unternahm, hat nichtsdestoweniger darin den ganzen ungeheuren Inhalt und Process der mächtigen Leidenschaften, der Eifersucht und der Liebe, enthüllt.

Wenn ich Ihnen daher, Ihrem Wunsche gemäß, meine Ansicht über Goethes »Wanderjahre« mittheile, muss ich voraus erklären, dass ich Ihnen darin nur eine persönliche Anschauung zu bieten beabsichtigen kann. An Ihnen wird es dann sein, zu prüfen, inwieweit Sie dieselbe in Einklang zu bringen vermöchten mit den Eindrücken, welche das Buch auf Sie gemacht — mit dem Gehalte, den sie daraus gewonnen haben.

»Wilhelm Meisters Wanderjahre« oder »die Entsagenen« — das Epitheton drückt den ethischen Inhalt des Buches aus.

Erlauben Sie mir dem näheren Eingehen in die poetische Gestaltung dieses Vorwurfes eine allgemeine Betrachtung vorzuschicken. Unser ganzes Dasein, äußerliches wie innerliches, ist in gewissem Sinne ein Entsagen. Das Kind entsagt seiner vorerst pflanzenartigen Theilnahme am Leben, indem es seine seelischen Anlagen zu entwickeln



beginnt; ihm folgt der Jüngling mit den seinen Bildungsprocess bedingenden Bestrebungen; der Mann, an den Forderungen seiner Zeit und Wirkungssphäre sich bethätigend, muss Abschied sagen seinen Jugendträumen; bis endlich das Greisenalter uns abermals eine Entsagung auferlegt, zur stillen Sammlung für das bereits leise Hinübergreifen in das dem irdischen Bestreben abseits liegende Gebiet einer ahnungsvollen Zukunft.

Und in den engeren Kreisen dieser Verhältnisse, wie sie sich in unserer Stellung zu Staat, Familie und Gesellschaft abgrenzen, wo gäbe es nicht ein stetes Verzichten und Entsagen, um den Anforderungen um und in uns gerecht zu werden? nicht zu erwähnen der unablässigen Ansprüche, womit jede Stunde unsere Wünsche, Hoffnungen und Bestrebungen bedingt. Ja — und hier sind wir an der bedeutendsten Wirkung einer solchen Nöthigung angelangt — welchem Compromisse muss der Künstler seine Ideale, der Denker seine Abstractionen bequemen, um sie der praktischen Verwertung, den Forderungen der realen Welt anzupassen. Selbst die Apostel des Göttlichen, die Begründer der religiösen Culte, wie traurig verschieden von den hohen Urbildern ihrer Seele mochte ihnen die Verwirklichung derselben erschienen sein. Wenn es mir gestattet ist, möchte ich endlich auch die physiologischen Vorgänge in uns mit einschließen in jene Bedingungen des Entsagens; denn auch sie stellen ein rastloses Hintangeben des kaum Gewonnenen dar, welches wir den »Kreislauf des Lebens« von der Naturforschung benannt hören.

Wenden wir uns nun zurück zu unserem Buche, so erblicken wir zuerst unseren Freund Meister, früher (in den Lehrjahren) unfreiwillig und nun freiwillig, einer Gesellschaft verbündet und deren kosmopolitisch praktisch-thätiger Wirksamkeit angeschlossen. Die Lehrjahre harmonischer Ausbildung seines geistigen und moralischen Individuums hat er glücklich vollbracht und, ein zweiter »Saul,

der ausgieng, seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand«, <sup>1)</sup> den Meisterbrief aus der Hand der Liebe empfangen. Er sieht sich nun um — wie jeder bessere Mensch durch solche Gabe zu doppelter Anstrengung verpflichtet — seine Schuld an das Leben abzutragen durch thätige Verwertung des ihm anvertrauten Pfundes. Zugleich aber — im Bewusstsein, welche innerliche Hindernisse in seinem Naturell diesem Streben noch entgegenwirken (sein Hang nämlich, sich alles zu verinnern, sich mit allen Saugwurzeln desselben in die ihm homogenen Zustände einzuwachsen), und wie unvermeidlich es sei, um tüchtig nach außen zu wirken, seiner selbst sich zu entäußern, sich expansiv zu verhalten gegen die Welt — heißt es nun vor allem durch die Schule der Entsagung sich zu läutern und, indem man Liebgewohntes meidet, mit Neuem und immer Neuem in Berührung zu bringen, die Organe einer Thätigkeit nach außen zu accommodieren. Der Bund, dessen Glied Wilhelm ist, und die Aneignung einer Fertigkeit zu stets bereiter Verwendung — hier die Chirurgie — sind die Mittel zur Erreichung dieses Zieles.

Um Meister gruppiert sehen wir ähnlichgesinnte Wandergenossen; die zarteren derselben durch innere Conflictte veranlasst, in der Entsagung die Harmonie sich herzustellen; die kräftigeren durch den Anprall mannigfacher bürgerlicher und socialer Widerverhältnisse aus den gewohnten Lebenskreisen gedrängt, der Heimat entsagend, um überseeisch ihre Thatkraft in weitgezogenen Wirkungssphären zu verwenden.

Wie es aber Goethes Weise ist, alle ethischen Probleme an die höchsten Fragen der Menschheit zu knüpfen, stets Mensch und Menschheit nebeneinanderzustellen, so sehen wir auch diese Frage an die großen Probleme geschlossen,

---

<sup>1)</sup> Wilhelm Meisters Lehrjahre, Hempel'sche Ausgabe, Bd. 17, S. 570. d. Hg.

welche die Gegenwart bis in ihre tiefsten Fundamente bewegen: Religion, Erziehung und sociale Neugestaltung.

Was uns in den von mir berührten Umrissen des allgemeinen Inhaltes des Buches vorgeführt worden ist, finden wir auch symbolisch im pädagogischen Institute ausgedrückt. Auch hier bildet Entsagung den Grundton der Entwicklung. Denn die Ehrfurcht, wie sie in ihren drei Formulierungen dem keimenden, knospenden und blühenden Menschen eingeprägt wird, ist ja nur eine Entsagung, eine Unterordnung unserer persönlichen Ansprüche unter die Forderungen des moralischen Gesetzes und der Gesellschaft. Wenn unser Dichter an einem anderen Ort den Ausspruch that: »der Mensch gewinnt, was der Poet verliert«, so heißt es hier: »die Menschheit gewinnt, was der Mensch verliert«, damit wir im Eimer zurückerhalten möchten, was wir im Tropfen verspendet.

Eine Wanderung in ganz anderem Sinne eröffnet das Werk — eine Wanderung nicht des Entsagens, sondern im Gegentheile des hausthümlichsten Anlasses; das unvergleichlich schöne Idyll, zu welchem uns diese Erscheinung führt, bildet den anmuthigsten Gegensatz zu dem kaleidoskopischen Inhalte des übrigen Buches. Wir sehen da einen Zustand, gegründet auf die einfachsten, tiefinnigsten Beziehungen und Verhältnisse, eine moderne Paraphrase des uns wertest vertrauten biblischen Motivs. Das Bild ist von so zauberischer Composition und Färbung, dass es der ganzen Schöpferkraft des großen Dichters bedurfte, um die folgenden Szenen noch mit den frischen Reizen auszustatten, die uns daran entzücken.

Sie werden vielleicht fragen: wie es denn komme, dass nur allein diese Glücklichen emancipiert erscheinen von der Pflicht, die allen anderen auferlegt ist. Darum: weil all ihre Existenz so vollkommen aufgeht in den Bedingungen, in der beschränkten Innigkeit derselben; weil das Ich und Du dieser genügsam in sich selbst vollendeten Menschen



nur ein äußerlich getrenntes ist, wie zweier Rosen an einem Stiele. In ihnen findet das schöne Wort des Evangeliums: »Selig sind die Armen am Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich« seine anmuthigste Illustration.

Wir sind in unserer Betrachtung bei den eingestreuten Novellen angelangt, welche theils wie »Der Mann von fünfzig Jahren«, »Nicht zu weit« in das Werk selbst verlaufen, theils wie die vier anderen Novellen Streiflichter auf dasselbe werfen. Sie bilden, wie wir in einer geistreichen musikalischen Composition zu vernehmen gewohnt sind, mehr oder minder freie anmuthige Ausführungen des Hauptthemas.

Es bleibt uns nun noch der Fund des Knaben Felix, das geheimnisvolle Kästchen, zu besprechen.

Was kann Goethe mit diesem ungelösten Räthsel wohl gemeint haben? Hier muss ich aufrichtig bekennen, dass ich keinen Rath dafür weiß. Irgend eine problematisch sinnreiche Auskunft zu erfinden, könnte wohl vielleicht gelingen — aber wo ich keine Überzeugung aussprechen kann, bekenne ich lieber meine Mangelhaftigkeit, statt sie mit phantastischen Deutungen zu bemänteln.

Auf eine ungemein sinnige Weise schließt das Werk, indem es durch Wilhelms an seinem Sohne abgelegte Meisterprobe seines erwählten Berufes jenen von seiner Entsagungswanderung emancipiert, diesen, von der ersten Regung der Sympathie in den Lebensconflict eingeführt, dem Bunde der Entsagenden beigesellt.

Und ebenso sieht sich in gewissem Sinne der Leser selbst dem Bunde der Wanderer und Entsagenden angeschlossen. Personen, die seine Neigung gewonnen, Zustände und Ereignisse, die seine Theilnahme erregt, ziehen gleich Reiseeindrücken an ihm vorüber, Sehnsucht und Bedauern in seiner Seele zurücklassend. Aber wer ließe sich dies nicht gerne gefallen? Welcher sinnvolle Wanderer würde es verschmähen, Ergötzung und Belehrung dankbar

hinzunehmen, die etwas abseits von dem eigentlichen Wege und Ziele seiner Reise liegen; hier niederzusteigen in ein paradiesisches Thal, dort auf beglänzttem Hügel ein rührendes Asyl der Andacht zu besuchen?

Danken wir demnach dem einzigen Dichter für die Fülle des Schönen und Belehrenden, das er uns in diesem Werke geboten, ohne mit ihm zu rechten über die Weise, wie er es gethan. In wenigen Werken aller Literaturen sind so reiche Schätze der edelsten Weisheit niedergelegt wie in diesem.

Empfangen Sie mit Nachsicht diese mangelhaften Andeutungen. Ich habe alle Ursache mich glücklich zu schätzen, wenn nicht auch Sie nach Lesung derselben sich dem Bunde der Entsagenden beigeseilt fühlen sollten.

## 214.

Die Gemüthsströmungen haben ihren wechselnden Wogengang in den Culturläufen nicht minder als die geistigen.

Während die Empfindung im hohen Stil — »Werther«, »Romeo und Julie« u. dergl. — ihre Geltung und Wirkung stets ungeschmälert äußern, ist die Empfindung im bürgerlichen Stil — Empfindseligkeit: Staël, Jean Paul u. a. m. — ganz außer Verstandnis und Cours gekommen. Und zwar sehr begreiflicher Weise. Denn diese letztere hängt mit den sittlichen Zuständen der Gesellschaft zusammen, in der sie pulsierte, indes die erstere aus den tiefsten, ewig geltenden ethischen Grundlagen des Menschengemüthes emporwächst.

In der gegenwärtigen Epoche hat die »Empfindsamkeit«, Sternes »dear sensibility«, einer andern Art von Gefühlsstimmung Platz gemacht, einer nervösen Gereiztheit und Überspannung des Seelenlebens, die jeder innern Wahrheit entbehrt und das Zufällige ihrer Erscheinungen für Gesetze der moralischen Welt ausgeben möchte, ohne

bei sich selbst und anderen Glauben zu finden, wie sehr man auch bemüht ist, sich nach innen und außen zu beglügen.

215.

»Histoire de ma vie, par George Sand.«<sup>1)</sup>

Bewunderungswürdiger Schriftsteller, — ungemein feiner und tiefer Beobachter und Anempfinder, — weites und klares Auge für Betrachtung, — schwacher Denker. Eine echt weibliche Intelligenz im eminentesten Sinne und ein künstlerisches Talent in höchster Potenz.

216.

Es ist mit den künstlerischen Erzeugnissen wie mit unseren Empfindungen und Gesinnungen: es gibt deren zufällige und nothwendige, d. h. solche, die durch eine vorübergehende Anregung entstehen, und andere, die im innerlichen Zusammenhang sind mit unserer Wesenheit. Jene welken ab mit der Temperatur, die sie hervortrieb, diese bleiben, weil sie aus der Lebenswurzel entsprossen.

So erklärt sich, warum so manches mitten unter den reinsten und vollendetsten Producten des Genius Entstandene veraltet und abgelebt erscheint. Die Größe und Hoheit der Alten, die ihren Werken den Charakter eines stillen, von den Einflüssen des gemeinen Arbeitstages unverkümmerten Feiertages aufdrückt, ist deshalb zu allen Zeiten und unter allen Zuständen ihres Eindruckes gewiss.

217.

Die »Wogen der Zeit« tragen und schaukeln nicht mehr, sondern reißen mit sich fort; und derjenige, der sie nicht zu bewältigen versteht, hier nachgebend, dort widerstrebend, wird davon verschlungen oder ausgeworfen.

<sup>1)</sup> Die Autobiographie George Sands erschien Paris 1854 ff. in 14 Bänden. d. Hg.



Der Kunststrebende der gegenwärtigen Epoche findet ein Gleichnis in diesem Bilde. Was der Augenblick nicht begünstigt, ist verloren für alle Zeit; denn es ist nicht zu erwarten, dass ein goldenes Weltalter jemals wiederkehre, das Muße und Stillgenügen gewähre für irgend ein ideales Wirken wie Genießen. Der demokratische Geist ist Herr des Schauplatzes; Nivellierung, im guten wie im schlimmen Sinne, ist seine Tendenz. Wenn er Kränze flicht, so sind sie nur zum Scheine Huldigungen; in Wirklichkeit dürfen sie nur angesehen werden als Manifestationen und Gnadenbezeugungen seines *sic volo, sic jubeo*.

218.

Aus der Weltbürgerlichkeit, wozu man die Enkel und Erben des europäischen Gemeinwesens erziehen will, kommt nichts heraus als ein leidenschaftliches Fortstürmen über das Gemäße nach dem Unverstandenen und Unerreichbaren. Der Mensch ist, wie man es auch anfangen möge, nur für beschränkte Zustände eingerichtet, zu einem Nebeneinander von Wirken und Genießen, die sich gegenseitig bedingen und ergänzen. Darauf beruht sein Wohlstand, seine Zufriedenheit, sein Glück und seine Ausdauer.

Die nun verrufene Zünftigkeit fußt auf der Erkenntnis — wenngleich einer mangelhaft ins Praktische eingeführten — jener Wahrheit. Die Apostel der schrankenlosen Emanzipation haben zwar nur Achselzucken, wenn nicht Steinwürfe für jeden, der es wagt, gegen sie zu stimmen; dies ändert jedoch nichts an dem kategorischen Imperativ jenes Gesetzes, durch welches die Menschheit zu allen ihren Gütern, vom höchsten bis zum gemeinsten, gelangte und immer fort zu gelangen angewiesen ist.

219.

Die spanische Literatur weist etwas von der nationalen Mischung des Romanischen mit dem Gothischen auf, was ihr das eigenthümliche tiefe und dabei leuchtende Colorit

verleiht, wie es in so bewunderungswürdiger Art in Calderon und Murillo zur Erscheinung kommt.<sup>1)</sup> Auf ähnliche Weise tritt uns neuestens Emilio Castelar in seinen »Erinnerungen an Italien« entgegen.<sup>2)</sup> Es ist schwer, den Eindruck zu fixieren, den dieses interessante und höchst anregende Buch auf den in den modernsten Anschauungen befangenen Leser hervorbringt. Castelar ist ein Schwärmer durch und durch; aber der edelsten Gattung: gleich dem heidnischen Plato und dem Christusapostel Paulus; eben so rein und erhaben und eben so unpraktisch; in seine Zeit gestellt, um das höhere Bedürfnis anzuregen, wie jede andere Formulierung des Ethischen — aber damit auch hundert Compromissen an das Reale unterworfen.

Jede Menschwerdung einer Idee büßt ihre Kühnheit durch den Kreuzestod.

Der künstlerische Geist dieses Schriftstellers ist bewunderungswürdig, der philosophische dagegen, bei all seinem Schwunge und Tiefsinn, phantastisch; wie es unvermeidlich ist, wenn man aus Gott heraus (kat' exochen) zu philosophieren unternimmt. Die Begeisterung saust wie ein harmonischer Sturm durch jene Blätter und aus denselben über uns hin, uns emportragend an den Himmel des Ideals. Man kommt kaum zum Bewusstsein des eigentlichen Eindruckes in dieser dithyrambischen Atmosphäre. Man halte diese »italienischen Erinnerungen« zusammen mit Gregorovius' »italienischen Wanderungen«.<sup>3)</sup> Ein große-

<sup>1)</sup> Wobei es bemerkenswert ist, dass der Einfluss der arabischen Cultur, der in der Architektur so bedeutend zum Ausdruck gelangte, nirgendwie in den anderen Kunstschöpfungen zu gewahren ist.

<sup>2)</sup> Die »Erinnerungen aus Italien« des spanischen Republikaners Castelar wurden (Leipzig 1876) von Schanz ins Deutsche übersetzt. d. Hg.

<sup>3)</sup> Ferdinand Gregorovius' »Wanderjahre in Italien« erschienen von 1856 bis 1877 in 5 Bänden. d. Hg.

rer Contrast ist kaum denkbar. Hier alles Schauspiel, d. h. Darstellung aus dem historischen Nexus des Einst und Jetzt; dort alles Symbol, d. h. Auflösung des Seienden und Gewesenen in das Bedeutende für die Reflexion. Es ist, als ob in dem einen Falle ein aus Poet und Historiker zusammengeflossener Chronist, in dem andern ein überirdischer Geist Heerschau gehalten habe über die Welt der Erscheinungen.

## 220.

Der germanische Urtypus des englischen Volkes hat bei seiner nationalen Entwicklung, zum unschätzbaren Vortheile desselben, in den ganz eigenthümlich historisch-politischen Zuständen einen glücklichen Zusatz von realer Thätigkeit gefunden, der es zu einem wahren Mustervolke der staatlichen Gestaltung bildete.

Das amerikanische Staatenwesen dagegen hat — wie paradox dies auch scheinen mag — die Arme zu frei gehabt; und so ist seine Bewegung mitunter aus dem Nothwendigen, Ersprößlichen und Anbequemenden ins Ungeschlachte und Maßlose ausgeartet. Das Zuviel wie das Zuwenig traditioneller Antecedentien bedroht den Fortschritt gleich verhängnisvoll.

## 221.

Je mehr Wissenschaft und Kunst zum Gemeingute wird, desto mehr ist Sorge zu tragen, dass sie damit nicht auch zum gemeinen Gute werden. Denn die Mehrzahl will alles in ihre realen Zwecke, Strebungen und Empfindungen umsetzen, um es ihr Eigenthum nennen zu können.

## 222.

Jede Zeit erzeugt sich, was sie braucht; sei es zur Förderung ihrer materiellen und bürgerlichen, wie ihrer geistigen und künstlerischen Interessen, oder für ihren feineren Lebensgenuss.



So sehen wir die bildende Kunst zu staunenswertester Entwicklung gedeihen, wo die kirchlichen und staatlichen Verhältnisse ihre Veranlassung geben, zur Stütze und Verherrlichung derselben beitragen; so, bei verbreiteteren Ansprüchen an Cultur und edleren Genuss, Poesie und Musik in die Arena des Tages treten und die Manifestationen jener überholen und verdrängen.

Denn das Talent wurzelt, wie die physischen Bildungen, in einer Genesis stiller, aber unleugbarer Keime, die ihm aus lange vorbereitenden Antecedentien eingepft worden sind und mit dem zunehmenden geistigen Stoffe qualitativ wie quantitativ Nahrung zuführen.

In unseren Tagen, wo die culturelle Pflanze in eine grenzenlose Breite auseinandergegangen ist, lässt sich die bei jedem ähnlichen Prozesse unvermeidlich damit verbundene Verdünnung ihrer Krone nicht verkennen. Musik und Poesie, in ihren Handgriffen zum Gemeingute geworden, weisen den verkehrten Weg des im medicäischen Zeitalter durch die Kunst veredelten Handwerkes auf; sie sind größtentheils eine handwerkliche Kunst geworden und dienstbar dem Bedürfnisse, berauschem Enthusiasmus neben oberflächlicher Vergnügungssucht und dem Marasmus der geselligen und sittlichen Zustände. Dabei ist es höchst wunderbar zu bemerken, wie sich Künstler und Publicum gegenseitig belügen, um ihre Flächen zu Höhen und Tiefen zu escamotieren und die wirklichen für Täuschungen zu erklären.

223.

Wie Manier, nach Goethes Ausspruch, ein falscher Idealismus ist, so ist der Realismus, wie er jetzt in allen Kunstgebieten Regel geworden, eine falsche Natürlichkeit. Beides zeugt von der Trübung des echten Kunstinstinctes, die immer da sich bemerkbar zu machen pflegt, wo die Musen der Nöthigung gehorchen.

Die Kunstrealisten übersehen es, dass sie, indem sie die Natur ohne Auswahl copieren, nothwendig unter derselben bleiben. Denn die Eigenschaften der pulsierenden Erscheinung kann derjenige, der nur mit den Mitteln des Scheines zu operieren in der Lage ist, einzig aufwägen durch ein Verwandeln seines Objectes in ein Product seines künstlerischen Schöpfungsactes. Daher auch alle Kunstleistungen, die eine solche Palingenesie ausschließen — wie z. B. die Blumenmalerei — mit ihren Producten durchaus im hilflosesten Nachtheile sich befänden, wenn ihnen nicht wenigstens ein kleiner Ersatz für ihre Concurrenzunfähigkeit in demjenigen innewohnte, was man mit »Stimmung« zu bezeichnen pflegt. Allerdings ein Übertragen der künstlerischen Wirkung auf das Gebiet der psychologischen.

224.

Wie Wahrheit und Toleranz die Grundlagen sind alles höheren Wirkens, so sind Wahrhaftigkeit und Discretion die unerlässlichen Bedingungen jeglichen geselligen Verkehrs.

225.

Wenn wir die Vorgänge im Lebens- und Gestaltungsprocesse der Natur betrachten, bleibt uns wohl geringe Hoffnung, die philanthropischen Träume edler Gemüther verwirklicht zu sehen. Und die geschichtlichen Thatsachen bestätigen den Zusammenhang der gesellschaftlichen Zustände mit den elementar-genetischen; eine innere Nothwendigkeit drängt sie unausweichlich, allen ethischen Vorschriften und Aussichten zum Trotz, auf dieselbe Bahn des Kampfes ums Dasein.

Die Civilisation selbst, welche die Menschen immer näher und näher aneinanderrückt, enthält hundert neue Keime zu Conflicten. Und es ist nur zu wahrscheinlich, dass der mit Recht so perhorrescierte Krieg von dem bis-

herigen außernationalen Schauplatze auf einen innerhalb der großen Völkergemeinschaften werde verlegt werden; ein Krieg, dessen friedlicher Abschluss weder der Feinheit der Diplomatie, noch der Weisheit der Philosophie oder dem guten Willen der Philanthropie gelingen dürfte.

226.

Wir haben für die Formulierung unseres ethischen Gottes keine anderen Maßstäbe als für jene unseres künstlerischen: das potenzierte Menschenbild; wie es auch bereits in der mosaischen Genesis, obgleich in verkehrter Formel, ausgedrückt erscheint. Alles darüber hinaus gibt uns keinen Begriff, sondern nur in civilisierten Zuständen eine erhabene, in rohen eine verzerzte Ungeheuerlichkeit.

227.

Überhaupt wäre zu sagen: Gott ist kein Begriff, sondern eine Empfindung.

228.

Toleranz lässt sich nicht decretieren, sondern nur erziehen.

229.

Der widerlichste und für jeden wahren Fortschritt unheilvollste Pöbel ist der gebildete Pöbel, mit dem unausweichlich zusammenzutreffen und zu compromittieren man genöthigt ist. Er verschleppt alle Begriffe und verfälscht alle Empfindungen in seiner von Vorurtheilen und Blödsichtigkeit getrüben Gesinnung und Anschauung. Den Künstler und Kunstfreund bringt er zur Verzweiflung nicht minder mit seinen Anerkennungen als mit seinen Ablehnungen; dem Gesetzgeber auf ethischem wie auf politischem Gebiete macht er seine Anstrengungen zu einer Danaidenarbeit und den geselligen Umgang zu einer fortwährenden schwersten Geduldsprobe.



230.

Man horcht es häufig aus den Sprichwörtern heraus, unter welchen Zuständen sie entstanden. So z. B. das bekannte und so oft citierte: »Jeder ist seines Glückes Schmied.« Man vernimmt ordentlich das Hämmern der Waffenschmiede jener wilden, trotzigten Zeit, in der jede Kraft auf sich selbst gestellt war. In unseren Tagen würde es richtiger lauten: »Jeder ist seines Glückes Werkmeister.« Denn nur so enthält es eine Wahrheit der Beziehungen unserer Lage zu den Veranlassungen und Einwirkungen derselben, indem es allen Factoren Berücksichtigung zollt, die den Inhalt unserer Lebensstellung bedingen.

231.

Der Verständige widerspricht zuweilen nicht, um zu widerstreben, sondern nur, um zu tieferer Erörterung der Frage anzuregen; um der Discussion ein bisschen Leidenschaft einzuflößen, wo erhöhte Stimmung der Auffassung und dem Ausdrucke förderlich ist.

232.

Die psychologische Empfindung in eine ästhetische zu verwandeln, darauf kommt es recht eigentlich an bei dem Schaffen wie bei dem Genießen von Kunstwerken.

233.

Die Schriftsteller »im Geiste und in der Wahrheit« könnten sich gratulieren, wenn nur dasjenige aus ihren Schriften herausgelesen würde, was darin steht. Aber die heutige Lesewelt ist so anspruchsvoll geworden, dass sie nicht mehr genießt, was ihr geboten wird, sondern so lange klügelt, bis es ihren Gesinnungen und Stimmungen entspricht, und, wenn dies nicht gelingt, dasselbe gleichgiltig ablehnt.

234.

Eigentlich begreifen und im höheren Sinne genießen können wir doch nur dasjenige, wozu wir durch Naturell, Anlage und Ausbildung in Beziehung stehen. Das Verkennen dieses Umstandes hat schon mancherlei Verwirrung in die Welt gebracht.

235.

Mit den meisten »Wahrheiten« verhält es sich wie mit den Münzen; die eine Seite derselben zeigt den Gehalt, die andere den Kopf des Prägeherrn.

236.

Über den Begriff des »Schönen« wäre etwa Folgendes der Untersuchung vorzulegen. Schön ist, was das starre Gesetz der Nothwendigkeit (Typus) mit dem anmuthigen Schein der Freiheit umkleidet; was uns befriedigt ohne Nöthigung und erfreut ohne Reizung; was einzig durch sich selbst wirkt ohne Zusammenhang mit unserem Naturell und Bedürfnis.

Das Schöne ist das absolut Gute, ohne Zweck und daher unter allen Bedingungen, die nicht überhaupt seine Erscheinung aufheben, seiner Wirkung sicher.

237.

Das »Schöne« ist die im Prisma des Irdischen zur Erscheinung gelangte Idee. So offenbart sich die Idee der Harmonie in der Musik; die Idee der Gestalt in der bildenden Kunst; die Idee der Symmetrie in der Architektur; der ethische Inhalt endlich alles Werdenden in der Poesie.

238.

Was der Antike ihre unvergleichliche Wirkung verleiht, ist die concentrirte Fülle und Abgeschlossenheit, ohne irgend welche Concession an Schein oder Täuschung

und ohne Mithilfe des Reizes. In nichts spricht sich der edle Beruf der Kunst prägnanter aus als in der Plastik im Sinne der Alten. Sie hat es mit der Gestalt in ihrer reinsten Unmittelbarkeit zu thun, und doch enthält sie einen geistigen Inhalt, der mit der vollen Macht der Idee auf den Beschauer wirkt.

239.

Man ermüdet nicht, in der modernsten Kunstdoctrin dem Realismus das Wort zu reden, und übersieht dabei, dass schon die Stetigkeit des Kunstproductes durch diese ihre Eigenschaft eine Concurrenz mit der realen Lebenserscheinung ausschließt, die eben in ihrem ununterbrochenen Gestaltungsprocess Reizbedingungen enthält, welche dem Kunstwerk ewig mangeln müssen, das an seine Grenzen enge gebunden ist und innerhalb derselben in dem Erfassen des punctum saliens der Erscheinung die Bedingungen seiner Wirksamkeit findet.

240.

Was man Charakter zu nennen pflegt, ist häufig nichts anderes als ein Aggregat von Angewohnheiten. Denn Charakter ruht auf einer ethischen Basis; und wo fände sich diese bei der Mehrzahl der ins Blaue hinein lebenden Menge, die dem Tage ihren Erwerb abzuringen, ihren Genuss abzuschmeicheln bemüht ist und hiemit alles abgethan glaubt für ihren Menschenberuf.

241.

Es gibt Menschen, die nur wahr nach außen (historisch), andere, die es nur nach innen (psychologisch) sind; und darin liegt das Problematische aller Tradition. Denn beide Eigenschaften nach ihrem reinsten Gehalte vereint, finden sich äußerst selten in einem Naturell. Wo sie sich finden, kommt jene Erscheinung von Hoheit und »Sicher-



stellung« zum Ausdrucke, die uns in vielen antiken Charakteren zur Bewunderung hinreißt, und die mir in Goethe den edelsten Repräsentanten der modernen Zeit darstellt.

242.

Wahrheit und Klarheit ist Anfang und Ende jedes tüchtigen Strebens und Wirkens, wie jedes geistigen und gemüthlichen Verkehrs.

243.

Nicht allein alle unsere innigsten und zartesten Verhältnisse sind auf Vertrauen begründet, sondern auch alle unsere geselligen und geistigen Beziehungen; und es ist ein großer Irrthum schwacher und beschränkter Köpfe, durch Argwohn und Misstrauen sich vor Übervortheilung und Täuschung zu schützen. Der verständige Mensch macht es wie der kluge Kaufmann; er rechnet im vorhinein von seinem Gewinne die unvermeidlichen Verluste ab, deren Hintanhaltung außer seiner Controle liegen, und genießt dadurch seinen reellen Besitz in Anmuth und Behaglichkeit, den ihm kleinliche Überwachung verleidet und doch nicht vermeidlich gemacht hätte.

244.

Darin erkenne ich am reinsten das edle Naturell, dass es in allen seinen Beziehungen mit Vertrauen zuwerkeht und durch Täuschungen nicht getrübt, sondern nur betrübt wird.

245.

»her voice was ever soft,

Gentle and low; an excellent thing in woman«

legt der tief sinnigste Betrachter alles Seins und Wirkens seinem Lear in den Mund.<sup>1)</sup> Ja wohl! denn der Eindruck eines edlen Sprechorganes (timbre, wie es so bezeichnend

<sup>1)</sup> Shakespeare, King Lear, Act V, Sc. 3, V. 272 f.

die französische Sprache nennt), ist noch tiefer dringend als der der Schönheit. Diese wirkt in ihrer holden Abgeschlossenheit für sich, ohne uns von ihrem Schatze etwas mittheilen zu können; aber jenes ist wie milder Himmels-thau, der alles, was er berührt, erquickt. Nichts gleicht dem besänftigenden Einflusse, den, von zartem Organe getragen, ein gutes Wort auf das leidende Gemüth, ein schönes Wort auf die erregte Seele ausübt. Wie eine Landschaft, die, in trübem Grau liegend, uns beklommen stimmte, ganz unerwartete Reize entfaltet, wenn nun das Morgen- und Abendroth, der Glanz des leuchtenden Strahles vom tiefblauen Himmel, der träumerische Blick des Mondes darüber waltet, so gewinnt alles, was von einer Stimme »soft, gentle and low«, wie Shakespeare so unvergleichlich sagt, uns zugeführt wird, ungewohnte Anmuth und Bedeutung. Sie ist die Anadyomene des Seelenlebens. Sie ergänzt mit der Ahnung, was uns durch das Urtheil an der fremden Wesenheit verborgen geblieben ist.

## 246.

Das Herumästhetisieren an Kunstwerken, wie es in der Kritik im Schwange zu sein pflegt, bringt uns weder zu Genuss, noch zu Verständnis eines Kunstwerkes auch nur im geringsten weiter. Wir erfahren daraus allenfalls, wie Dr. A. oder Dr. B. darüber denken, aber damit auch basta. Die fruchtbringende Kritik muss durchaus nur erläuternd verfahren, dem Autor Schritt vor Schritt auf der Spur gehen, den Leser an der Hand, und es diesem überlassen, daraus zu empfinden und zu entnehmen, was er eben vermag.

## 247.

Dasjenige, woran die Mehrzahl und mitunter selbst derjenigen, die sich zu Führern, sei es auf dem Gebiete der Ästhetik, der Moral oder der Politik aufwerfen, leidet, ist Unklarheit; Unklarheit in der Erkenntnis wie des Wirkungs-

kreises. Bibliotheken wurden geschrieben, um diesen Mangel zu verhüllen, Ströme von Blut und Thränen vergossen um dieses Irrschwefens willen. Die Doctrin, die Phrase, um diese beiden Lampenflämmchen dreht sich unablässig die civilisierte Menschheit; und wenn der eine Götze zertrümmert ist, schnell rückt ein anderer an seine Stelle. Aber freilich hängt dies innigst zusammen mit den eigentlichen Erbsünden der Culturmenschen: Eigenliebe und Scheelsucht, die uns gegen unsere eigenen Schwächen wie gegen fremde Vorzüge verblenden und in der Phrase und Doctrin einen gewissen gemeinschaftlichen Boden herstellen, worauf der Unbedeutende neben dem Bedeutenden in eingebildeter gleicher Wertschätzung wandeln mag.

248.

Was man gewöhnlich Schillers »Idealismus« im Gegensatze zu Goethes »Realismus« zu nennen beliebt, beruht auf einer willkürlichen Auffassung der beiden Begriffe. Ideal in gewissem Sinne muss jeder Künstler sein; es kann daher nur von der Darstellung dieses Idealismus an dem concreten Gegenstande die Rede sein. Nun nehme man, um nicht lang um diese Frage herumzugehen, als einen Beleg für die Behandlung dieses Idealen an einem poetischen Vorwurfe — z. B. der Idee der Freiheit — den »Don Carlos« und den »Egmont«. Schiller hat dieselbe als Abstraction in den enthusiastischen Seelen des Posa und Carlos, Goethe als historisches Ereignis in den pulsierenden Lebensempfindungen Egmonts, in der combinierenden Weltklugheit Oraniens zur Gestaltung gebracht. Dort stehen die beiden Träger der Idee, isoliert von einer Thatsache, Princip im Conflict mit Princip, ihrer Umgebung gegenüber; hier gruppiert sich um dieselben, wie das Räderwerk um die Triebkraft, der an gegebenen Verhältnissen sich krystallisierende Begriff der Freiheit. Daher, weil die Wirklichkeit mit ihrem unter Irrthümern, Schwächen und Rück-



fällen nach dem Ziele zickzackenden Vorgehen dem Enthusiasten stets philisterhaft erscheint, dies auch dem Goethe'schen Drama, das eben an die Wirklichkeit sich hält, von der leidenschaftlich erregten Jugend vorgeworfen worden ist; während Schillers »hohes Lied« der Freiheit, wie nicht anders erwartet werden kann, ewig als Standarte ihrer Gesinnung verehrt und vorangetragen werden wird.

249.

Nirgendwo drückt sich der Unterschied zwischen Schiller und Goethe in Anlage und Richtung deutlicher aus als in ihrem Verhältnisse zum Christenthum. Während jener demselben gänzlich fremd geblieben und es beiseite liegen gelassen bei seiner Production, sehen wir es bei Goethe hie und da hervorbrechen, ja, in zwei seiner bedeutendsten Werke, im »Faust« und in den »Wanderjahren«<sup>1)</sup> zu einem merkwürdigen Ausdrucke gelangen.

250.

Es ist viel hin und wieder gesprochen worden, ob Goethe historischen Sinn besessen habe. Darüber, in höherer Auffassung genommen, könnte, meiner Meinung nach, kein Zweifel bestehen, und die Frage wäre nur: ob ihm historische Reproductionsanlage der gewöhnlichen Qualität des Historikers innegewohnt habe; nämlich die Begabung mit der historischen Gläubigkeit und Gestaltungskraft.

Goethe war durchaus kein skeptischer Geist; im Gegentheil brachte er allen Erscheinungen auf jeglichem Gebiete die liebevollste Aufmerksamkeit und Anerkennung ihrer Existenzberechtigung entgegen; aber sie hatten sich erst an ihrer Wesenheit zu legitimieren, bevor er sie in seine Erkenntnis aufnahm. Durch seine Vorliebe für die Natur-

---

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 369, Nr. 213.

wissenschaft war er an ein Vorgehen gewohnt, das dem der historischen Untersuchung gerade entgegengesetzt ist. Denn während jene das Object auf seine Grundbedingungen zurückzuführen hat, um daraus das Gesetz seiner speciellen Entstehung und des Zusammenhanges mit dem Alleben zu entwickeln: hat es die Geschichtsforschung fortwährend mit dem Überlieferten, also mit Ergebnissen zu thun, die durch getrübte oder doch befangene Anschauungen vermittelt, durch schwankende Meinungen weiter getragen worden sind; und mit der Aufgabe, die tausend durcheinander laufenden Fäden der Ereignisse zu einem Gewebe zusammenzufassen und eine vernunftgemäße Weltführung daraus abzuleiten. Und hiermit scheint mir die Frage über Goethes Beruf zum Historiker gelöst zu sein. Für einen Geist wie den seinen, dem Wahrheit, Klarheit und Gesetzmäßigkeit vom ersten Bewusstsein an zum höchsten Bedürfnisse und Streben war, mochte sowohl der Weg als das Resultat des geschichtlichen Forschens, das von Dunkelheit und Dämmerung anhebt und durch Lüge, Schein, Voraussetzung und Verblendung vorwärtsschreitet, deren glücklichste Erfolge noch Hypothesen sind und deren ethische Folgerungen wohlgemeinte Täuschungen — nicht nur keine Verlockung, sondern, im Gegentheile, selbst etwas Abstoßendes enthalten. Denn ein Naturell und ein Wirken wie Goethes, so rein von jeder Phrase und Behelligung seiner selbst und anderer, ist, soweit meine Kenntnis reicht, in keiner anderen Existenz und Leistung der modernen Zeit anzutreffen.

## 251.

Nicht der Mann macht die Zeit, sondern diese den Mann. Bedeutende Menschen giengen immer aus einer bedeutenden Epoche hervor, in welcher sich fruchtbarer Stoff angesammelt hatte, dem es nur am Kern zum Anschlusse, am Anstoß zur Richtung und Entwicklung fehlte. Beides

bietet und bewirkt die Erscheinung des providentiellen Talentes und Charakters.

## 252.

Man hat es von kritischer Seite mitunter dem »Faust« zum Vorwurfe gemacht, dass ihn der Dichter in keine bestimmte Geschichtsepoche hineingestellt; was, besonders im zweiten Theil, wo er sich großen Weltverhältnissen gegenüber befindet, zum Nachtheile an seiner Lebendigkeit gereiche. Es ist mir nicht recht begreiflich, wie man so etwas als Tadel bemerken kann. »Faust« ist der Träger der ganzen Menschheitsidee, der alles an sich heranzieht, jede geschichtliche wie culturelle Erscheinung; wie wäre es da möglich, ihn in eine bestimmte Zeitphase einzuklemmen, die seine Bewegung wie seine Theilnahme an der allgemeinen Bewegung nothwendig hemmen müsste. Wie wunderbar wächst die Gestalt, wie sie der große Dichter geschaffen, aus sich selbst heraus und ins große, weite, reiche Leben hinein, der Conception nach wohl eine divina comedia in weit höherem Sinne als Dantes bewundernswertestes Dichtungswerk, das als Product des Genius vielleicht nicht seinesgleichen hat, aber, befangen von den mittelalterlichen Einflüssen und noch strauchelnd in dem Dämmergebiete der wissenschaftlichen Entwicklung, unseren gegenwärtigen Anschauungen und Anforderungen nicht zu genügen vermag.

Die Art und Weise des vorliegenden Abschlusses mochte wohl Goethe als die allein mögliche erschienen sein, die drei Richtungen, die mythische, ethische und den dramatischen Vorgang zusammenlaufen zu lassen und zu gleicher Zeit einen gestaltenden Ausdruck für die philosophische Intention zu gewinnen, ohne welchen sich dieselbe in einen mystischen Nebel verflüchtigen müsste, nachdem das Teufelholen des sagenhaften Faust außerhalb der Absichten des Goethe'schen Gedichtes lag. Die Formulie-



rung, welche die christliche Kirche unseren jenseitigen Erwartungen und Aussichten darbietet, gab dazu die geeignete dramatische Scenisierung, die, indem sie mit unseren einge- wohnten Begriffen zusammenfiel, meines Erachtens nicht passender hätte gewählt werden können.

253.

Dem Kinde ist der Frühling ein Gespiele, dem Jüngling eine Hoffnung, dem Manne eine Verheißung und dem Greise eine Erinnerung.

254.

Es muss jedermann unbenommen bleiben, seine Saatkörner für Thätigkeit und Genuss auszuwerfen und von Welt und Leben hinzunehmen, was ihm gemäß und ge- deihlich erscheint. Aber nicht fordere er, dass das neben ihm Wandelnde sich dem rückhaltlos accommodiere. Die An- bequemung muss eine gegenseitige sein; gleichwie die Zellen der Bienenwabe, die das Thierchen rund entwarf, die sechskantige Gestalt als ein solches Anbequemen des Nebeneinander darstellen.

255.

Man hat viel von der Objectivität eines Shakespeare, eines Goethe geschrieben. Mir ist nie recht klar geworden, was man damit hat bedeuten wollen. Bei ihnen, wie bei jedem echten Talente, durchdringen sich Objectivität und Subjectivität in jedem Producte. Denn die dichterische Objectivität kann nicht darin bestehen, dass sich der Dichter, wie Proteus, in jegliche Gestalt zu verwandeln verstehe, sondern dass er alle Erscheinungen rein in sich aufzu- nehmen und aus sich zu reproducieren fähig sei.

Coriolanus würde sicher den Kopf geschüttelt und Iphigenia verblüfft dareingeschaut haben, wenn ihnen ihre Abbilder von den beiden großen modernen Dichtern

entgegengetreten wären. Aber darum sind sie doch nichtsdestoweniger ihrer Absicht entsprechend in dem Sinne der einzig möglichen dichterischen Wahrheit. Rein objectiv sind eigentlich nur die Alten. Bei ihnen kommt überhaupt das Individuum so wenig zur Geltung gegenüber der Gesammtheit, dass auch in ihrer Kunst dieses Verhältnis umsomehr vorherrschen muss: das rein Menschliche im Gegensatze zum Charakteristischen der modernen Kunst. Bei dem Zusammenhange, den das Überirdische mit dem Realen überall bei ihnen aufweist und jenem die schöne Sinnlichkeit, diesem den idealen Anhauch verleiht, ist ihre Kunst der unvergleichliche Reflex aus beidem, dieselbe mit einer Hoheit und Anmuth durchdringend, die wir zu erreichen nie hoffen dürfen; wir, denen der aus jenem reizenden, alles erfüllenden Göttergewimmel zusammengeflossene eine Gott eine Abstraction ist ohne Gehalt für Begriff und Erscheinung und ohne Wärme für das Gemüth und der staatliche Gedanke ein Problem, nicht eine organische Lebensform.

256.

Es kann der jungen strebenden und empfindenden Entwicklung nichts Glücklicheres begegnen bei ihren ersten Schritten in der Arena ihrer Thätigkeit, als auf einen Menschen zu treffen, zu dem es gestattet ist, mit Verehrung und Vertrauen aufzublicken.

Denn Leben an Leben, wie bei den medicinisch-physiologischen Vorgängen, gilt auch bei unseren psychologischen Einwirkungen. Beispiel und Antheil sind der wahre Thau und Sonnenstrahl für unsere Seelenpflanze; ohne sie kein wahres erfreuliches Gedeihen. Das Herüber und Hinüber fördert unser Wachsthum mehr als die reichsten Zuflüsse des todten Buchstabens. Die Übungen in Verzichtleistungen aus unserer Eigenthümlichkeit für Aufnahme des theuren Schatzes aus befreundeter und verehrter Wesenheit läutert das junge Gemüth von der Über-

wucherung der Selbstliebe und Selbstschätzung, die nicht selten gerade das reich angelegte Naturell auf Abwege führen, von denen es so schwer die Rückkehr findet in die reinen Bahnen des Wirkens und Empfindens; und der Entbehrnis des oben angedeuteten Segens sind zum großen Theile die traurigen Risse zuzuschreiben, die mitunter in dem edelsten Metalle des Charakters vorkommen.

## 257.

Wenn wir alle künstlerische Production der Alten mit der modernen vergleichen, so sehen wir, dass, was wir Stil zu nennen pflegen, etwas ganz anderes ist, als was diesen Begriff gegenüber den antiken Künsten ausdrückt. Und dies geht natürlich aus dem ganzen Charakter der antiken Welt hervor. Ihre Art zu reflectieren wie zu empfinden, die Stellung der Kunst und Wissenschaft zu Leben und Staat ist eine von der unsrigen specifisch verschiedene. Wie die Art sich zu kleiden, zu bewohnen, zu gebaren in allen Angelegenheiten und Beziehungen durch die ganze classische Ära in gleicher Ausprägung sich erhielt, so stellt sie sich auch in allen sittlichen und künstlerischen Erscheinungen dar, in einer gewissen typischen Einförmigkeit, die an hoher Einfalt ersetzt, was sie an reicher Vielseitigkeit entbehrt.

## 258.

Es liegt in der Eigenschaft gewisser Dichterwerke — wie z. B. Goethes: »Lehr- und Wanderjahre Wilhelm Meisters«<sup>1)</sup> — gleich dem Leben aufzuhören, aber nicht abzuschließen; oder sagen wir vielleicht besser: in eine unendliche Perspective auszutönen.

## 259.

In einem hat es die modernste Musik gar erstaunlich weit gebracht, in der Fähigkeit, aus nichts viel zu machen.

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 389, Nr. 249.



Wenn man die innere Hohlheit gewahr wird, aus der heraus die Wirkungen der heutigen Tonkunst (Tongeschicklichkeit sollte es eigentlich richtiger heißen) entspringen, kann man vor Verwunderung nicht zu sich kommen und fragt sich: von wo, von was diese Begeisterungen? Veranschaulicht man sich aber dann das ganze geistige Materiale, aus dem sich unsere gegenwärtige Cultur aufbaut, so verliert diese Erscheinung das Befremdende und reiht sich mit Darwin'scher Folgerichtigkeit dem allgemeinen Entwicklungsgange an. Die Kunst keucht neben dem über vulcanischen Boden hinstürmenden materiellen Leben einher und will nicht länger mehr das bei der »Theilung der Erde« vergessene Kind sein. Aber eine beruhigte Zeit wird und muss kommen, wo sie, ihrer Verwilderung entwachsen, diesen Wettlauf aufgeben, ihre Blicke wieder vom Boden erheben und des »Vaters Zeus« erhabener Verheißung dankbar-freudig eingedenk sein wird.

260.

Wie wenige befinden sich in der Lage, rein aus sich heraus wirken zu können. Sie sind genöthigt zu widerstreben, wo es ihnen Bedürfnis wäre, sich hinzugeben, zu kämpfen, wo sie sich anzuschließen wünschten, ihren Platz, ihre Thätigkeit gegen Anmaßung und Missgunst, ihre Neigungen gegen Andersgesinnte zu schirmen, ihre geistigen wie materiellen Erwerbisse gegen Angriffe aller Art sicherzustellen. Denn es ist den Menschen wie allen anderen Geschöpfen dieser Erde nicht beschieden, sich behaglich nebeneinander auszubreiten, ihre Wesenheit in Eintracht und Zusammenhang zu genießen; weil sich das Wort des großen Forschers Darwin »der Kampf ums Dasein« zur Entwicklung des Urgegebenen, sei sie in die Breite oder in die Höhe, durch den gesammten Lebenskreis als Gesetz bewährt. Ist es da zu verwundern, wenn so viele Früchte nur halbreif oder angestochen vom Baume fallen, die unter ungestörten Einflüssen zu lauterer Freude und Genuss gediehen wären?

Und allzu trostlos nähmen sich solche Betrachtungen aus, wenn nicht noch hie und da eine Erscheinung auftauchte, die außerhalb dieses Bannes ihre Bahn, gleich einer Göttergestalt, hinzuwandeln bevorzugt ist. Raphael und Goethe sind hier vor allen zu nennen; Mozart, welcher zwar, mehr als irgend ein Genius, von dem Drang der Verhältnisse zu dulden hatte, bewahrte sein Schutzengel, sein himmlisch-kindliches Gemüth, vor den Einwirkungen des Kakodämon; er glänzte wie der helle Abendstern nur kurz am Kunsthimmel, — aber als ein Verkünder heiligsten Friedens und seligster Verheißungen.

## 261.

Ich möchte hier gerne die interessante Äußerung meines unvergesslichen Nikolaus Lenau festhalten. Der hochbegabte Dichter liebte, wie es im natürlichen Zusammenhang mit seinem Charakter und Genius stand, vor allen Tonsetzern Beethoven. Er konnte nicht satt werden, die sogenannte Riesensonate mit mir zu spielen, deren Geigenpartie er mit tiefer Erregung und sehr zarter Bogenführung vortrug. Bei einer Stelle derselben rief er mir einmal zu, indem sein schönes Adlerrauge aufflammte: »Hier theilt er Welten aus!« Wir hatten sehr häufigen Meinungs-austausch über die beiden größten Tonmeister. Er vermochte nicht Mozart vollkommen gerecht zu werden neben seinem theuren Heros, besonders in dem, was man jetzt als »absolute Musik« zu bezeichnen pflegt. Da forderte ich ihn eines Tages auf, mir eine von Mozarts Sonaten für Clavier und Violine zu begleiten. Wir giengen ans Werk. Es war, wenn ich nicht irre, die zweite der Sammlung. Ich bemerkte mit Befriedigung, wie, je weiter wir vorwärts kamen, jenes kindliche, herzinnige Lächeln um seine Lippen spielte, das seine ernstedlen Züge zu verklären pflegte, wenn ihm etwas so recht gefiel. Nach dem Schlusse des wunderschönen Andante legte er still den Bogen hin und sprach zu mir: »Sie haben

richtig empfunden, das ist ganz Homer.« Wer hätte es gedacht, dass ein Jahr später sich die trostloseste Nacht über diesen edlen Geist breiten würde! Er war einer der wenigen von Österreichs Literaten, die meinen Bestrebungen eine warme Theilnahme entgegenbrachten. »H. ist ein echter Dichter,« sprach er oft in einem uns beiden befreundeten Kreise aus; und als mein dramatisches Gedicht »Ein weibliches Herz«,<sup>1)</sup> nachdem es in seinem limbus infantum so reiche Hoffnungen erweckt hatte, aus mancherlei, allerdings auch innerlichen Gründen, aber noch mehr an der Missgunst äußerlicher Verhältnisse, der albernen und tyrannischen Bevormundung der Censur und Regiefehlern der bedenklichsten Art bei der Darstellung Schiffbruch erlitten hatte, richtete er die folgenden Zeilen an unsern gemeinschaftlichen Freund Karl Eduard Bauernfeld: »Des Dichters und seiner Freunde Hoffnung, der poetische Reichtum des Stückes werde eine auch in ästhetischer Beziehung übel zugerichtete und tief herabgekommene Menge über die praktischen Übelstände desselben hinausheben und dafür entschädigen — diese Hoffnung war illusorisch und ist auf plump grausame Weise zurückgewiesen worden. Legt man einem Esel Lilien und Hyacinthen verhüllend auf sein Futter in die Krippe, so wird er das unfressbare Geblüme unwillig hinauswerfen; so warf das Publicum meines Freundes Lyrik aus der Krippe und fraß das darunter befindliche nicht maulgerechte dramatische Futter voll lärmender Geberden des Unwillens hinunter, die Blumen am Boden mit zornigen Hufen zerstampfend. Es war ein heilloser Abend.«

262.

Mit dem Vorwurfe des Plagiats geht man wohl häufig zu weit. Da das Vorkommen einer Congenialität des Denkens

<sup>1)</sup> Vgl. Bd. IV, S. 1 ff. und Bd. VI, S. 77 ff. Hier ist die Briefstelle Lenaus citiert. d. Hg.



und der Gesinnung doch nicht in Abrede gestellt werden kann, warum sollte ihr künstlerischer Ausdruck nicht ebenfalls verwandtschaftliche Züge tragen, umsomehr, als der moderne Bildungsgang in seinen Ansätzen wie Ausläufen eine Verallgemeinerung aufweist, ähnlich derjenigen unserer mechanischen Bewegungs- und Verkehrsmittel. Der Kreis der ethischen Ergebnisse ist ein beschränkter und abgeschlossener; und wenn es als die Aufgabe des Philosophen und Culturhistorikers erscheint, jene Ergebnisse in Auf- findung neuer Anknüpfungspunkte an die Moral (welche die praktische Verwertung des ethischen Principis ist), zur Anschauung zu bringen, so ist es der Beruf des Poeten und Künstlers, dieselben in frappanten und anmuthigen Beziehungen zur Welt der Erscheinungen zu gestalten. Dass es dabei nicht ohne Reminiscenzen in der einen oder andern Richtung ablaufen könne, geht natürlich daraus hervor.

## 263.

Dem aufmerksamen Beobachter von Sein und Schein treten mitunter, in Menschen und Büchern, Erfahrungs- entgegen, die er sich nicht sogleich zurechtzulegen vermag. In beiden muss er anerkennen, dass sie aus edlem Stoffe gebildet, mit reichen Gaben ausgeschmückt seien, und doch ist ihre Wirkung auf die Mehrzahl eine geringe, wenn nicht ganz und gar ablehnende. Woher nun diese Erscheinung? Bei näherer Prüfung ergibt sich als Resultat: dass eine gewisse Vornehmheit, die ihnen innewohnt, den Bannkreis bildet, der sie um den verdienten Erfolg bringt. Man miss- verstehe diese Bezeichnung nicht. Es soll damit nichts aus- gedrückt werden, was auch nur die entfernteste Verwandt- schaft hat mit dem selbstbewussten Götzendienste des Hoch- muths oder mit der Geringschätzung der an unserem Leben und Wirken Theilnehmenden. Jene von mir also bezeich- nete »Vornehmheit« will keinen Vorzug bedeuten, sondern einzig eine in der tiefsten Charakter- und Künstleranlage

ruhende Abgeschlossenheit gegen gewisse Lebensinflüsse; eine Scheu vor gewissen Berührungen, eine Atmosphäre für das Seelenathemholen, deren Bedingungen in so nothwendiger Zusammensetzung für ihre Wesenheit sind wie die chemische für die physiologischen Organismen. Wenn ich dafür den Ausdruck »Vornehmheit« gebrauchte, so soll dies nur, durch den Hinweis auf die äußerliche Erscheinung des ähnlich Bezeichneten im gewöhnlichen Lebensverkehr, die Auffassung meiner Meinung unterstützen. Die Eigenthümlichkeit derselben im Sinne meines Vorwurfes ist mehr negativer als positiver Natur — die Empfindlichkeit der Sensitive. Und wie ich die reinlichst umgebenen und zartest empfindenden Frauen zur Zeit der Noth niedersteigen sah in die ekelhaftesten Kammern, an die Lager treten von Leiden, deren Nennung sie schon erbeben machten, um zu trösten und zu pflegen; so entdeckte ich auch in Büchern, die als pretentiös und überkünstelt beleumundet waren, die tiefsten Seelenstimmungen, die wärmsten Pulsschläge. Aber die Menge kann es so schwer fassen, dass die Anmuth die Natürlichkeit nicht ausschließe, und dass der Genius, der im Staatskleide an sein Werk geht, wie es Glück pflegte, darum nicht minder an der Hand der Wahrheit wandelte als Beethoven im Schlafrock und Pantoffeln.

264.

Kein geistiger Organismus ist so wohl geordnet, dass sich nicht irgendwo in einem Winkel ein Plätzchen für die Narrheit fände.

265.

Seine Verhältnisse auf Welt und Leben zu übertragen und aus denselben heraus zu beurtheilen ist die Weise des beschränkten Geistes. Der höhere Geist schließt aus dem Umsich auf das Insich zurück und wägt und wirkt demgemäß.

266.

Die Welt wird weder belehrt, noch bekehrt durch das Wort, sondern durch die Macht der Umstände. Aber auf diese aufmerksam zu machen ist die Aufgabe des Lehrenden.

267.

Den Stundenzeiger der Zeit vorwärts zu treiben ist der Beruf der Menge; aber den Verlauf zusammenfassend auszutönen, ist die Sendung des Genius.

268.

Zu denken und zu empfinden ist mehr oder minder jedermanns Sache; aber das eine wie das andere zu entwickeln und zu klarem Bewusstsein und Ausdruck zu bringen ist das Geschäft des Philosophen und Dichters.

269.

Der wahre Staatsmann wird zwar von Principien ausgehen, aber stets nur mit Factoren operieren.

270.

Das sogenannte »goldene Zeitalter« würde uns, die wir an Pflichten neben unseren Forderungen und an Widerstreben bei unseren Freuden gewohnt sind, als kein wünschenswerter Zustand erscheinen. Dem Sinnbegabten kann Genuss nur Wirken und Kämpfen und Ruhen nur Ausruhen nach der Arbeit bedeuten.

271.

Welch eine ernste Warnung an den Geschichtschreiber ist Thiers. Wem das »quos ego« nicht zu Gebote steht, der hüte sich, die Wogen aufzuwühlen. Es wäre zur Zeit der unerhörten Erfolge Frankreichs die Aufgabe des



Historikers gewesen, das von seinen Siegen trunkene Volk zur Nüchternheit zurückzurufen, auf die Nemesis hinzuweisen, die der Überhebung stets an der Ferse schreitet. Die Geschichte des Empire ist der größte Fehler, der je von einem Staatsmanne begangen worden ist, und hat auch seine bittersten Früchte getragen.

272.

Der Mensch mag noch so beschränkt in der Anlage und den Bedingungen seiner Wesenheit sein, wenn er darin nur ein Ganzes darstellt. Aber es gibt Individuen — und ich zähle sie zu den unglücklichsten — die von einer dunklen Unruhe vorwärts gedrängt werden nach der Erkenntnis der Wahrheit wie nach den Genüssen der bunten Reize und Herrlichkeiten des Lebens, die kaleidoskopartig durcheinander gerüttelt vor ihrem Sehnen schwirren, ohne ihnen etwas anderes als die Pein der Enttäuschung zu gewähren. Sie beklagen sich, weil sie nicht begreifen, dass sie der Voraussetzungen entbehren — der angeborenen wie der erworbenen — um der ersehnten Befriedigung theilhaftig werden zu können. Das Genießen beruht zum geringeren Theile in den Objecten, zum größeren im Subjecte selbst. Es ist eine Fähigkeit und eine Kunst; eine Erwerbung wie eine Entsagung. Bei unseren geistigen Freuden, welcher Vorbereitung bedarf es dazu durch unermüdeten Fleiß, durch treue Aufmerksamkeit und liebevolle Sammlung, durch reinliche Pflege unserer Empfindung und rüstige Übung unserer Seelenvermögen. Ja selbst die materiellen Genüsse wollen mit Maß und Anmuth hingenommen werden, wenn sie nicht mit Unbehagen ausklingen sollen.

Und so bewahrheitet sich überall an den Kindern des Adamah<sup>1)</sup> der mythische Edenfluch: die an allem unserm

<sup>1)</sup> Vgl. Bd. III, S. 92, zu V. I.

Thun hängenden Schweißtropfen der Mühe und Entsagung. Nur wer sie vorausnimmt, wird durch reine Freuden belohnt; wer dies versäumte, wird entweder niemals dazu gelangen oder doch die Erfüllung seiner Lust hinterher zu sühnen haben.

273.

Duldung für alles, nur nicht für Roheit und Fanatismus; denn ihr Überwuchern würde jedem Zustande der Gesittung ein Ende machen. Alle anderen Irrthümer und Ausartungen der menschlichen Natur finden in den ihnen entgegengesetzten Strebungen und Tugenden ein Correctiv, das nach tief begründeten Weltgesetzen in den Resultaten zum Vortheil des Besseren ausschlagen muss. Aber jene beiden feindlichsten Kräfte des Kakodämons des Seins und Werdens entziehen sich dem Kampfe mit edleren Waffen und müssen, gleich Antäus, in der von ihrem mephitischen Hauche verpesteten Luft erwürgt werden.

274.

Was die gedankenlose, stets voreingenommene Menge von dem »Natürlichen« fordert, beruht auf demselben Missverständnis des Begriffes wie dasjenige, was sie von dem »Wahren« erwartet. Sie verkennt, dass beides dem Naturell des Objectes entsprechend sei, aus den Bedingungen ihrer Wesenheit hervorgehe; und in diesem Sinne kann die Äußerungsweise des Hofmannes ebenso natürlich sein als die des Schöpfers. Das eigene Individuum zum Maßstabe zu nehmen für die Beurtheilung des fremden, darin liegt der Irrthum.

275.

Was vielen Erscheinungen in Leben und Kunst unserer Zeit ein so widerliches Gepräge aufdrückt, ist ihre Wildheit ohne Leidenschaft und ihre Leidenschaftlichkeit ohne Begeisterung.

276.

Das Wort befreit nicht nur im Gemüthe, sondern auch in der Forschung von der Bangigkeit dämmriger Zustände.

277.

Die Tagespresse ist, als eine Photographie der Zeitstimmungen, in ihrer Totalität allerdings ein unschätzbares, ja das einzige Material für den Geschichtschreiber. Anders verhält es sich wohl mit ihrem Werte des individuellen Einflusses. Denn da sie, wenn sie etwas bedeuten soll, eine Partei vertreten muss, so ist schon damit angedeutet, mit welcher Vorsicht ihre Manifestationen aufzunehmen seien.

278.

In krassester Illustration — und doch so unbeachtet — spricht sich unsere Neigung zum Undank aus in unserm Benehmen gegenüber von Geschenken. Ganz unbedenklich empfängt selbst der Reiche und Höchstgestellte von dem Armen und Niedrigen ein Vermächtnis, das er als eine Gabe unter Lebenden mit Empfindlichkeit zurückgewiesen hätte. Das Warum kann wohl kein anderes sein als die Verpflichtung der Dankbarkeit, die dem Verstorbenen gegenüber wegfällt.

279.

Im Erforschen unserer Fehler und Irrthümer ergeht es uns häufig so wie mit dem Aufsuchen eines vermissten Gegenstandes. Wir stöbern an hundert Stellen darnach, nur nicht an den augenfälligen, und das Gesuchte bleibt uns nur verborgen, weil wir daran vorübergehenden, ohne es zu beachten.

280.

Uns am Großen zu messen, gereicht immer zu unserem Vortheil; wenn auch nicht für unser Talent, an dem selten



etwas zu ändern gelingt, doch für unsern Charakter. Und deshalb kann das Studium der Alten Lehrenden wie Lernenden nie genug empfohlen werden.

281.

Was das Studium der alten Geschichte so eindringend und anregend macht, ist, dass uns in dem großen Individuum der bedeutende Inhalt der Gesammtheit ausgeprägt erscheint.

282.

Es ergeht einem mit Goethe wie mit Dürer. So groß sie auch in ihren Meisterwerken sich manifestieren, da, wo das Individuum die künstlerische Leistung sozusagen mit seinem Lebensblute durchdringt (wie bei Dürer in seinen Handzeichnungen und bei Goethe in seiner Correspondenz), erscheint der volle Inhalt ihrer Natur zu seinem größten Vortheile und zu unserm köstlichsten Genusse.

283.

Musik ist die artikulirte Sprache der Natur.

284.

Was ist das Schöne? Es ist wohl eigentlich in seinem tieferen Sinne eben so undefinierbar wie alles, das in seiner höheren Wesenheit außerhalb der realen Perception liegt. Vielleicht könnte es annähernd angedeutet werden als: was den Begriff zur Idee erweitert und die Empfindung zur Entzückung steigert; mit einem Worte: was das Reale mit dem Idealen durchdringt und verklärt.

285.

Sucht erst etwas zu sein, bevor ihr etwas gebt! möchte man der Mehrzahl der heutigen Dichter und Schriftsteller

zurufen, so oft ein neues Product von ihnen auf den Büchermarkt kommt.

286.

Ist die Architektur eine Kunst, oder gehört sie nur in das Gebiet der Wissenschaft und des zur Kunst gesteigerten Handwerkes? Gewiss ist auch sie eine Kunst, obgleich nur eine Halbschwester der anderen Künste, Poesie, bildende Kunst und Musik, da sie nicht wie diese von der reinen Idee ausgeht, sondern ihren Anstoß vom Bedürfnis erhält. Ein architektonisches Werk, das nicht auf einen Zweck zurückzuführen ist, wäre ein Unding und ist daher ganz undenkbar.

Wodurch reiht sich also die Architektur den anderen Kunsterzeugnissen an? Ich denke damit, dass auch durch sie eine Idee zur sinnlichen Anschauung gebracht wird, nämlich: die Grundbedingung aller Räumlichkeit, die Beschränkung, in die höhere Schranke der Kunst, welche der gebildete Geist fordert, zu verwandeln und so das starre Gesetz der Nothwendigkeit mit dem Reize der Willkür zu umkleiden und, indem sie dem Bedürfnis dient, der Einbildungskraft Schwingen verleiht, sich darüber zu erheben ins Reich der idealen Bedingungen und ethischen Grundlagen der menschlichen Strebungen. Wer jemals dem Dom zu Köln, dem römischen Pantheon oder den Propyläen des einstigen Athen seine Betrachtung zuwendete, wird, wenn auch nicht deutlich in sich ausgesprochen, die angedeuteten Beziehungen herausfühlen und nicht anstehen, der Architektur ihren Platz neben den anderen Künsten einzuräumen.

287.

Der Einfluss Heines auf Gesinnung, Empfänglichkeit und Richtung seiner Zeitgenossen liefert ein höchst beachtenswertes Stückchen Culturgeschichte des deutschen Volkes.

Dieses glänzende, ja meteorartig leuchtende Talent hat mit verblendendem Schimmer seine Welt des Scheines der Wahrheit unterzuschieben verstanden und nicht allein seine bewundernden Leser gewöhnt, sich daran zu genügen und zu entzücken zur bedauernswertesten Schädigung des gesunden Bewusstseins im Empfinden und Wirken, sondern auch auf die gleichzeitige Production seinen Einfluss ausgeübt.

Und sehr begreiflich! Denn um das Schöne hervor-zubringen, gehört neben dem bedeutenden Talente auch das schöne Naturell, während das Pikante zu fabricieren der Geist und eine gewisse Quantität Gestaltungskraft ausreichen. Das Recept dazu, wie es Heine (freilich in genialischer Überlegenheit seinerseits) liefert — die saloppe Behandlung der Empfindung sowohl, als aller ethischen und socialen Angelegenheiten, die beizende Ironie, die allem Ernste ihre Neckperücken aufstülpt und jede Tiefe mit bunten Scherben ausfüllt — alle diese Ingredienzien sind jetzt allerdings in ihren Wirkungen bedeutend abgeschwächt; aber als gänzlich überwunden kann man sie doch nicht betrachten. Sie bringen, wengleich mannigfachst modificiert, das Schiller'sche »Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen« <sup>1)</sup> auch noch heutigen Tages zumarkte.

288.

Man geht nicht nach Italien, um dort Kunstwerke auf-zusuchen, denn diese findet man ja überall, wo die Cultur zur Entwicklung gelangte. Aber deshalb wandert man un-ablässig in jenes gelobte Land der Kunstbegeisterung, um den Eindruck derselben in ihrer reichsten Fülle zu empfangen unter den Bedingungen ihrer Entstehung. Wie der passende das Gemälde ab- und einschließende Rahmen es

---

<sup>1)</sup> Schillers Gedicht »Das Mädchen von Orleans«. V. 13.  
d. Hg.



erst zur vollen Geltung bringt, wie die Luft- und Landschaftsstimmung über die Gewächse, die uns im Treibhause stets mit einem Gefühle von Fremdartigkeit anmuthen, den vollen entzückenden Zauber ihres Daseins verbreitet: so werden uns die Kunstschöpfungen der vergangenen Jahrhunderte zum Vollgenusse, wenn sie uns als Ausdruck der Zustände entgegentreten, unter deren Lebenshauche sie emporwachsen.

289.

Das individuelle Dasein hat allein im Menschen eine Bedeutung, in allen übrigen selbstthätigen Lebenserscheinungen taucht es nur aus der Gattung auf, um wieder darin zu verschwinden. Und dies ist der Ausgangspunkt für die Beurtheilung und Würdigung der Stellung des Anthropos zum irdischen Kosmos. Der Mensch ist nicht allein Product, sondern auch Producent in dem großen Gestaltungs- und Entwicklungsprocesse der Naturkräfte, auf den er mit den fortschreitenden Jahrtausenden immer wirksameren Einfluss gewinnt für jeden, der Sinn hat, es zu gewahren.

290.

Kotzebue hat den Vortheil gehabt, mit seinem bei uns bisher unvergleichlichen Talente in eine Zeit der Unbefangenheit von Tendenz- und Tiefsinn-Ansprüchen zu fallen, die so günstig ist der Production, welche auf heitere Anregungen ausgeht. Was aus dieser, leider ohne Nachfolger gebliebenen, echt theatralischen Kraft unter den gegenwärtigen Verhältnissen geworden wäre, ist wohl nicht zu errathen. Aber wohl vermuthen darf man, dass er auch ihren Stoffen einen mit Lebenspulsen erfüllten Inhalt für seine Leistungen würde abgewonnen haben; was sich nur sehr bedingt sagen lässt von den heutigen Lustspieldichtern, die sich mühsam mit lauter Problemen herumschlagen, welche auf Tiefe und Bedeutung reflectieren, anstatt frisch

hineinzugreifen ins volle Menschenleben und es anzupacken, wo sie es eben erhaschen können.

Man pflegt gewöhnlich unsere geselligen Zustände dafür verantwortlich zu machen. Allerdings sind die ethischen und socialen Fragen, welche von jeher die Welt bewegten, jetzt näher an uns herangerückt; aber dass solches ein Hindernis geworden für den Dichter statt einer Förderung, zeugt nur von der unzureichenden Kraft dieser, nicht von der Sterilität jener. Sie werden mit der doctrinären Absichtlichkeit und Aufdringlichkeit des Culturhistorikers, statt mit der anmuthigen Beschaulichkeit und Freibeweglichkeit des Künstlers behandelt — und daher der unerquickliche Eindruck.

291.

Das eigentliche Gebiet der reinen Komödie ist das Zufällige; d. h. jener Erscheinungen im Leben, die nicht auf ethischer Grundlage, sondern auf den Satzungen, Gewohnheiten und Gepflogenheiten des geselligen Verkehrs beruhen. Je mehr dieser sich von dem Zustande der Natur entfernt, desto fruchtbareren Stoff liefert er in seinen Verzerrungen des rein Menschlichen dem Lustspieldichter.

Das ethische Moment bildet den Lebenspunkt der Tragödie; und die aus beiden zusammengefllossene Mischung, das Drama, macht sich's zur Aufgabe, die aus Leidenschaft und Willkür entstehenden Conflictte zur Anschauung zu bringen.

292.

Es gibt Begriffklauber, wie es Wortklauber gibt. Mit solchen zu verkehren, gehört unter die unausstehlichsten Plagen der Geselligkeit.

293.

Das Schöne ist vom Guten nur formell unterschieden. Beides ist nur der Ausdruck der Idee, des Ewigen in der

flüchtigen Erscheinung: in That, Gesinnung und Empfindung.

294.

Leidenschaft kann nur dort einen ästhetischen Eindruck gewähren, wo sie als Agens der Thatkraft gelten mag. Daher ihre peinliche, ja zurückstoßende Wirkung bei Greisen, Frauen und Kindern.

295.

Die modernen Schriftsteller und Ästhetiker mögen mit so vornehmer Geringschätzung auf Wieland herabsehen, wie sie wollen, sie könnten gar manches von ihm lernen, was der Neuzeit ganz abhanden gekommen zu sein scheint: die liebenswürdige Urbanität des Verkehrs, die milde Weisheit und Gesundheit der Lebenspraxis und die Anmuth des künstlerischen Schaffens. Es ist jener reizende Abglanz der antiken Welt, der in der Epoche der italienischen »Renaissance« so bezaubernd in die Literatur und Kunst herüberschimmert und dieselbe zu den Schöpfungen eines Raphael und Ariosto u. dgl. m. verklärt.

Wahrlich, es könnte nur zum Vortheil für den Produzierenden wie für den Genießenden sein, sich zu reinigen in jenem, aus echt kastalischem Quell abgeflossenen Kunstfluidum von dem Staub und Schmutz, den das alles wild aufwirbelnde Treiben des Tages uns angeweht und hineingetragen in die Räume, wo uns nur Schönes und unsere Seele Läuterndes und Befreiendes begegnen sollte.

296.

Woher kommt es, dass die Musik mehr als die anderen Künste der Mode und der Stimmung des Tages unterworfen ist? Wohl daher, dass sie die geselligste der Künste ist und deshalb ihren Tribut der Accommodation nicht verweigern



kann, den jede Genossenschaft fordert. Sie ist von der Wiege bis zum Grabe, durch alle Stufen des Gemeinwesens, in allen Äußerungen des Lebenstriebes Begleiter, ja Chorführer; erhöht jede Lust, verklärt jeden Schmerz, heiligt jeden höheren Drang. Die Unmittelbarkeit ihres Einflusses, die Allverständlichkeit ihrer Sprache eignen sie dazu vorzugsweise; ja, die künstlerischen Organe, deren sie sich zur Vermittlung ihrer Inspirationen zu bedienen genöthigt ist, halten sie in einer unvermeidlichen Abhängigkeit von dem Zeitgeschmacke und Bedürfnis.

Und dies wird stets ins Auge zu fassen sein bei Beurtheilung ihrer Leistungen, um denselben gerecht zu werden.

## 297.

Was in unserm alten Europa der freien Bewegung in jedem höheren Sinne entgegensteht, ist der noch nicht gänzlich überwundene Kastengeist. Welchen Segen das Auflösen desselben zu bewirken im Stande sei, hat bereits zum Theile das Hereinbrechen des sogenannten höheren Dilettantismus in die Gelehrtenzunft dargestellt; dessen größter Vertreter und Förderer unser größter Denker, Forscher und Dichter, Goethe, war. Nur wenn es gelungen sein wird, den Bann vollkommen zu brechen, der die verschiedenen Lebens- und Culturfactoren noch von einander sondert, dürfte die wahre Freiheit, d. h. das Recht jedes Einzelnen auf die Ausübung all seiner Fähigkeiten und vernunftgemäßen Ansprüche zur Geltung kommen. Die jetzt so beliebte Theilung der Arbeit, die von so unbestreitbarem Nutzen für alle mechanische Production ist, scheint mir im Gebiete des geistigen Wirkens von gerade entgegengesetzter Folge. Hier kann nur durch das Zusammenwirken aller zu einem großen Ganzen das möglich höchste Resultat erreicht werden. Und diese Aufgabe ist der Zukunft vorbehalten und ihr schönstes Ziel.

298.

Partei zu nehmen ist nicht nur eine Berechtigung, sondern selbst eine Verpflichtung für jede strebende, noch vollsäftige Lebenskraft. Aber dem Greise steht es zu, sich abseits zu halten von den Kämpfen der Meinungen und Bestrebungen; denn alles, was er für sich und andere noch gewinnen kann, ist ein stilles Abwägen des Erreichten und Erworbenen und ein mildes ausgleichendes Vermitteln der Gegensätze.

299.

Hass ist so wenig ein Laster als Liebe, sondern eine der energischsten Lebensäußerungen, wodurch es uns möglich wird, das höchste unserem Naturell und unseren Anlagen Entsprechende, ja oft weit darüber hinaus zu vollbringen. Beides in die rechte Bahn zu leiten, darauf kommt es an.

Dies ist kein Paradoxon, sondern eine bedeutungsvolle Wahrheit, welche von den leuchtendsten Blättern der Geschichte illustriert wird. Aber sie darin zu erkennen, ist keinem oberflächlichen Blicke, sondern nur dem aufmerksamen Forschen des Denkers gegeben. Was man gewöhnlich als Hass zu bezeichnen pflegt, ist ein kleinliches Gewimmel feiger Triebe, die freilich nur Erbärmliches auszubrüten im Stande sind.

300.

»Alles zu seiner Zeit« ist eine nicht minder beherzigenswerte Lebensregel als Chilons berühmtes: »Kenne dich selbst.«

301.

Diejenigen, die den Kunstrealismus predigen und zur Begründung ihres Dogma Shakespeare anführen, zeigen damit an, dass sie weder für jenen, noch für diesen das wahre Verständnis haben. Niemand ist weniger Realist in ihrem Sinne als Shakespeare; denn sein Realismus hat nichts mit dem künstlerischen Objecte zu thun, sondern

einzig mit den theatralischen Verhältnissen, zu denen er sich allerdings durchaus praktisch stellt, wie es in jener Zeit unvermeidlich war; viel mehr als jetzt, wo die ästhetischen Anforderungen größeres Gewicht haben. In Beziehung auf die dichterische Frage wage ich es auszusprechen, dass er der idealste aller modernen dramatischen Dichter sei; nicht allein was den philosophischen und ethischen Inhalt seiner Schöpfungen und die Eigenart seiner Gestalten, sondern auch was die Behandlung und den Vortrag anbelangt.

Er reproducirt allerdings die Welt und das Leben mit den ihnen zukommenden charakteristischen Merkmalen, aber umgegossen in die in ihm ruhende ideale Form. Und darin beruht überhaupt jede künstlerische Schöpferkraft; denn nicht ein Photograph, sondern ein Nachbildner ist der Künstler; nur den Stoff liefert ihm das Object, es seinen Absichten gemäß umzubilden, in die günstigste Beleuchtung zu rücken, seinen idealen Inhalt von dem Zufälligen der Erscheinung loszuschälen — mit einem Worte: all die Eigenschaften, die den schöpferischen Geist von dem bloß beobachtenden und forschenden, all die Kunstgriffe, die den Künstler vom Handwerker unterscheiden, sind bei ihm unaufhörlich in Wirksamkeit und drücken seinen Werken das Gepräge auf, das sie als Producte der Natur und zugleich der Combination erscheinen macht. Welche Verschmelzung uns in den Erzeugnissen aller großen Genien mit so unwiderstehlicher Gewalt zu Mitgenossen ihres Kosmos macht.<sup>1)</sup>

Wer den prägnantesten Ausdruck von Idealismus und Realismus in der dramatischen Poesie anschauen will, vergegenwärtige sich ein Stück von A. Dumas und eines von Shakespeare. Der Contrast kann nicht größer gedacht werden.

---

<sup>1)</sup> Vgl. S. 380, Nr. 223.



Wenn man bedenkt, in welch ungünstiger Lage ein dichterisches Product — das nicht wie die Erzeugnisse der Musik und der bildenden Kunst die Stimmung sich allso gleich erzwingt, sondern vorfinden muss, um ihre schreitenden Wirkungen zu erreichen — gegenüber der Kritik sich befindet, die nicht allein, der Natur der Sache nach, eine solche nicht immer bei der Hand haben kann, sondern sogar von jeder Stimmung abstrahieren zu müssen glaubt, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden: so darf man sich nicht wundern über die kritischen Richtersprüche, die mitunter zum Vorschein kommen. Und diejenigen, die ein so großes Gewicht legen auf dergleichen Schulzeugnisse, mögen sich nur selbst fragen: hätte mir wohl diese Dichtung, die ich, hingestreckt unter einen blühenden Lindenbaum, von Frühlingslüften angeweht, umflattert und umklungen von frohem, reizendem Leben, genossen, denselben Eindruck gemacht in der frostigen Herbststube, unter dem betäubenden Straßenlärm der dumpfen Stadtbehausung? Man denke sich noch die Zwangslage des Kritikers hinzu und alle daraus hervorgehenden Consequenzen.

Dem Schriftsteller ergeht es gegenüber der Gunst des Tages nicht selten nach dem Ausspruche des Evangeliums: »Wer da hat, dem wird gegeben, dass er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, das er hat.« Ist es ihm gelungen, im Auslaufe einen glücklichen Wurf zu thun, der ihm die Sympathie einer Partei erringt, die am Steuer der spontanen Geisterbewegung steht, so hat er das Los für jeden ferneren Treffer in der Tasche. Denn die Mehrzahl liebt es, sich anzuschließen, wo ihr ein fertiges Urtheil vorliegt; und die Kritik findet es behaglicher, das Prädestinierte aus dem Wuste der literarischen Erscheinun-

gen herauszugreifen und zu prämiieren und sich damit die Mühe des Prüfens und die Verantwortlichkeit des Zeugnisses zu ersparen.

304.

Von den Verhältnissen sich bestimmen zu lassen, statt diese zu beherrschen, bildet den Lebensinhalt der meisten Menschen. Und vielleicht ist es gut, dass es also sei. Denn dadurch gewinnen die Geister der Initiative Raum für ihr Wirken, was ihnen doppelt schwer gemacht würde, wenn sie sich, neben den Hemmnissen durch Neid und Unverstand, auch noch verbreiteterer Selbständigkeit gegenüber befänden.

305.

Die widerlichste der mannigfachen Masken, hinter denen sich die Eigensucht verbirgt, ist der Kosmopolitismus.

306.

Es lässt sich selbst noch leichter mit dem bösen Willen verkehren und zu demselben ein leidliches Verhältnis herstellen, als mit der Dummheit. Wer an diese gekettet ist, dessen Leben und Wirken ist ein verlorenes, er möge es anfangen wie er wolle.

307.

Nicht das Schlechte, sondern das Gemeine, womit uns der Tagesverkehr in Zusammenhang bringt, ist von bedenklichem Einflusse auf uns. Denn gegen jenes schützt uns Naturell und Charakter, während wir uns diesem gegenüber vollkommen wehrlos befinden. Wenn einerseits Verständnis und Anerkennung der Lebensathem unseres Behagens wie unseres Wirkens sind, so ist andererseits ein gewisser Anklang an unsere geistigen, ethischen und ästhetischen Principien nothwendig, um unseren geselligen Verhältnissen Reiz und Bedeutung zu verleihen. Der beständige, wenn auch absichtslose und unausgesprochene Widerstand

gegen unsere wertesten Erkenntnisse, die rohe Behandlung unserer zartesten und heiligsten Gefühle, die Rücksichtslosigkeit oder Gleichgiltigkeit gegen unsere Gewohnheiten innerlicher wie äußerlicher Schicklichkeit versetzen uns unaufhörlich in eine krankhafte Spannung, die nicht verfehlen kann, endlich den gesunden Zustand unseres Seelenlebens zu unterwühlen und jene Harmonie in uns zu bedrängen, ohne welche weder ein gedeihliches Entwickeln noch eine reine Thätigkeit möglich ist.

## 308.

Genie wird man bei Völkern, die zu einem bedeutenden Grad der Cultur vorgedrungen sind, zu jeder Zeit finden. Aber die Gesinnung ist es, die den Leistungen des Genies jenen Adel aufprägt, der sie erst zu classischen, d. h. zu solchen stempelt, welche ihnen für alle Zeiten, unter allen Verhältnissen ihre Wirkung und Geltung sichert.

Und diese Gesinnung steht in so innigem Zusammenhang mit dem ethischen und socialen Inhalte einer Epoche, dass sich daraus erklärt, weshalb es gewisse goldene Zeitalter der Künste gibt.

## 309.

Die große Unterlage der Classiker war keiner Zeit ein dringenderes Bedürfnis als unserer, von unzähligen Interessen fortgetriebenen, von zahllosen Ansprüchen betäubten, von hundert in Schweben flackernden Fragen bedrängten Epoche. Denn es kann nur von der heilsamsten Beruhigung für sie, hauptsächlich für die Jugend sein, aus unserem unbeschränkten Individualismus, aus dem Grenzenlosen in allen Strebungen und Gebieten hinzublicken auf die in edler Ruhe, in so reicher Vollendung vor uns ausgebreiteten, stets zu einem großen Ganzen zusammengeschlossenen Gebilde der antiken Welt. Und hier sei noch eine Bemerkung erlaubt. Da es sich bei den sogenannten classischen Lehrgegen-



ständen doch unmöglich darum handeln kann, den Schüler zu dem Besitze jener Idiome zu verhelfen, die zu gar keiner, weder praktischer noch ideeller Verwendung dienen können, sondern einzig um den wissenschaftlichen Inhalt derselben, wäre es nicht zweckmäßiger, an die Stelle der alten Sprachen nur dem literarischen Gehalte einen Platz in unserm Studienplane anzuweisen? Wir erfreuen uns so musterhafter Übersetzungen, dass der Verlust an den Originaltexten kaum ins Gewicht fällt gegen den Gewinn an reellem Besitz. Die Schätze des literarischen Alterthums, jetzt nur in Minimaldosen und mit widerwilligem Antheile und mangelhaftem Verständnisse erworben, würde man in reichen Strömen auszugießen und aufzunehmen in der Lage sein.

## 310.

Die landläufige, von oberflächlichen Köpfen mit solchem Behagen wiederholte Phrase: Es ist alles schon dagewesen, ist auch eine von den sprichwörtlichen Ungereimtheiten, denen wir auf Schritt und Tritt begegnen. Für den aufmerksamen Beobachter, der sich nicht von den formellen Ähnlichkeiten irremachen lässt, die allerdings durch die stofflichen Bedingungen jeder Lebenserscheinung zutage treten, wird sich gerade das Gegentheil jenes so beliebten Axioms herausstellen. Denn in den geistigen und ethischen Entwicklungsprocessen gilt dasselbe Naturgesetz wie in den physiologischen: Ähnliches, doch niemals Gleiches; ein Gesetz, das die Gattung sichert, ohne der Anamorphosierung des Individuums eine Schranke zu setzen.

## 311.

Das rastlose Auf- und Niederschwanken aller staatlichen Zustände kann und wird seine endliche Beruhigung nur in einer friedlichen Demokratisierung erlangen. Die überall fortschreitende geistige wie sittliche Bildung bahnt

dazu die Wege — und dies ist für die Zukunft der Menschheit das einzig mögliche Ziel; dies im Auge zu behalten, ist die edle Aufgabe aller Denker und Lenker der Völkernfamilien.

## 312.

Von Religion zu sprechen ist, wenngleich nicht immer gefährlich, doch sicher ganz unnütz. Denn da sie der höchste Ausdruck unserer Empfindung, Gesinnung und Bildung ist, bleibt alle Mittheilung darüber lückenhaft für denjenigen, der von anderen Bedingungen seines Naturells und seiner Cultur befangen ist. Religiöse Überzeugungen können einzig aus dem vollen Complex unserer innerlichen Erlebnisse entstehen und gewonnen werden.

## 313.

Derjenige Schriftsteller wird stets einen schweren Stand gegenüber dem Publicum haben, dessen Producte ihm einen ästhetischen Genuss darbieten. Denn die Mehrzahl will nicht künstlerisch, sondern pathologisch oder ergötzlich angeregt sein, Reize und nicht Befreiung davon empfangen, in Stimmungen schwelgen, in ein buntes Maskengewühl fortgezogen werden, statt von der Schilderung innerlicher Vorgänge zur contemplativen Einkehr in sich selbst und zur Betrachtung des Wesentlichen in den Erscheinungen des Lebens aufgefordert zu sein.

## 314.

Wenn man über ein Individuum die Achsel zuckt, das in feiger Ruhseligkeit seine Gesinnungen immer den Umständen anpasst: was soll man von einer Regierung sagen, die ihr Programm von Fall zu Fall verleugnet, sich selbst immerfort auf die Füße tritt, stets darauf nur bedacht ist, ihren Verordnungen einen Hinterhalt zu stellen — mit einem Worte, immer gegen sich selbst conspiriert, zwischen

Unklarheit und Lüge forttaumelt und die eigene Armseligkeit damit weniger auffällig macht, dass sie Niedertracht nach allen Seiten fördert, um alle freien Institutionen ad absurdum zu führen und auf deren Ruinen ihren absolutistischen Gelüsten eine Pflanzstätte zu begründen?

## 315.

Wir hängen, wie weit wir uns auch aus unserer Schale zu strecken vermögen, dennoch mit derselben unzertrennlich zusammen; diese Schale heißt: Vaterland, Geburt, Entwicklung durch Eindrücke und Lehre. Dies ist alt; kann aber nicht oft genug zu Gemüthe geführt werden.

## 316.

Man pflegt bei Vergleichung des israelitischen Volkes mit den anderen Völkern des Alterthums dessen »Monotheismus« als einen Vorzug anzuführen. Nun fasse man aber einmal diesen Eingott ins Auge, wie ihn die jüdischen Urkunden darstellen, und es wird sehr zweifelhaft erscheinen, welchen Gewinn daraus der Gottesbegriff wie die Ethik im relativen wie im allgemeinen Sinne ziehe; denn ist in den »heidnischen« Formulierungen der allwirkenden Naturkräfte die Gottesidee zwar realistisch zum Ausdruck gelangt, aber symbolisch empfunden, so ist im »Jehova« oder »Jahve« <sup>1)</sup> der Hebräer diese Formulierung eine menschlich reale Steigerung ins Ungeheuerliche, ohne alle ideale Durchdringung und ethische Folgerung. Das Verhältnis zwischen dem spiritualistischen »ewigen Vater« Jesu Christi zu dem eifersüchtigen, alttestamentarischen Nationalgott der Juden hat nur einen historischen Zusammenhang und ist ohne alle Wurzel in der Anschauungsweise des Judenthums.

<sup>1)</sup> Vgl. Bd. III, S. 192, zu Nr. 125 und oben S. 360, Nr. 161. d. Hg.



Das französische Volk ist als solches, in seiner Totalität genommen, wohl die merkwürdigste Erscheinung in dem historischen Entwicklungsgange der Menschheit. Man überschauere den Schauplatz seines Waltens von 1789 bis zum 30. Jänner 1879 — neunzig Jahre! Welch eine beispiellose Folge politischer wie cultureller Vorgänge. Auf allen Gebieten des rationellen Daseins welche theoretische wie praktische Versatilität und Energie!

Wenn es der gegenwärtigen Republik gelingt, die letzten, sich zäh an seine Gewöhnungen klammernden chauvinistischen, aristokratischen und clerikalen Traditionen und Präensionen abzuschütteln und ihre res publica auf der Basis echter Cultur und Moral zu befestigen, so wird sie einen wahren Musterstaat darstellen für alle Zeiten und Völker, wie ihn bisher England, seit seiner gewaltigen Krise zwei Jahrhunderte früher, aufweist.

Denn es kann wohl kaum bezweifelt werden, dass die Zukunft der Staaten nur aus republikanischen Einrichtungen — allerdings auf anderen, den alten Republiken unähnlichen Grundlagen — ihre Lebenskraft schöpfen wird. Diese Grundlagen werden, dem Culturgange der modernen Zeit entsprechend, aufgebaut werden müssen — und daher von unbeschränkter Entwicklungsfähigkeit und damit zu einer unerschütterlichen rationellen Stetigkeit gesichert sein.

Man pflegt bei der Charakterisierung der Geschlechter »Mann und Weib« von einem Gegensatze auszugehen; und hierin liegt, meiner Meinung nach, das Problematische aller Folgerungen.

Die Unterschiede stecken nicht so sehr in den instinctiven Eigenschaften (Naturell), als in den aus Angewöhnung und Cultur entstandenen (Intellect). Man beginne doch in

dieser Untersuchung mit dem Prüfen des physiologischen Inhaltes; man betrachte zuerst die beiden Factoren aller Genesis im Thiere. Welches sind nun die Resultate einer solchen Betrachtung? Dass sich eigentlich in den Grundzügen der beiden Geschlechter nur in den zu den relativ speciellen Zwecken der Fortpflanzung dienenden Organen und in den zeitweiligen, durch besondere Anlässe modificierten Lebensäußerungen Abweichungen von dem Normal-Charakteristischen zeigen werden, z. B. während der Brut- und Kinderpflegepoche.

Und hier haben wir sogleich den bedeutenden Fingerweis für die Menschlichkeitsverhältnisse: das erhöhte Gemüthsleben. Da aber bei den Thieren dieser Umstand ein an gewisse Epochen gebundener, bei den Menschen aber ein unbegrenzter, resultiert schon daraus für das Weib, als Trägerin des bedeutendsten Antheiles an diesen Bestimmungen, eine specifische Erhöhung der Gemüthstemperatur gegenüber dem Manne. War dies vom Anfang so, als die Geschlechter organisatorisch gesetzt wurden, und flossen daraus die unabweisbaren Folgerungen der mehr activen Stellung des Mannes und der mehr passiven des Weibes, so musste nothwendig in der durch Jahrtausende fortgepflanzten Ausbildung dieses genetische Gesetz sich befestigen zur Grundlage des ganzen socialen Lebens — nach Umständen modificierbar, aber in der Hauptsache unabänderlich, weil allein den Grundbedingungen des geselligen Lebens entsprechend. Nicht Willkür hat sie statuiert, und keine Willkür wird sie jemals zu ändern vermögen.

Die Aufgabe einer vernünftigen Gesetzgebung kann daher nicht sein, dem Weibe in der bürgerlichen Gesellschaft eine andere Stellung zu geben, sondern vielmehr, der ihm einzig angemessenen alle jene Vortheile zuzuführen, die es vernunftgemäß beanspruchen kann.

Nichts scheint mir unfruchtbarer als oben erwähnte Untersuchung und physiologische Schematisierungen. Die

rein menschlichen innerlichen Anlagen sind in beiden Geschlechtern dieselben, nur modificiert nach der einen oder andern Richtung; restringiert oder ausgebildet den persönlichen und socialen Verhältnissen zufolge, in denen sich das Individuum befindet, leidet, wirkt, liebt oder hasst. Von einer »Sphinx« im Weibe zu sprechen, gehört unter jene Phrasen, womit man seine schale Erkenntnis in einen Nimbus von Bedeutung zu hüllen sucht. Nichts ist einfacher als die weibliche Natur für denjenigen, der sie aus den conventionellen, anezogenen Grimassen und Verbildungen zu schälen versteht, worin die weibliche Seele, gleich deren Leibe, von frühester Jugend eingezwängt wird. Hat aber die Liebe das erlösende Wort gesprochen, steht das von ihr berührte Seelenbild vor seinem Pygmalion lebenswarm da, so wird dieser mit heiliger Rührung, gleich Adam, ausrufen: »Das ist doch Fleisch von meinem Fleische und Bein von meinem Bein« — und so ist es auch und wird es immerfort bleiben.

## 319.

Die Bühne und die Kanzel sind die zwei bedeutendsten Bildungsanstalten des modernen Staates; und es ist daher ihre Aufgabe — und demgemäß ihre Verantwortlichkeit — vom höchsten Momente gegenüber der civilisierten Gesellschaft. Denn abgesehen von der mit nichts anderem vergleichbaren Einwirkung, bieten sie der größeren Menge der Culturbedürftigen häufig das einzige Mittel der Erhebung über den gemeinen Dunstkreis des Tages, die einzige edlere Erheiterung, die einzige Katharsis ihrer Nöthe, Leidenschaften und Bedrängnisse.

Das Augenmerk einer wahrhaft weisen Regierung sollte demnach darauf gerichtet sein, Bühne und Kanzel zu Anstalten zu erheben, die jenen höchsten Zwecken des Staates: vernunftgemäße Erziehung seiner Bürger, entsprechen.



Und wie steht es jetzt um die Lösung dieser Aufgabe, um die Erfüllung dieser Pflicht? Während die Wissenschaft — gleich dem erhabenen Wanderpropheten der Welterlösung — ihrer hohen Mission im demokratischen, den Bedürfnissen und Anforderungen der Zeit dienstbaren Sinne nachzukommen strebt, missbraucht Bühne und Kanzel ihre unvergleichliche Macht zur Erweckung und Förderung unserer hässlichsten Triebe und unreinen Begierden, zur Verbildung unseres Glaubens in Wahn und Fanatismus, zur Vertrübung unserer Gefühle und unseres moralischen Bewusstseins; schneidet jedem edleren Ernste eine Fratze, erhebt Willkür und Laune zum Evangelium unserer persönlichen wie gesellschaftlichen Instincte, Pflichten und Beziehungen. Kanzel und Bühne sind die einzig möglichen »Censores« der modernen Gesellschaft; möchten sie, jenen der alten staatsklugen Römer gleich, ebenso ihres Amtes walten! Und unberechenbares Unheil würde vermieden, unabsehbarer Segen durch sie bewirkt werden.

## 320.

Das Überwuchern des Romans und des socialen Dramas in der modernsten Literatur gehört unter die bedeutendsten Zeichen der Zeit. Beide wenden sich an die realen Erscheinungen und Bedürfnisse der Gesellschaft, jene illustrierend, diese sättigend. Da sie aber doch immer Ausflüsse des künstlerischen Vermögens sind und als solche einer gewissen Steigerung gegen die gemeine Wirklichkeit nicht entbehren können, so besteht diese hier nicht, wie bei dem echten Kunstwerke, in einer idealen Erhebung, sondern in einer überreizenden Verzerrung. Dies hat aber zwei verhängnisvolle Folgen: erstens die Trübung des Blickes für die ethischen Grundlagen der Gesellschaft, zweitens die Verfälschung des ästhetischen Culturtriebes.

Die Kunst hat vor allem die Mission der Katharsis; und auf dem beruhigten Spiegel der Seele allein können

ihre höheren Wirkungen zur Geltung kommen. Die Leidenschaft um der Leidenschaft willen zur Anschauung zu bringen, den Kampf und Zwiespalt um ihrer selbst willen darzustellen, kann ihre Aufgabe nicht sein; um wie viel weniger, wenn sie mit Mitteln des Hässlichen, des Grimasierten, mit Bühlerlockungen statt mit der anmuthigen Hoheit des »Kalos« in die Werkstätte unseres Geistes und Gemüthes tritt.

## 321.

Man reclamirt dies und jenes als Product des »Volksgeistes« — als ob es überhaupt ein Product des Menschenthums gäbe, das davon abstrahieren könnte. Denn so wie jedes Individuum doch nur aus der Wurzel der Allgemeinheit emporwächst, so ist auch seine Leistung im innigsten Zusammenhang mit den Einflüssen seiner Umgebung nur eine concentrirte und potenzierte Formulierung all ihrer culturellen Factoren. Denn der Volksgeist ist der ethisch-historische Ausdruck aller Lebenswirkungen, deren Inbegriff wir unter dem Worte »Natur« zusammenzufassen pflegen.

Der Mensch ist nur durch die Menschheit möglich — und darin liegt der unermessliche Abgrund, der ihn vom Thiere trennt. Man denke sich die Fortpflanzung desselben nur von Paar zu Paar beschränkt — wovon das elterliche allsogleich aus dem Dasein zu scheiden bestimmt wäre, wenn das ihm Entsprössene die Mission der Fortpflanzung übernommen — und das millionenste Paar gleiche dem ersten, wie das millionenste Pavianpaar dem ersten gleich geblieben ist. Bei den Thieren bedeutet das Fortschreiten in der Mehrzahl nichts — bei dem Menschen alles. Der Mensch der Gegenwart ist nur durch seine Multiplication mit der Menschheit möglich.

## 322.

Analytisch und inductiv genommen ist Darwins Entwicklungstheorie von unschätzbarem Werte. Aber in der

Hinüberleitung ihrer aufgestellten Principien aus den genetischen in die historischen Folgerungen liegt der große und bedenkliche Irrthum. Denn bei diesen reichen die physiologischen Analogien nicht aus und tritt ein Factor in Wirkung, der, weil uns die Organe und Wahrzeichen für seine Erkenntnis und Berechnung fehlen, deshalb doch nicht als unstatthaft betrachtet werden kann.

## 323.

Ein wenig erfreuliches Zeugnis, wie ferne noch der Culturstaat von seiner Aufgabe steht, gibt unser sogenannter religiöser Unterricht, der als ein beständiger Protest neben aller Wissenschaft einherschreitet und die jungen Geister verwirrt und beunruhigt. Möge — da unsere bürgerliche Gesellschaft nun einmal des religiösen Cultus nicht entbehren kann und zur Pflege desselben die angemessenen Gesinnungen heranzubilden als Mitaufgabe der Schule hiermit geboten ist — möge das Evangelium seinen Platz darin behaupten, da es seines hohen ethischen Inhaltes und der unendlichen Tröstungen und Verheißungen wegen, die es für das Gemüth enthält (bei kluger Vermittlung seiner bedenklichen dogmatischen und historischen Zumuthungen), einen unersetzlichen Schatz für die Mehrzahl bietet. Aber was sollen uns die obsoleten, düstern, von allem Wahn, Greuel und Schrecken beklommenen Sagen und Satzungen des israelitischen Volkes, deren historische Ergebnisse nur einen problematischen Wert haben, und deren ethischer Inhalt nur eine Vertrübung der Humanität und Gottesidee bedeutet? Unter den vielen beklagenswerten Abirrungen des Christenthums in seinem Entwicklungsprocesse ist demselben keine verhängnisvoller geworden als sein Anknüpfen an das alte Testament. Es erschiene geradezu unbegreiflich, wie man es unternehmen mochte, die neue göttliche Offenbarung an ein Buch anzuschließen, das man seiner zahlreichen verfänglichen Eigenschaften wegen dem



Laien nur modificiert anzuvertrauen den Muth hat, wenn nicht allerlei Umstände, die mit dem Apostolate in nicht allzu reinlichem Verhältnisse standen, auf eine Aufklärung darüber hindeuteten. Und siehe! während man für jene Urkunden dieselbe göttliche Inspiration vindicierte, womit man die neuen Offenbarungen stempelte, verfehnte man mit allem Grimm und Hohn zu rastloser Flucht über die Erde ein Volk, dem man sich für das sittliche Gesetzbuch und den Welterlöser verpflichtet erkennen musste.<sup>1)</sup>

Dies sind von jenen wunderlichen Erscheinungen in den Gerichtshallen der Adrastea, als welche man die Weltgeschichte zu proclamieren beliebte.

## 324.

Wie in glaubensschwacher Zeit das Gebiet der Wahnphantome sich bevölkert, so treten in den allen idealen Richtungen entfremdeten Phasen derselben ganz eigenthümliche Talente in die Arena, die, mit den äußerlichen Geschicklichkeiten und Handgriffen des geistigen Producierens ausgestattet, dem oberflächlichen Kunstbedürfnisse Genüge zu leisten und Markt und Lesecabinet zu versorgen in der Lage sind und damit jedem höheren Streben den Weg vertreten. Dagegen ist nichts anzufangen, als sich ferne zu halten, um nicht wie von einem Schnupfenfieber angesteckt zu werden und hoffnungsvoll einer gereinigten Atmosphäre entgegenzuharren.

Allerdings kann die genialische Schöpferkraft dadurch nur spontan beeinträchtigt werden; denn in ihr ruht ja eben der Anstoß für die befreiende Umgestaltung solch vertrübter Zustände. Aber das edlere Talent kann der günstigen Witterung nicht entbehren, um zum freudigen Bewusstsein seines schüchternen Inhaltes und zur Entwicklung seiner zarten Triebe zu gelangen.

<sup>1)</sup> Vgl. S. 276, Nr. 33, S. 360, Nr. 161 und S. 418, Nr. 316.  
d. Hg.

325.

Von allen Gattungen von Phrasen sind die politischen die unleidlichsten und gefährlichsten. Denn auf diesem Gebiete nach idealen Maßstäben zu operieren ist durchaus unstatthaft; während auf jedem andern ethischen wie ästhetischen die idealischen Voraussetzungen und Ausgangspunkte schon durch ihr selten vollkommen definierbares Object ein Hinüberspielen in die Phrase, wenn nicht rechtfertigen, doch entschuldigen. Politische Fragen aber, deren Objecte auf realem Boden und in ununterbrochenem Zusammenhange mit dem Entwicklungsgange und dessen Resultaten in der Gegenwart stehen, sind genöthigt, an das Gegebene anzuknüpfen und dasselbe fördernd und läuternd fortzuführen; hier vermag nur die strengste Klarheit im Begriffe wie die vorsichtigste und zielbewussteste Sicherheit der Mittel zu heilsamen Erfolgen zu gelangen.

326.

Der Atheismus hat keinen größeren Anspruch auf Befähigung zur Lösung der Existenzfragen als die ihm entgegengesetzten Doctrinen und Untersuchungen. Er ist eine Negation und so wie alle Negationen pures et simples gänzlich unfruchtbar. Aus jeglicher Formulierung des Gottesbegriffes lassen sich doch ethische Folgerungen ableiten, das kahle, trostlose Nichts der Gottesleugnung aber gräbt jeder Basis des Sittengesetzes und mit ihr jeder höheren Lebensthätigkeit den Boden ab. Deshalb ist es auch, meiner Meinung nach, unstatthaft, dergleichen Bekenntnisse aus der Innerlichkeit ans Licht zu zerren; denn Überzeugungen, die nicht in irgend einem Sinne zu fördern vermögen, bleiben besser unausgesprochen.

327.

Ein sehr charakteristisches Merkmal aus der ästhetischen Richtung unserer Zeit sind deren Kinderschriften.

Welche Verkehrtheit, die keimende Verstandes- und Gefühlspflanze mit dem ätzenden Mehlthau der pössenhaften Satire in ihrem stillfreudigen Entfaltungsprocesse zu beunruhigen und derselben ein Wucherreis einzupflanzen, das nur allzuleicht die zarten Triebe des Vertrauens und der Ehrfurcht zu ersticken und die Reinlichkeit des kindlichen Seelenlebens zu trüben geeignet ist.

Ein anderes — wenngleich weniger gewichtiges — Veto wäre gegen die grassierende Illustrationsmanie einzulegen. Illustrationen haben ihre unleugbare, ja preiswürdigste Berechtigung, wo durch sie der Umriss des Begriffes auf dem bündigsten und erfolgreichsten Wege bewirkt wird, z. B. auf dem Gebiete der Natur-, Völker- und Culturkunde: Kunst, Mechanik u. dgl. Aber bei Gegenständen, die ins Gebiet der innerlichen Betrachtung fallen, wie z. B. Geschichte oder die sogenannte »schöne Literatur«, dünkt mir die Bilderbeigabe läppisch und nachtheilig, da sie die Aufmerksamkeit von dem wesentlichen Inhalte auf die äußerlichen Erscheinungen desselben ablenken und dem Verstande und der Einbildungskraft für die Eigenthätigkeit der Construction ein schwächliches, oft ganz verfälschtes Bild unterschieben. Das Wort ist immer gegen das Bild im Nachtheile; daher die Ungehörigkeit dieses, wo es nicht zur Verdeutlichung oder Ergänzung des Begriffes dient, sondern auf Kosten desselben sich breit macht.

## 328.

Die Ungerechtigkeit im Urtheil, der wir so häufig begegnen, kommt zumeist noch mehr auf Rechnung der undisciplinirten Denkvorgänge als der schlimmen Gewohnheiten des Herzens. Man pflegt bei Beurtheilung einer That- sache diese als eine isolirte Manifestation des Individuums zu betrachten, statt als eine Folgerung aus allen, uns theils bekannten, theils unbekanntem Vorgängen; ohne vorher gleichsam eine Jury der mancherlei Erwägungen der Billig-



keit und moralischen Gerechtigkeit als Gericht zu constituieren. Was uns in der bürgerlichen Gesetzgebung als edelstes Attribut der modernen Themis erscheint, warum lassen wir es außeracht bei unseren Wahrsprüchen im geselligen Verkehr?

329.

Ein Mensch ist nicht als ganz verloren zu betrachten, der sich noch bemüht, seine moralische Gestalt im Verkehre mit den Besseren möglichst herauszuputzen. Hingegen zeugt es von der traurigsten, sittlichen und gemüthlichen Verkommenheit, seine innerliche Dürre und Fäulnis cynisch zur Schau zu tragen. Darum hüte sich die Jugend vor dem Umgange mit solchen Individuen; denn kein Einfluss ist so gefährlich für die ersten freudigen Lebenssprossen unseres Wirkensdranges, als das unmerkliche Einschleichen jenes Giftes in die arglose Empfängnis; während die energisch auftretenden Sünden, durch diesen ihren Charakter selbst, gesund organisierte Naturen zum Widerstande herausfordern, sie kräftigen und in ihren edleren Richtungen fördern.

330.

Der Erzieher soll möglichst immer vom Positiven ausgehen und das: »Du sollst nicht!« durch ein »Du sollst!« ersetzen. Die Erkenntnis des Wahren und Guten führt schon von selbst zum Meiden des Falschen und Schlechten und hat noch den Vortheil, schon Wurzel in der Seele gefasst zu haben, bevor noch durch die Erfahrung deren Gegenbild auf sie wirkt.

Die ethische und sittliche Erziehung nehme sich ein Beispiel an der künstlerischen, deren Grundlage das edle Muster, nicht das zu meidende Gebrechen bildet.

331.

Flöße deinem Zöglinge Vertrauen ein in seine Kraft und seinen Willen; und knüpfe deine Anerkennung mit

aller Wärme an seine Leistungen und Erkenntnisse als Frucht jenes Selbstvertrauens.

Dadurch wirst du ihn zugleich eifrig und bescheiden machen. Denn was wir mit edler Anstrengung erworben, enthält mit unserm geistigen zugleich einen moralischen Gewinn, und dieser verhindert, dass uns jener eitel und anmaßend mache.

Und noch eines möchte ich euch recht warm ans Herz legen, die ihr den ersten Thätigkeitsdrang der ins Menschenthum erwachten Kinderseele zu leiten berufen seid: wehrt ihrer stumpfen Gleichgiltigkeit gegen die zuckenden stummen Leiden der ob zierlichen, ob hässlichen Geschöpfe, die kriechend und krabbelnd, hüpfend und schlüpfend, schwärmend und lärmend sie umgeben; wehrt der täppischen kleinen Frevlerhand die Versündigung an ihrem schutzlosen Leben, statt eurer von blinder Liebe in die Maske der Forschung verkleideten Gewährung solch grausamen Spieles. Lehrt sie in ihnen Kinder des einen allliebenden Vaters erkennen, der jene Findlinge der Natur unserer liebevollen Schonung anvertraute; lehrt sie, an diesen Lustgenossen ihrer süßesten Freuden die milden Tugenden des Erbarmens üben, die sie, bei fortgeschrittener Einsicht und Entwicklung, an ihren Mitbrüdern zu bethätigen berufen seien. Und lehrt sie auch Schonung des sprossenden Lebens, das die Pfade unseres Erdenganges so reizend ziert; wehrt der achtlosen Verwüstung des bunten Schmuckes, um einer flüchtigen Laune zu genügen; führt den noch im Helldunkel an der Erscheinung tastenden Verstand in die geheime Werkstätte ihres Entstehens, zeigt ihm den rastlosen Fleiß, die unbeirrbar Beharrlichkeit der schöpferischen Kräfte, die all diese wundergleichen Bildungen vollführten und vollführen und die Störung ihrer Thätigkeit, die Eingriffe in ihre Lebensdauer zu schweren Vergehen machen an demselben Heiligthume des Werdens und Entstehens, dem auch wir selbst die »süße, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens« verdanken.

Der Dumme hat häufig das Bewusstsein seiner geistigen Inferiorität, der Alberne dagegen nie. Sehr natürlich! Denn da jener einen Mangel fühlt, der an ihm durch die Ungunst der Umstände verschuldet worden und durch die Gunst derselben wieder gut gemacht werden kann, dieser hingegen an einem Gebrechen leidet, das ihm wie ein Muttermal angeboren und wie dieses untilgbar anhaftet.

Die eigentliche, d. h. die sympathetische Liebe beruht weder auf den moralischen, noch auf den geistigen Eigenschaften eines Individuums, sondern auf dem, was wir unter dem Begriff Naturell zusammenfassen können. Solange dieses sich in seiner Ursprünglichkeit zu bewahren vermag, unverkümmert durch die mannigfachen Seelenströmungen, bleibt häufig ihre Macht selbst unter den bedenklichsten, bis zu Verbrechen und Schande moralischen Verzerrungen ungebrochen. Das scheinbar Widersprechende hierin erklärt sich als ganz folgerichtig daraus: Dass der Betrachtende eben nur das zu erkennen vermag, was als Object seiner Beurtheilung vorliegt, d. h. sich in der Handlungs- oder Denkweise des Individuums offenbart; aber nicht dasjenige, was allein mit der Empfindung aus der Wesenheit desselben herausgeföhlt werden muss. So klingt der angeschlagene Ton einer Saite auf der nahen gleichgestimmten mit, während jede andere davon unberöhrt bleibt.

Die Alten erzogen ihre Kinder zu reinen Menschen, wir bilden die unseren zu Fachgeschöpfen. Daher bei jenen, was im Menschen als Anlage zum Staatsmanne, Feldherrn, Gelehrten, Künstler u. a. m. steckte, aus natürlicher Wurzel gesund und kräftig sich entwickelte im Andrange und Be-



lebungshauche der Umstände, während es bei uns bereits verkümmert durch doctrinäre Einflüsse zur Entfaltung gelangt. Daraus hauptsächlich erklärt sich jener geniale Wurf in allen Leistungen, der uns wie die Schöpfungen der Natur mit solch freudiger Bewunderung erfüllt.

335.

Die Religionsmythen der Griechen sind — trotz ihres so sinnvollen Inhaltes und ihrer unvergleichlichen künstlerischen Fassung — die einzige aus der religiösen Volksempfindung lebendig emporgesprossene Gottesidee und -Verehrung; und dies gibt ihnen auch den unversiegbaren Reiz und Lebenshauch für alle Zeiten und Culturzustände.

Die starre Absonderung der Religionsculte aller anderen Völker von den pulsierenden Lebensmanifestationen der Menschheit bewirkt, dass ihr Einfluss immer als etwas, ich möchte sagen, denselben Feindseliges erscheint; und ihre Ansprüche, statt der Opfergaben, den Opfernden selbst als solche betreffen.

336.

Wie in Voltaire die liebenswürdigsten Seiten des Franzosen vertreten sind: die heitere Anmuth und klare Verständigkeit, die hellpolierte Spitze und der buntgefiederte Schaft des Witzes und der durchdringende, aller doctrinären Brille entbehrende Blick des Forschers; so zeigt uns Victor Hugo häufig die widerwärtigsten Seiten der Physiognomie seines Volkes: die auf den Kothurnen des falschen Pathos einerschreitende Phrase, die lügenhafte Sentimentalität und aufgebauschte Hohepriesterschaft, die geckenhafteste Selbstvergötterung und die in hundert Vorurtheilen befangene Betrachtung und Abschätzung fremdländischer Wertes. Dass die Franzosen in ihm den Typus schriftstellerischer Größe anbeten, ist wohl von allen ihren Verirrungen die traurigste; denn sie weist auf einen krankhaften

Zustand ihrer Cultur und Sittlichkeit hin, der eine Herstellung für lange hinaus in Frage stellt.<sup>1)</sup>

## 337.

Was man in unserm Zeitalter am seltensten antrifft, ist der gesunde Menschenverstand. Und dies ist nicht zu verwundern; denn vom ersten Bewusstwerden unserer Denkkraft ist man in der Erziehung darauf aus, dieselbe, anstatt sie naturgemäß zu entwickeln, mit gelehrtem Stoff zu erstickern und zu surrogieren.

## 338.

Häufig macht es uns größere Noth, zu verlernen, als zu erlernen.

## 339.

Von den mancherlei gesellschaftlichen Unarten, worunter ein feiner organisiertes Naturell zu leiden hat, ist eine der verletzendsten, ernst ausgesprochene Überzeugungen oder Empfindungen durch das Dazwischenfahren eines Spasses ad absurdum geführt zu sehen. Dieser Ungeschicklichkeit machen sich häufig jene schuldig, die ihre Armeligkeit an allem ethischen Ernste mit dem Flittergolde wohlfeilen Witzes zu ersetzen streben.

## 340.

Wie es Landschaften gibt, die zwar dem Maler oder Dichter weder Anregung noch Vorwurf zu künstlerischen Leistungen bieten, aber den Naturfreund zu behaglichem stillen Genusse recht eigentlich einzuladen geeignet erscheinen: so ergeht es uns auch zuweilen mit Menschen. Wir werden sie nicht vermissen in den Augenblicken höherer Erregung, nicht herbeirufen zur Theilnahme an bedeut-

<sup>1)</sup> Vgl. S. 357, Nr. 190 und S. 353, Nr. 174. d. Hg.

samen Erlebnissen oder Betrachtungen; aber wenn sie uns im täglichen, freundlich angewohnten Verkehr entgegenkommen, freuen wir uns ihrer mild wirkenden Nähe und würden ihr Fehlen als einen wahren Verlust für unsere geselligen Stunden fühlen.

## 341.

Freiheit und Gleichheit im absoluten Sinne könnte nur unter Verhältnissen bestehen, die mehr oder minder noch nahe an die Naturzustände der menschlichen Gesellschaft gerückt sind. Denn auf eine Geistesfreiheit und -Gleichheit zu reflectieren wird wohl keinem Vernünftigen einfallen; und doch wäre nur diese allein der wahre Ausdruck jenes Begriffes. Wo sie daher als Dogma an der Spitze der Gesetzgebung erscheint, wird dieses stets nur den Wert einer Phrase haben; vielmehr läuft jeder gesetzmäßige Zustand auf Beschränkung des Individuums zum Vortheil der Allgemeinheit aus. Und für diese — insofern sie durch die wahren Vertreter ihrer vernünftigen Capacitäten und Interessen, also ihres ganzen intellectuellen Inhaltes, erscheint — ist jenes Grundprincip des modernen Republikanismus zu vindicieren. Die echte Volksversammlung in dem eben angedeuteten Sinne ist demnach der Träger jener Ansprüche und der einzig möglichen Freiheit und Gleichheit in der bürgerlichen Gesellschaft.

## 342.

Große Principien in reale Geschichte zu verwandeln ist niemals gänzlich unfruchtbar, wenn auch der Versuch, wie 1789, damit scheitern sollte. Denn abgesehen davon, dass es auch seinen Wert hat, mit manchem historisch aufgehäuften Wust und Moder aufzuräumen, der erste Wurf ist geschehen, um nach dem der Menschheit genetisch innewohnenden Entwicklungstribe in erneuerten Versuchen das aus dem Bereiche der Idee ins Gebiet der realen Zu-



stände geleitete Dogma zu transsubstantionieren und dem Ziele näher und näher zu rücken.

## 343.

Welche Albernheit oder Gleisnerei, das Christenthum mit Untergang bedroht zu erklären durch die weisen Maßregeln, die es zu seiner Gesundheit zurückzuführen beabsichtigen. So wie es selbst der Auszug des ethischen Inhaltes aller höheren Culturen ist, so ist die ganze moderne Cultur mit allen ihren Ergebnissen auf christliche Gesinnung gegründet und das einzig mögliche ethische Band für die Menschheit. Mögen sich daher die Ängstlichen beruhigen und die Zagenden getrösten. »Ich werde bei euch sein bis ans Ende der Welt.« — Dies Wort in seinem höchsten und reinsten Sinne drückt die Bedeutung des christlichen Weltevangeliiums in erhabenster Prägung aus.

## 344.

Auch deshalb ist es ein Glück, ein großer Mann zu sein, weil ihm gestattet ist zu sagen, was er denkt, während uns Mittelmaßmenschen nur erlaubt sein soll zu denken, was man sagt.

## 345.

Man pflegt in der modernen Culturstatistik Seife und Journale als die sichersten Gradmesser anzunehmen; und in gewisser Beziehung hat man auch Recht damit. Denn Reinlichkeit und wissbegierliche Theilnahme an allen Lebenserscheinungen sind die wichtigsten Förderer äußerlicher wie innerlicher Gesundheit, und »mens sana in corpore sano« befähigt zur Erfüllung der großen Aufgaben, die der Menschheit gesetzt sind.

Aber es ist noch ein anderer Factor dabei zu berücksichtigen: die ethisch-ästhetischen Strömungen, die, wenn auch nicht für den politischen, doch für den humanen Aus-

druck des Zeitinhaltes von Bedeutung sind und vor dem Forum der Weltgeschichte überwiegend ins Gewicht fallen dürften.

346.

Das Dasein ist den meisten nicht leben, sondern nur erleben. Das Object — alles Erfahrene und Erworbene — dem Subjecte zu assimilieren und nicht diesem bloß zu aggregieren, darum handelt sich's. Die psychischen müssen den physischen Lebensprocessen gleichen, wenn ein echt menschenwürdiges Resultat erreicht werden soll.

347.

Wenn es von einer Frau heißt: »sie habe einen männlichen Verstand«, so will damit nicht ein quantitatives, sondern nur ein qualitatives Verhältnis bezeichnet werden; daher kein Vorzug, sondern nur ein Unterschied. Die geistreichsten Frauen, die ich kannte, darunter echt genialische Naturen, drückten diese Verschiedenheit mit größter Prägnanz aus; und dies bildete eben den tiefinnigsten Reiz ihres Umganges. Die Natur weicht hierin wie in jeder andern ihrer Schöpfungen nicht ab von den großen, ewigen Gesetzen: jede ihrer Bildungen der Sphäre ihrer Wirksamkeit angemessen auszustatten und demgemäß auch alle Organe im harmonischen Gleichgewichte zu gestalten. Und so wenig die beiden Geschlechter ihren physikalischen Beruf einander gegenüber verrücken können, eben so wird es ihnen jemals mit ihrem moralischen gelingen.

348.

Bei der Frau geht das Object fast immer in ihrem Subjecte auf, und zwar um so vollkommener, als ihre Individualität eine reichere und ausgeprägtere ist. Daher ist das ästhetische Maß der Frauen selten, jedoch ihr ethisches und sensitives um so mehr von Bedeutung.

349.

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass häufig Personen, die den widerwärtigsten Cynismus in ihrem Benehmen und gegenüber der Schätzung ihres intellectuellen wie sittlichen Wertes zur Schau tragen, die maßlosesten Ansprüche in ihrer gesellschaftlichen Stellung und die reizbarste Empfindlichkeit für die ihnen conventionell zukommenden Aufmerksamkeiten äußern. Eine solche Temperatur des ethischen Gehaltes zeigt wohl auf eine seiner unerfreulichsten Verstimmungen und trübt den geselligen Verkehr mehr als selbst rohe Unart und Unvernunft.

350.

Die blinde, gänzlich urtheillose Familienanhänglichkeit, welche man so häufig bei Menschen findet, die auf einer mittleren Culturstufe stehen, hängt mit einem der niedersten, aber zugleich wichtigsten Instincte des Gemeinlebens zusammen, mit dem Instincte des Eigenthums. Ich habe darüber die wunderlichsten Erfahrungen gemacht, aber niemals an höheren Naturen. Die Ursache liegt ganz nahe: Derjenige, dem die großen Zwecke, die idealen Richtungen der Menschheit unbegriffen bleiben, klammert sich mit all seinen von den realen Verwertungen unaufgebrauchten Kräften an das ihm einzig über dem Alltagsbedürfnisse liegende Gut, das ihm in Weib und Kind und in den mannigfachen anderen Familienbanden geboten ist; häufig auch den Stubengenossen, den Hund, mit eingeschlossen, dessen sprichwörtliche Treue auf einer Täuschung beruht, von der selbst feiner organisierte Capacitäten nicht selten befangen sind.

351.

Weshalb die Mehrzahl der Menschen so sehr die Hunde liebt? Um es milder als mit Goethes bekanntem



Distichon<sup>1)</sup> auszudrücken: weil sie in jenem Freunde und Genossen den stets zur Hand sich befindlichen waffenlosen Sündenbock für ihre Launen und Sklaven für ihre Herrschsucht, den selbstlosen Mignon für ihre gemüthseichten Neigungen und Zärtlichkeitsanwandlungen und das Spielzeug für ihre phantasielosen Zerstreuungsbedürfnisse besitzen.

352.

Was uns in Kunst und Wissenschaft, sowie in den staatlichen und bürgerlichen Verhältnissen der beiden classischen Völker des Alterthums so ungemein befriedigt und erfreut und entschädigt für deren Beschränktheit im Vergleiche mit unseren Begriffen, Erkenntnissen und Institutionen, ist ihre vollkommene Klarheit und Sicherheit. Aber dies hängt eben innig zusammen mit ihren religiösen und ethischen Anschauungen, wie die entgegengesetzten Erscheinungen bei den modernen Culturvölkern mit unseren religiösen Dogmen und Einrichtungen im Zusammenhange stehen.

Unsere anerzogenen nebelhaften Vorstellungen von den supernaturalistischen Dingen, wo der Untersuchung stets Halt zu machen geboten ist vor dem Absolutismus des Glaubens, gewöhnen Verstand und Urtheil an jene traurigen Compromisse mit der Halbheit und begünstigen die Phrase, die dem nicht vollkommen geschulten und disciplinierten Kopfe so willkommen ist, da sie ihn anregt, ohne ihn anzustrengen, und mit dem Schein desjenigen befriedigt, das in der Wahrheit zu gewinnen ohne Mühe und Ernst nicht abgeht.

353.

Nur die genialische Kraft mag sich über die Forderungen des Zeitgeschmackes hinaussetzen, das Talent, selbst

<sup>1)</sup> Goethes »Epigramme. Venedig 1790.« Nr. 73.

das bedeutendste, wird vergebens wirken, wenn es nicht anknüpft an die Richtungen des Tages. Denn ist das Genie ein Anticipieren und Potenzieren der in den Culturverhältnissen enthaltenen Keime, so ist das Talent nur eben ein Product gewisser Culturstufen, in deren künstlerischer Verwertung sein Erfolg, aber auch seine Schwäche liegt. Denn jede Abhängigkeit, sei sie ästhetischer oder realer Natur, schädigt die Ausübung unserer genetischen Anlagen und Bestrebungen. Wenn also das echte Talent sich zu emancipieren versucht von den äußerlichen Einflüssen und Anforderungen, sei ihm Resignation zugesellt, die es zu erheben vermag über die Kälte und Ungerechtigkeit, denen es sich mit seinen redlichsten Leistungen gegenüber sieht.

354.

Zweifel wie Glaube finden nur Platz bei schwachen Intelligenzen und Charakteren; bei starken gilt einzig Prüfung und Erkenntnis.

Ich meine damit nur alle außerhalb des religiösen Bewusstseins liegenden Fragen, da das geheimnisvolle Gebiet dieses sich, seiner tiefen Innerlichkeit wegen, jedem Kriterium des Verstandes entzieht.

355.

Zu dem, was wir »Humor« nennen, bedarf es der Gegensätze. Da es aber in der antiken Welt weder im staatlichen noch im künstlerischen Leben solche gab, sondern nur Gradationen derselben Culturentwicklung, so fehlt es ihr auch gänzlich an jener so gewürzreichen Beigabe der modernen Zustände.

356.

In wenigem zeigt sich die gegenwärtige Trübung unserer geselligen Atmosphäre deutlicher als in dem, was

man jetzt witzig und komisch findet, im Vergleich mit den köstlichen Gewürzen, die uns ein Wieland, Lichtenberg, Musäus, Jean Paul u. dgl. m. darreichten.

## 357.

Gesinnung und Lehre ist durchaus nicht dasselbe und kann auch billigerweise nicht als dasselbe gefordert werden, wie es so häufig, hauptsächlich von öffentlich Wirkenden, erwartet wird. Jene ist das Resultat unseres zu individueller Verwendung erworbenen Bewusstseins; diese die zu bestimmten Zwecken oder Richtungen und demgemäß modifizierte Enunciation unserer Einsicht. Der Ausspruch des Staatsmannes ist kein Glaubensbekenntnis, sondern ein Wegweiser an der Fahrstraße seines Reisezieles.

## 358.

»Repentance is the virtue of weak souls.« Sehr richtig! Denn müßiges Bereuen zeigt immer von einer Stagnation unserer Seelenkräfte. Reue beruht auf der Erkenntnis unserer Irrthümer oder schlechten Handlungen, die entweder wieder gutzumachen sind oder nicht. Im ersteren Falle kann nur der Feige über seine Pflicht im Zweifel sein; im andern rettet uns nur wackeres Vorwärts aus dem verpesteten Sumpfe der trägen Selbstanklage. Gutes und verständiges Wirken sind die einzige vernünftige Reue.

## 359.

Der »Confessionalismus« ist nicht nur kein überwundener Standpunkt, wie unsere Wissenschaft und Aufklärung hofft und meint, sondern er wird es auch nie werden. Denn das »vult decipi mundus, ergo decipiatur« wird dauern, so lange als unser Erdball dauert.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. S. 276, Nr. 34.



Der moderne Staat hat gegenwärtig die höchste und folgenreichste seiner Aufgaben zu lösen, nämlich die Umformung aus dem Überreste seiner alten Schranken und Einrichtungen in den eigentlichen Culturstaat. Sehr vieles ist bereits geschehen zur Entwicklung des politischen, sowie jedes anderen humanitären Bewusstseins; aber der schwierigste seiner Vorwürfe, die — um mich eines denselben am treffendsten bezeichnenden Verfahrens aus dem Gebiete der Bodencultur zu bedienen — Berieselung der tieferen Volksschichten mit den Strömen der Cultur und somit deren Heranbildung zu geläuterter Humanität und zur echten Theilnahme an den constitutionellen Wohlthaten, ist noch weitaus in den ersten Stadien der Vorbereitung begriffen. Und es ist daher nicht nur ein Unrecht, es ist geradezu ein Verbrechen der Regierungen, Schule und Kanzel plumper Unwissenheit und Anmaßung und scheinheiliger Eigensucht auszuliefern.

Das zu Erlernende im steten Zusammenhange zu erhalten mit dem Lernenden, darin liegt die Hauptaufgabe des Erziehers. Die Gesinnung zu läutern und zu stärken, die Aufmerksamkeit nach der innersten Wahrheit des Gelernten zu lenken, das Streben zu der vollen zielbewussten Klarheit zu entwickeln, dies allein ist echte förderliche Bildung. Das bloße Nebeneinander, und wäre es auch das reichhaltigste des Wissens und Erkennens, kann uns wohl zu gelehrten, aber niemals zu weisen und guten Menschen machen.

Wenn Daudet es verstanden hätte, die meisterhaften Autopsien der gesellschaftlichen Zustände seines Vaterlandes mit einigen versöhnenden Aus- und Aufblicken zu verklären,

so würde er zu den bedeutendsten Schriftstellern aller Literaturen zählen, wie er sich jetzt den größten der französischen anreihet.

Hierin liegt — die specifischen nationalen Gemüthsgrundlagen beiseite gelassen — der, bei ähnlicher Richtung beider, schwerwiegende Unterschied zwischen ihm und Ch. Dickens. Die farbenleuchtenden Gemälde dieses, welche eine realistische Absicht ihnen auch zugrunde liege, lassen doch niemals den Duft der Poesie und den ethischen Lichtstrahl vermissen. Und dies allein macht das Werk des Schriftstellers zum Kunstwerke.

## 363.

Die Franzosen — denn man darf wohl hier den Ausdruck der Gesammtheit in den Ovationen der Auserwählten erblicken — haben Victor Hugo bei Gelegenheit seines 83. Geburtstages als »den größten Mann des Jahrhunderts« proclamirt.<sup>1)</sup> Wenn dergleichen superlative Wertschätzungen überall ihr Bedenkliches haben, weil keiner, wie auch bedeutender Intelligenz eine solche Autorität zugestanden werden kann, so gilt dies umsomehr in der Sphäre der Literatur, die in einem fortwährenden Ab- und Zuflusse sich befindet und daher, so wie ihre schöpferischen Geister, keine chronologische Abgrenzung gestattet.

Ein Staatsmann, ein Feldherr mag allenfalls nach seinen Wirkungen als der größte Mann seines Jahrhunderts gepriesen werden; denn die Concurrrenz auf diesen Gebieten ist leicht übersehbar, und die Erfolge sind, mehr oder minder, innerhalb temporärer Grenzen eingeschlossen. Aber auf Schriftsteller angewendet hat es keinen vernünftigen Sinn und ist eine leere wahnseelige Anmaßung des Richterspruches.

<sup>1)</sup> Vgl. S. 350, Nr. 174, S. 353, Nr. 182 und S. 431, Nr. 336.

Um aber auf den gefeierten Dichterheros Frankreichs zurückzukommen, kann man mit Recht fragen: worin hat er denn sein Volk, worin die Welt gefördert in seinen Producten? Indem er das falsche Pathos auf den Thron erhob und statt der echten menschlichen wie ethischen Wahrheit nur deren gleißendes Costüm in der Mehrzahl seiner von ebenso beispiellosem Talent als Beifall begünstigten Gestaltungen und Manifestationen zur Anschauung brachte, hat er mehr Unheil angerichtet als irgend eine der mannigfachen Calamitäten, die dieses so reich begabte Volk betroffen.

Unwillkürlich wird man zur Vergleichung mit unserem Richard Wagner-Paroxysmus aufgefordert, dessen Berechtigung ebenfalls zum großen Theile mehr aus der Verstimmung unserer socialen und ästhetischen Verhältnisse und der Hast des Augenblickes, als aus der Natur der Sache abzuleiten ist.

## 364.

Die Religion der Zukunft ist die Cultur. Man missverstehe mich nicht dahin, dass ich hiermit den Einfluss der confessionellen Culte auf das individuelle religiöse Bedürfnis in Abrede zu stellen beabsichtige. Ich habe mit obiger Äußerung nur eine geschichtliche Entwicklung im Auge; dieser entsprechend, scheint es mir, dass es allein der Cultur vorbehalten sein könne, die Menschheit, sowie ihren historischen, so auch ihren ethischen Endabsichten entgegenzuführen; wozu alle Culte einen vergeblichen oder doch nur einen einseitigen Anlauf nahmen.

Denn die Cultur, indem sie auf die Gesammtheit der menschlichen Eigenschaften und Anlagen reflectiert und dieselben in Thätigkeit versetzt, kommt sie nicht allein dem eigentlichen, tief innersten Bedürfnisse der Menschheit entgegen und beseitigt jede einseitige Verwendung zu eigentlichen Zwecken, sondern sie lehrt ihr auch, in der Ent-



wicklung und Äußerung derselben, sich selbst am besten in der Allgemeinheit zu dienen. Ein Egoismus gleich jenem der Natur, die auch in der höchsten Entwicklung des Individuums ihre großen allgemeinen Absichten fördert und vollbringt.

Und dieser großen Aufgabe der Menschheit stellt sich, ebenso wenig wie in den speciellen Richtungen und Äußerungen der verschiedenartigen Naturproducte, ein Hindernis in den Einrichtungen der verschiedenen Gesellschaftsgruppen der Staaten und Völker entgegen. Die Cultur ist das einzig mögliche Bindemittel der Völker und das allverständliche Evangelium zur Anbahnung des so sehnlich angestrebten ewigen Friedens.

So ist sie das erste und letzte Wort des modernen Staates; in ihr liegt der Frieden, die Einheit, die Freiheit und das Recht. Sie ist das einzige unzerstörbare Fundament des Bestehens, denn sie ist ein beständiges Fortbauen auf dem Bestehenden. Je verbreiteter der Antheil ist an dem Schatze der Erkenntnis, desto sicherer ist die Verwertung desselben in allen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft und die Sicherstellung jedes vernünftigen Anspruches. Revolutionen sind nur möglich, wo es heterogene Elemente gibt; und zur Befriedigung jener Ansprüche bedarf es keiner utopischen Menschenrechte à la 1789. Die Gradationen, die im Staaten- wie im Naturleben sich stets manifestieren werden, werden als keine Ungerechtigkeit angesehen werden, wo sie nur als ineinandergreifende Factoren derselben vernunftgemäßen Einheit und nicht als disparate Kräfte zu willkürlichen Zwecken erscheinen.

---

# NACHLESE.



I.

Kunst im höheren Sinne (also nicht Ausübung von Fertigkeiten und Geschicklichkeiten zu reellen Zwecken) ist jede Hervorbringung durch Geist und Einbildungskraft, welche, mittels Wort, Ton oder Gestalt, den ethischen und schönheitlichen Inhalt der Lebenserscheinungen zum wohlgefälligen Ausdrucke bringt.

2.

Gutes zu üben beglückt, Gutes üben sehen erhebt.

3.

»Dem Reinen ist alles rein« ist auch eines von jenen Sprichwörtern, erfunden von jemand, der selbst im trüben Wasser hantiert und anderen nur einreden will, dass es reines Wasser sei.

Überhaupt pflegen Sprichwörter meistentheils die Wahrheit nur zu streifen. Für den Denker und Forscher sind sie allerdings von cultureller Bedeutung, aber äußerst gefährlich für den Naiven, den Halbgebildeten, indem sie ihn verleiten zum Erkennen und Wirken auf Autorität statt auf Prüfung und Überzeugung.



4.

Wenn der »liebe Gott« alles das sein und gewähren sollte, was man ihm zumuthet, so möchte wohl kein Teufel seinen Platz einnehmen.

5.

Das Anfangen steht meistens bei uns, selten aber das Aufhören.

6.

Etwas erlebt haben heißt nicht immer es auch gelebt haben.

7.

Die Mittelmäßigkeit pflegt häufig etwas zu ergreifen, bevor sie es noch begriffen.

8.

Nur eines ist noch beseligender als zu lieben — zu verehren.

9.

Alles Erkennen gibt uns Befriedigung; aber die süßeste das Anerkennen.

10.

Mit unserem Denken ergeht es uns nicht selten wie mit einem Hustenanfalle; wenn wir einmal angefangen haben, können wir schwer aufhören damit; der angehäuften Stoff will sich Luft machen.

11.

Das: »Es ist nicht der Mühe wert« hat uns schon um so manches Werte gebracht.

12.

Dass zumeist Memoiren geschrieben werden und nicht Tagesaufzeichnungen, ist sehr zu bedauern. Denn jene

haben, wie Gemälde, häufig eine künstliche Beleuchtung, während diese vom natürlichen Lichte des Erlebnisses erhellt werden.

13.

Der Schleier des »Bildes von Saïs« ist zwar schon ziemlich durchsichtig geworden; leider aber mehr durch Moder als durch Licht.

14.

Wenn man die Mehrzahl der Menschen von allem Erborgten und Erlögenen zu entkleiden vermöchte, das ihrer Persönlichkeit zur Erscheinung verhilft, so würde wenig übrig bleiben, ein Individuum daraus zu gestalten.

15.

Die meisten Wahrheiten sind so einfacher Natur, dass man erstaunt, wenn man darauf kommt, wie sie einem so lange entgehen konnten.

16.

Man verliert den Glauben an die Menschen nur, wenn man sich selbst verloren hat.

17.

In wohlorganisierten Menschen bedeutet das Alter keine Negation ihrer Wesenheit, sondern eine Entwicklungsphase, wie jede andere Jahreszeit ihres Daseins.

18.

Denken — bedenken — erdenken — nachdenken — überdenken — verdenken — liegt nicht das bedeutendste Charakteristikon des germanischen Stammes in diesen Formulierungen der *raisonnierenden* Potenz im Menschen?

19.

Alle die socialen Auswüchse und Ungeheuerlichkeiten bedeuten wohl für die Menschheit praktisch nichts, aber für die Menschen traurig viel, gleich jenen sporadischen Krankheitserscheinungen, die von Zeit zu Zeit auftauchen.

20.

Die Erscheinung von zwei einander entgegenkommen- den Menschen, die sich vor fortwährenden Ausweichungs- versuchen die Wege vertreten, wiederholt sich öfter, als man glaubt, auch auf den moralischen und intellectuellen Wegen.

21.

Nicht nur die Bühnenbretter, auch die Bücherbretter bedeuten die Welt, und zwar in noch höherem und tieferem Sinne.

22.

Die Macht der moralischen Grundlagen im Menschen- thum ist so groß, dass selbst, wenn auch unbewusst, das schlimmste Individuum nicht bestehen wollte, wenn es nur Seinesgleichen gäbe.

23.

Nichts entspricht seiner Bezeichnung so wenig, als was wir so häufig Grundsätze nennen hören; denn nichts ist so sehr Corollar des Angewohnten und Angeschul- ten als jene Grundlagen unseres Wirkens und Abschätzens fremden Wirkens.

24.

Man würde sich wohl kaum entschließen, einen Strumpf zu stricken, wenn man voraus berechnete, aus wie vielen Maschen er besteht.

25.

Die Geistessaaten gleichen jenen des Landmannes; einige davon schießen allsobald als Pflanzen empor; andere



bedürfen einer, ja oft einiger Jahreszeiten, um zu ihrer Reife und Wirkung zu gelangen.

26.

Nicht wie lange wir leben, sondern wie lange wir jung bleiben, darum handelt sich's.

27.

Es ergeht uns mit unserem Leben wie mit unseren Träumen; wenn's zu einer Katastrophe darin kommt, lassen uns beide zumeist im Stich.

28.

Freunde können wir uns erwerben, Liebe aber ist ein Geschenk des Himmels.

29.

Selbst die begünstigtesten Existenzen sind reicher an geistreichen Gedanken und schwärmerischen Exaltationen als an erfüllten Zwecken und gesichertem Genuss.

30.

Es dünkt mir eine der unglücklichsten Metaphern: »Er sitzt dem Glück im Schoß«. Das Glück ist eben Glück, weil man ihm nicht im Schoß sitzen kann, da es fortwährend rollt oder fliegt.

31.

Nirgendwo herrscht größerer Despotismus als in der Kritik; doppelt empfindlich, weil es dafür kein Correctiv und dagegen keine Waffe gibt.

32.

Unparteilichkeit, die nicht bei uns selbst anfängt, kann niemals gegenüber von anderen zur Wahrheit werden.

## 33.

Es gibt keine Dogmen als in Glaubenssachen. Alle anderen principiellen, wie in Gesetz und Usus ausgeprägten Grundlagen sind in steter Fluctuation begriffen, wie alles lebendig Wirkende im steten Compromiss mit den Forderungen der Culturentwicklung des Menschen wie des Staates.

## 34.

Im Erforschen der Lebenserscheinungen (deren glücklichste Lösungen noch immer ein räthselhaftes ? enthalten) stehen wir doch dem Räthsel unserer Gedankenwelt gegenüber am rathlosesten da, und zwar am meisten gegenüber den Vorgängen und Gesetzen, im Willkürlichen wie im Unwillkürlichen ihrer Manifestationen.

Die Gesetze für das Willkürliche wie für das Unwillkürliche dieser Vorgänge und Manifestationen sind in ein noch unaufgeklärtes Dunkel gehüllt, wovon das unbegreiflichste über die sogenannten unwillkürlichen Gedanken und deren geheimnisvolles Hervorrufen, über jenes plötzliche, Sternschnuppen ähnliche Hereinspringen eines unseren augenblicklichen Empfindungen, allem Gegenwärtigen im Geiste und in der Gegenständlichkeit gänzlich Fremden oder doch lange entfremdet Gewordenen — eines Wortes, eines Ereignisses, einer Melodie, einer Gegend etc. Welchen Leitfaden gäbe es für dessen Verständnis? aber zugleich auch welche ahnungsvollere Bürgschaft für unsere Hoffnungen über diese irdische Existenz hinaus als diese Unvollkommenheit unserer geistigen Processe, indem sie anknüpfen an jene Ahnungen wie die seelische Entwicklung des Mannes an die tastenden, zagenden Anfänge des Kindes?

## 35.

Die That ist nicht selten zufällig; ist sie aber einmal aus dem Gebiete der Abstraction zu realer Erscheinung

geworden, so hat sie sich mit all ihren Folgerungen in den Kreis des Gesetzmäßigen eingereiht, dem sie sich nicht mehr zu entziehen vermag.

## 36.

Was wir Ausnahmen und Ausartungen, Zufall oder Willkür nennen, muss seine Gesetze ebenso gut haben wie die von uns erforschten und noch zu erforschenden Gesetze alles Seins und Wirkens; denn außerhalb derselben kann ebenso wenig etwas sich manifestieren, wie außerhalb des Kosmos etwas existieren kann. Nur fehlen uns — und werden uns wohl ewig fehlen — die Fäden, an denen wir sie anzuknüpfen vermögen den erfahrungsmäßig beglaubigten Thatsachen der organischen wie der moralischen Entwicklungen.

## 37.

»Schattenrisse aus Giulios Leben.«<sup>1)</sup>

Ich habe diese meine erste dichterische Excursion wieder zur Hand genommen — nach einem Lebens-Pilgergange von einem halben Jahrhundert. Nachdem ich nämlich das Manuscript durch Vermittlung des Directors des k. k. geh. Archivs, Freiherrn von Hormayr (für dessen Zeitschrift »Das Archiv« ich einige Beiträge lieferte), an den Verleger Franz in München gesendet hatte, trat ich meine mehrjährigen Reisen an, und so gelangte nichts von dem, was die Kritik darüber geäußert haben mochte, zu meiner Kenntnis. Beifälliges dürfte es kaum gewesen sein; denn ein Erfolg bleibt dem Autor nicht verborgen, auch wenn er demselben nicht nachforschte. Ist es mir doch mit allen darauf folgenden Publicationen nicht anders gegangen. Ich befand mich stets ihnen gegenüber in einem ganz eigen-

<sup>1)</sup> Vgl. Bd. V, S. 1 ff. und die Einleitung zu Bd. VI.



thümlichen Verhältnisse — fast möchte ich sagen in einem bräutlichen. Dazu kam noch meine Abneigung gegen alle literarische Cameraderie. Ich verkehrte wohl gerne, und mitunter selbst intim, mit Schriftstellern, Musikern und Künstlern, aber nicht als ein Kunstgenosse, sondern als Dilettant.

Dem Buche fehlt vor allem das, was das Kunstwerk zu einem solchen macht: der künstlerische Verstand. Der Aufbau desselben ist zwar nach einer Idee, aber nicht nach einem Plane. Es ist wie ein Gebäude, an welchem man die Treppen vergessen hat und mitunter selbst die Thüren und nun, um hinein und von Gemach zu Gemach zu gelangen, mit Flügeln versehen sein müsste.

Besseres lässt sich allerdings von dem geistigen Inhalte sagen. Es fehlt weder an charakteristischen, wahrempfundnen Seelenzügen, noch an trefflichen Reflexen innerer wie äußerer Vorgänge. Aber die Atmosphäre, aus der er seinen Lebensathem schöpft, ist unverkennbar von Einflüssen Jean Pauls und Hoffmanns bedingt, wenn auch mit eigenthümlichen Treibwurzeln aus der Phantasie und Erfahrungswelt des noch adoleszierenden Poeten. Und — sprechen wir es nur aus — das krankhafte Supersentimentale und Romantische jener, obgleich genialischen Schöpfungen, das unsere jetzige Empfindungsweise so fremdartig berührt, verleiht diesen »Schattenrissen aus Giulios Leben« ein air de famille mit jenen Gestaltungen. Den Greis kann daher wohl ein seltsames Gefühl überkommen vor diesen Jugendexpectorationen; und doch, wie fremd sie ihm auch geworden seien — denn nicht vergebens und unbeeinflusst an allen Organen lebt man ein halbes Jahrhundert unserer Locomotiv- und Elektrizitätsära, wo das Reale auf dem Gebiete des Geistigen und dieses auf dem Gebiete des Realen seine größten Erfolge und Triumphe zu verzeichnen hat — er erkennt sie doch am Herzschlag und am Seelenblicke als seine Kinder.

## 38.

Ich habe soeben Taines 4. Band von »Les origines de la France contemporaine« zu Ende gelesen. Dieses Buch ist mehr als ein Buch, es ist ein Ereignis. Denn eine solche unwiderlegbare, weil actenmäßig begründete Zurechtrückung der gewaltigsten aller historischen Thatsachen auf ihre wahre Genesis und politische wie ethische Bedeutung kann nicht verfehlen, in die gegenwärtige Bewegung der Geister wie der realen Factoren der socialstaatlichen Vorgänge und Strebungen den heilsamsten Einfluss zu nehmen — und ich kann demselben nur mein aufrichtigstes Amen zurufen.

## 39.

Wie wenig gibt es wahrhaft Wohlgesinnter, d. h. solcher, deren Geist und Gemüth stets offen steht jeder Erleuchtung. Die Mehrzahl ist eingebaut in ihre Vorurtheile, Angewöhnungen, Anempfindungen und Angelernteiten und betrachtet jeden als einen Gegner, der unter einem anderen Zeichen empfindet, strebt und wirkt, als dasjenige ist, dem sie folgen. So geht es im größten wie im kleinsten; und derselben Erbitterung oder doch Abneigung begegnet ein neues Werkzeug des realen Bedürfnisses wie dasjenige, das die Förderung geistiger Interessen anstrebt.

## 40.

Weisheit und Klugheit sind keine Gegensätze, wie man sie häufig annimmt, sondern Bundesgenossen. Sie verhalten sich zu einander etwa wie der Architekt zum Baumeister, der Tonsetzer zum Musicus, der dramatische Dichter zum Schauspieler — sie ergänzen sich in realer Vermittlung geistiger Prozesse.

## 41.

Die Stellung der Kritik zu den Schriftstellern ist gegenwärtig eine ganz verkehrte, was zum Theile freilich in dem

numerisch so übergroßen Verhältnis der Production gegenüber dem Richterstande liegt, aber nicht minder in den Präensionen dieses, der den Modus gänzlich verkennt, unter welchem allein seine Autorität eine Berechtigung ansprechen kann; nämlich: seine Verpflichtung und Verantwortlichkeit zu fördern, während sein herkömmliches Gebaren nur zu aburtheilen sich anmasst und statt vom Wohlwollen auszugehen, von allerlei Voreingenommenheiten und Rücksichten sich bestimmen lässt. Kritik heißt: literarisches Gewissen; darin liegt alles.

## 42.

Nichts verträgt weniger ein sprungweises Ansetzen der Thatsachen als historische Vorgänge; denn diese sind im ewigen Fluss, und jede Stauung derselben bewirkt unabweichlich temporäre Verwüstung des Culturbodens der Vergangenheit.

## 43.

Eine einzige scientifiche oder ethische Wahrheit rein zu erkennen, bringt uns weiter als all der gelehrte Trödel, den der beschränkte Intellect aufzuhäufen sich bemüht und damit seine dämmerige Grenze nicht um eine Haarbrette auszudehnen vermag, sondern nur das bisschen, das darin an Mutterwitz vorhanden, zu verrammeln pflegt.

## 44.

Der wahrhaft Befähigte traut sich meistens zu wenig, wie der Beschränkte zu viel zu, und zwar ganz natürlich. Denn jener vermag seine disponibeln Fähigkeiten schwer zu überblicken; dieser dagegen hat seine Summe enge beisammen, und so erscheint sie ihm leicht als ein Schatz.

## 45.

Es gibt Menschen, welche niemals jung gewesen, wie andere, welche niemals alt werden — ganz richtig! aber



zwischen diesen beiden Gattungen bewegt sich noch eine dritte normale, diejenige, die niemals zur Pubertät gelangt, sondern uns den Eindruck macht, zwischen Kind und Greis eingepuppt festzusitzen und zu verkümmern.

46.

Nicht jeder ist auch innerlich frei, der es äußerlich zu sein sich berüht, dies gilt am häufigsten von Literaten und Literaturaposteln.

47.

Dummheit weist auf eine Beschränktheit unserer intellectuellen Eigenschaften hin, Albernheit auf eine ursprüngliche krankhafte Verstimmung derselben; daher sich mit jener noch allenfalls ein Verständnis anbahnen lässt, mit dieser durchaus keines.

48.

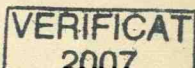
Dem, der gebundene Hände hat, dieselben zu lösen, nicht ihm die von uns bereitete Speise mit den unseren in den Mund zu stecken, darum handelt sich's. Aber keine Unart unserer Eigenliebe ist verbreiteter und hat größeres Unheil angerichtet als die Anmaßung, das Schicksal zu spielen.



# INHALT.



	Seite
<b>Erzählungen, zweiter Theil.</b>	
Liebeszauber. Eine florentinische Sage . . . . .	3
Das erleuchtete Fenster . . . . .	63
Mittheilungen am gastfreundlichen Herde.	
I. Aus dem Tagebuche der Mutter. Durch den Nebel	113
II. Aus dem Tagebuche der Tochter. Der Canarienvogel . . . . .	151
III. Aus dem Tagebuche eines Enthusiasten. Die Primadonna . . . . .	169
<b>Kritische Schriften.</b>	
Ferdinand Raimund und die Leopoldstadt Bühne . . . . .	187
Nach Aufführung des Zauberstückes: »Der Alpenkönig und der Menschenfeind« . . . . .	203
Ein musikalisches Glaubensbekenntnis . . . . .	219
<b>Reflexe und Reflexionen</b> . . . . .	243
Nachlese . . . . .	445



## NACHTRAG.



S. 77, Zeile 13 von unten. Gemeint ist Lenau und sein Urtheil über die Aufnahme von Heusenstamms Drama »Das weibliche Herz«; vgl. unten S. 397.

